This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

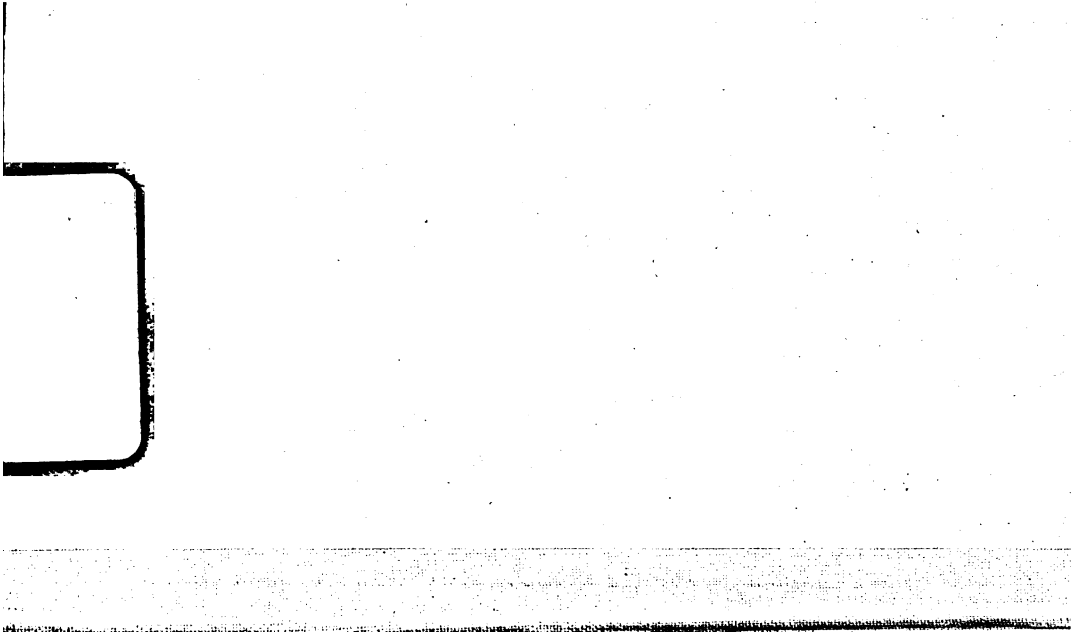
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

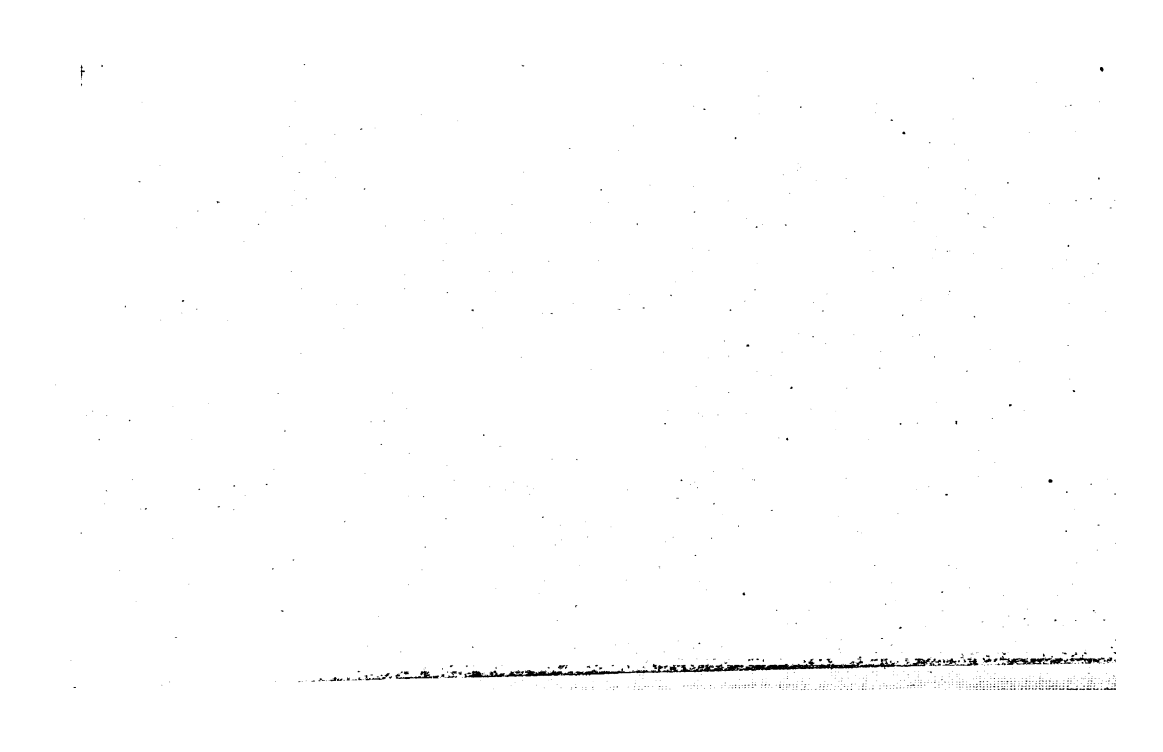
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Rybička sc.

SCHLOSS VAYDA-HUNYAD IN SIEBENBÜRGEN.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer.

Für 1847.

(Fünfundzwanzigster Jahrgang.)

Mit 6 Stahltafeln.

Prag.

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

1847.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
770918A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Inhalt.

Seite.

Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen . . S. I. bis CIV.

I. Die Burg Vajda Hunyad in Siebenbürgen 1

II. Zur Kenntniss von Hinter-Indien 11

III. Der Pichincha-Krater 21

IV. Eyre's Entdeckungsreisen in Australien 31

V. Die Eingebornen Australiens 78

VI. Das Gebiet Oregon 116

VII. Die Karawanen der Araber in Afrika 143

VIII. Skizzen aus Texas und Mexico 160

IX. Erinnerungen aus Brasilien 214

X. Zur Kenntniss von Borneo 276

XI. Die Catalonier 322

Stahltafeln.

I. *Schloss Vayda-Hunyad* (Aus Hering's Sketches of Hungaria). Titelkupfer.

II. *Kangaru-Tans* (Aus Eyre's Journal of discoveries in Central-Australia). Zu Seite 87.

III. *Astoria* (Aus Cap. Wilkes Exploring Expedition). Zu Seite 140.

IV. Büffeljagd (Aus Kendall's Sta. Fé Expedition). Zu Seite 160.

V. *Hafen von Rio Janeiro* (Aus Kidder's Sketches of travels in Brazil). Zu Seite 216.

VI. *Eingeborne von Borneo* (Aus Brooke and Keppel Expedition to Borneo). Zu Seite 282.

ALLGEMEINE ÜBERSICHT
DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

(Fortsetzung und Ergänzung zum vorigen Jahrgange.)

Seit der Entdeckung, welche zwei brittische See-Offiziere, *Wellsted**) und *Cruttenden* in den Jahren 1835 und 1836 auf einer Reise in *Arabien*, an zwei verschiedenen Punkten des ehemaligen Landes *Himiar* (des jetzigen *Yemen*) in Betreff gewisser, vom heutigen Arabischen, wenigstens in der Form der Zeichen, gänzlich

*) S. über dessen Reise in Arabien den XVI. Jahrgang (1838) unsers Taschenbuches, S. LXXIV u. ff.

abweichenden alten *Inschriften* gemacht haben, sind die ersten Sprachgelehrten Teutschlands, Frankreichs und Englands mit Entzifferung derselben und andern damit in Verbindung stehenden archäologischen Forschungen eifrig beschäftigt gewesen. Aber ehe sie noch mit dem, was jene Reisenden geliefert, zu befriedigenden Resultaten gekommen, haben neuere und umfassendere Entdeckungen eines jungen *Franzosen* nicht nur den Stoff ihrer Forschungen vermehrt, sondern der seltene Muth und die bewundernswürdige Beharrlichkeit, mit welchem Letzterer sein in so mancher Hinsicht gefahrvolles Unternehmen zu Ende führte, sind auch von nicht geringer Wichtigkeit für die Aufhellung einer Landstrecke gewesen, die vor ihm noch kein wissenschaftlich gebildeter Europäer betreten hatte.

Es war im Anfange des Jahres 1843, als der französische Consul *Fresnel* in *Dscheddah* einen Landsmann, Namens *Louis Arnaud*, bei sich eintreten sah, welcher als Apotheker *(pharmacien)* zuerst in einem ägyptischen Regimente, später beim Imam von *Sana* gedient hatte und

Letztern ganz für sich einzunehmen so glücklich gewesen war. Er zeigte dem Consul zahlreiche schriftliche Notizen, die er in verschiedenen Theilen von *Yemen* gemacht hatte, und dieser, welcher gerade mit den himiaritischen Inschriften Wellsteds und Cruttendens beschäftigt war, wusste seinem Gaste bald einen gleichen Enthusiasmus für diese neue Quelle von Belehrungen über die alte Geschichte Arabiens einzuflössen. *Arnaud* sagte ihm, dass es dergleichen Inschriften besonders viele in *Mareb* (dem alten *Saba*) gebe, dass aber kein Europäer, er allein ausgenommen, hoffen dürfe, dorthin zu gelangen. Auf dringendes Bitten des Consuls versprach er, die Reise zu unternehmen und ihm Bericht davon zu erstatten.

Arnaud reiste wirklich nach dem Innern von Yemen ab, liess aber lange Zeit nichts von sich hören. Endlich kam ein Packet an den Consul mit 55 himiaritischen Inschriften und einem Schreiben, worin er meldete, dass er blind geworden sei und sich nach *Aden* zu einem englischen Arzte habe bringen lassen. Bald nachher traf er auch persönlich in *Dscheddah*

ein, obwohl noch halb blind und ausser Stande, die Feder zu führen. Erst nach einigen Monaten Ruhe und Pflege konnte er, im Oktober 1844, einen Bericht von seiner Reise abfassen.

Dieser Bericht beginnt mit der Ankunft in *Sana* am 9. Juli 1843, von wo er am 12. nach *Mareb* aufbrach. Aber nur mit vielen Schwierigkeiten gelang es ihm, obschon sein früherer Aufenthalt in Sana ihm sehr zu statten kam, sein Vorhaben auszuführen. Vor allen Dingen musste er sich in seinem Aeussern der Landessitte so viel als möglich anbequemen und sich namentlich den Bart abscheeren lassen. Ein *Makruh*, d. h. ein Mensch, der einen Bart, besonders einen Lippen- und Knebelbart trägt, ist in Sana und der ganzen Umgebung, selbst unter den Stämmen bis nach Süden hinab, ein Gegenstand des Abscheues und des Hasses. Seine Kleidung bestand in einem Hemd von schwarzer Leinwand, mit weiten bis auf die Knie herabreichenden Aermeln und einem Beinkleid von weisser Leinwand. Ein Turban, bloss aus einem Stück schwarzer Leinwand bestehend, ein schlechter Gürtel und alte Sandalen bildeten den übri-

gen Anzug. „Dieses Costum“, — sagt *Arnaud* — ist zwar für den Stadtbewohner eines der einfachsten und unscheinbarsten, aber der Wüstenbewohner betrachtet es eher noch als Putz; denn seine ganze Kleidung ist ein um die Hüften gewundener Fetzen von grobem Stoff, den er sich selbst aus der Wolle seiner Schafe bereitet. Der Kopf ist entweder gar nicht oder nur mit einem schmutzigen Lappen bedeckt, der mit einem Strick oder einem Stück Lunte befestigt wird. So geht der Araber, die Flinte mit der brennenden Lunte über der Schulter, auch mit nackten Füssen einher.“

Bloss von einem Hirten aus der Gegend von *Mareb* begleitet, der ihm als Führer diente, schloss sich *Arnaud* an eine kleine Karawane an. Der Weg ging von *Sana* aus in ostnordöstlicher Richtung, zunächst durch das 4 Lieues lange Thal *(Wady) Serr*, wo das gleichnamige grosse Dorf und mehre andere kleinere Wohnplätze zerstreut lagen. Die Häuser sind theils von ungebrannten Ziegeln, theils von gehauenen Steinen gebaut. Die Einwohner gehören zum Stamme der *Beni-Haschasch*, welche die Herr-

schaft von Sana nicht anerkennen, sondern unter eigenen Scheichs unabhängig leben. Da der kleine das Thal durchlaufende Bach oft versiegt, so dienen zahlreiche Brunnen zur Bewässerung der Felder, auf welchen die Einwohner Wein, Waizen und Gerste und das ganze Jahr hindurch auch Klee bauen, den sie als Viehfutter nach Sana verkaufen. Einzelne Dörfer sind ausschliesslich von Juden bewohnt, die sich mit Verfertigung von Töpfergeschirr beschäftigen. Am Ausgange dieses Thales wird die Richtung des Weges nordöstlich und bald folgen 10 Dörfer hinter einander, die nach dem Stamme, der sie bewohnt, den gemeinschaftlichen Namen *Scherafa* führen.

So fährt *Arnaud* fort, einen Rastplatz nach dem andern zu beschreiben, und verweilt besonders bei der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen der Einwohner, welche noch heut zu Tage durch ihre Einfachheit an das biblische Alterthum erinnern. So kam man z. B. kurz vor *Mareb* in das Lager, zu welchem der Führer gehörte, und das Erste, was der Wirth hat, war, den Reisenden in sein Zelt zu führen

und ihm die Füsse, Arme und Hände mit frischer Butter zu salben. „Bald“ — erzählt *Arnaud* — „versammelten sich um das Zelt alle männlichen Bewohner des Lagers, um das ausserordentliche Wesen zu betrachten, das so eben hier angekommen war, während die Frauen und Mädchen mich von weitem neugierig beguckten. Jeder liess seinen Kaffeh holen, um ihn in Gesellschaft zu trinken. Mein Führer beeilte sich auch, der Landessitte gemäss, als Unterpfand der Sicherheit für den Fremden, ein Schaf zu schlachten. Jeder von den Anwesenden machte sichs nun zur Pflicht, mich auszufragen, denn Niemand begriff, was mich bewogen haben könne, eine solche Reise zu unternehmen. Bald murmelten sie unter sich, dass Gott allein wissen möge, wer der seltsame Mensch sei und was er im Schilde führe.... Die ältern Männer insbesondere wünschten zu erfahren, ob ich das Geheimniss besitze, verborgene Schätze zu entdecken. Ich antwortete, so gut ich konnte, und suchte namentlich Allem auszuweichen, was mich blossstellen konnte. Auf die Fragen nach meinem Vaterlande gab ich einfach zur Ant-

was jedoch von seinen Begleitern in der Karawane mit sehr misstrauischen Blicken beobachtet wurde.

In *Mareb* waren die Einwohner schon von seiner Ankunft unterrichtet und standen neugierig am Eingange des Ortes; selbst die Dächer der Häuser waren mit Weibern angefüllt. Ein Mann von der Karawane ging voraus und schrie laut: „Wir bringen euch den *Mahdi!*“ Das Volk erhob jetzt ein Freudengeschrei. Alles drängte sich jetzt an den Fremden, um ihm die Hand zu reichen und ihn mit dem Titel *Scherif* zu begrüssen. *Arnaud* lehnte klüglich diese Ehrenbezeigung ab, indem er wohl wusste, dass er im Fall einer Entdeckung grosser Gefahr ausgesetzt sei. Er wurde hierauf zum Scherif *Abderrahman* geführt, welcher im vierten Stocke eines hohen kegelförmigen Thurmes wohnte und ihn stehend empfing und nöthigte, seinen eignen Platz einzunehmen, über welchen ein schöner Cuirass hing, zum Zeichen, dass es ein Ehrenplatz sei. Hierauf kam ein Diener mit einem Gefäss voll frischer Butter, um die Füsse und Hände des Fremden zu salben, was auch gleich darauf mit allen seinen Begleitern geschah. Der

Scherif liess dann eine Menge Kaffee bringen und erkundigte sich nach Neuigkeiten, während er ein kleines Mädchen auf den Knieen schaukelte, welches bloss einen aus Lederstreifen bestehenden, mit Muscheln verzierten Gürtel um den Leib trug. Dann folgte eine unendliche Reihe von Fragen an Arnaud: Woher bist du? Wohin gehst du? Was machst du hier? Warum copirst du die Inschriften? Kannst du sie lesen? Wer hat dich her geschickt? Suchst du verborgene Schätze? Warum betest du nicht? u. dgl. „Im Betreff des Betens" — sagt *Arnaud* — „hätte die Sache, wenn vom Beten überhaupt die Rede gewesen wäre, keine Schwierigkeit gehabt. Aber ich hätte genau wie die Araber beten müssen, sowohl in Hinsicht der Körperbewegungen als der Worte, und jede Abweichung davon hätte mich als einen Ungläubigen erscheinen lassen. Ich bestand darauf, dass ich ein *Moghrebin* sei. Mich für einen *Türken* auszugeben, wäre höchst gefährlich gewesen; denn schon am Tage vor meiner Ankunft sagten mehre Beduinen vom Stamme *Abidah* zu mir: „Wenn wir gewiss wüssten, dass du

ein Türk seiest, so würden wir dich in Stücke hauen.“ Andere sagten: „Auf jeden Fall ist er ein Türk; denn wir haben ja vor Kurzem gehört, dass türkische Soldaten in *Sana* eingerückt sind; und dieser ist gewiss einer davon, der das Land ausforschen soll und dann andere Türken herführen wird, um sich desselben zu bemächtigen.

Die Lage des Reisenden war unstreitig sehr gefahrvoll. Er sagte, dass er nach *Macalla* gehe, um sich dort nach *Indien* einzuschiffen. In *Sana* habe er erfahren, dass der Weg dahin über *Mareb* weit kürzer als jeder andere sei. Er reise in keiner andern Absicht, als die Wunder der Welt zu betrachten, welche das höchste Wesen geschaffen habe, und zu gleicher Zeit die berühmten Orte des Alterthums zu besuchen, deren die heiligen Bücher erwähnen. Die Inschriften copire er deshalb, damit er, wenn er nach Hause komme, einen Beweis in Händen habe, dass er wirklich da oder dort gewesen sei. *Arnaud* gewann durch diese, für die patriotische Eitelkeit der Fragenden schmeichelhafte Erklärung den Beifall des Scheriffs, besonders

auch durch den Zusatz, dass es ihm nicht um Schätze zu thun sei, und dass er, falls er wirklich dergleichen finden sollte, sie gewissenhaft ausliefern werde, da er ohnehin nicht im Stande sei, sie zu verbergen. Uebrigens komme er ganz aus eignem Antrieb hieher, ohne Begleitung, ohne Schutz, bloss auf den Beduinen vertrauend, der es über sich genommen, ihn herzubringen.

Schwerer hielt es, wie gesagt, die Araber in Hinsicht des Betens zufrieden zu stellen. Er suchte sich daher auf alle mögliche Weise einer Probe zu entziehen, die ihn unfehlbar hätte verrathen müssen. Einige von denen, die am leichtesten zu befriedigen waren, schlossen aus dem Umstande, dass er nicht öffentlich betete, er müsse zu einer strengen Sekte gehören; die Meisten aber hielten ihn für einen Abkömmling der ungläubigen Bewohner des Landes aus der vormohammedanischen Zeit, welcher natürlich mit der Sprache derselben bekannt und zur Aufsuchung ihrer alten Schriften nach Mareb gekommen sei. *Arnaud* bewies ihnen, dass jene ungläubigen Besitzer ihres Landes keinesweges seine Vorältern, sondern vielmehr die ihrigen

gewesen seien, während sein Vaterland unermesslich weit von *Arabien* entfernt liege. Dieses letztere Argument schien sie zu befriedigen; wenigstens verschonten sie ihn mit weitern Fragen.

Aber nun brannte der Reisende vor Verlangen, die Ruinen des alten *Saba* zu besuchen, was mit neuen Belästigungen verbunden war. Die Ruinen bestanden fast nur aus Schutthaufen. Oestlich von der Stadt zeigte man ihm einen weiten Platz, eine Art Tenne, mit festem harten Boden, welches ein altes Feldlager der Sabäer gewesen seyn sollte, wo militärische Uebungen Statt gefunden hätten; aber Spuren von Gebäuden waren nicht vorhanden. Erst eine halbe Stunde weiter davon kam man zu den s. g. *Pfeilern (Pilastres)*, wo *Arnaud* zwei Inschriften, aber die eine so beschädigt fand, dass er sie nicht copiren konnte. Von hier wandte er sich mit seinem Führer nach dem *Haram Bilkis*, auf welches ihn der Scheriff aufmerksam gemacht hatte. Auch hier konnte er drei Inschriften nicht copiren, theils weil sie ganz unter Sand vergraben waren, theils weil die Führer

ihm nicht Zeit dazu liessen. Eben so musste er mehre andere Inschriften in *Mareb* selbst, die er auf alten zum Bau der Häuser verwendeten Steinen sah, uncopirt lassen. Nur mit zweien gelang es ihm, trotz dem Geschrei des von allen Seiten herbeigelaufenen Volkes. Am meisten lärmten die Weiber und Kinder. „Jagt ihn fort“ — schrieen sie — „diesen Zauberer und Ungläubigen! Er wird nur Unglück über unser Land bringen.“ Der Scherif aber, den Arnaud für sich gewonnen hatte, legte dem Volke Stillschweigen auf. „Ihr habt keinen Verstand“ — rief er — „wenn ihr glaubt, dass dieser Fremde euch Schaden bringen werde. Da wir ihn bei uns aufgenommen haben, so müssen wir ihn gewähren lassen. Stösst uns Unglück zu, so geschieht es gewiss nur mit Zulassung Gottes.“

Am dritten Tage schickte er sich zur Rückreise an. Es war ihm nicht möglich länger zu verweilen, wenn er nicht das Opfer der Angst und des Verdrusses werden wollte, den ihm das Betragen der Einwohner verursachte. Am 21. Juli verliess die aus etwa 80 Personen und 150 Kameelen bestehende Karawane die Stadt.

Am Abend wurde eine halbe Lieue vor den Ruinen von *Charibah* (*Kharibah*) Halt gemacht. Am nächsten Morgen gelang es dem Reisenden, den Karawanen-Führer *Dardasch*, durch das Versprechen eines Geschenkes in Sana, dahin zu bringen, dass bei diesen Ruinen selbst Halt gemacht wurde. *Arnaud* eilte mit seinem Führer voraus und war so glücklich, mehre Inschriften zu copiren, die hier ungemein zahlreich waren. Die Weiterreise geschah durch ein Thal, in welchem ein Fluss, der das ganze Jahr Wasser zu haben schien, seinen Lauf in der Richtung gegen den *Dana* nahm. Auf der ganzen Reise von Mareb bis hieher fand man nur bei Charibah einige Strecken angebautes Land, in der Nähe der in der Ebene zerstreuten Wohnungen. Im Thale der *Beni Dschabr*, welches zur Landschaft *Cholan (Kholan)* gehört, traf man mit einer andern sehr zahlreichen Karawane zusammen, welche starke Heerden von Kameelen und Schafen mit sich führte. Beide Karawanen machten am Abend gemeinschaftlich Halt. Schon am 25. befand sich *Arnaud* wieder im Dorfe *Wadi Serr*, in der

Nähe von *Sana*. Die Einwohner nahmen ihn sehr freundlich auf und ein alter Bauer, der drei Söhne hatte, bestand darauf, dass er das Mittagsmahl mit ihm theilen sollte. Es wurde in einer grossen irdenen Schüssel aufgetragen und bestand aus einer Art Brei von Gerstenmehl, aber ohne Butter zubereitet, worauf Gerstenbrod mit halbreifen Weintrauben folgte. Die Wohnung des Bauern war ein grosses Gebäude von mehren Stockwerken, ganz aus ungebrannten Ziegeln aufgeführt, und sehr reinlich gehalten. Ueberhaupt bemerkt der Reisende, dass die Bewohner von *Sana* und der Umgegend sich vor den Arabern des innern Landes durch grosse Reinlichkeit ihrer Häuser, Städte und Dörfer auszeichnen.

„Als wir am Thore von *Sana* ankamen," — sagt *Arnaud* — „fragten die Soldaten des Imam, die mich erkannten, den Karawanenführer, woher ich komme, und waren nicht wenig erstaunt, mich mit heiler Haut von *Mareb* zurückkehren zu sehen; denn Niemand wagt es eine solche Reise zu unternehmen, einmal, weil es nichts dabei zu gewinnen giebt, sondern Alles

zu verlieren ist, und dann, weil keiner von den Gelehrten in Sana es der Mühe werth hält, sich mit wissenschaftlichen Forschungen in Betreff der alten ungläubigen Völker des Landes zu beschäftigen." ... *)

Aus *Schehr (Seer)* im südlichen Arabien, am Persischen Busen, theilt ein Hr. *Brockmann*, wahrscheinlich ein Arzt, in einem Briefe vom 20. Febr. 1846 an den Dr. *Thompson* in Damaskus, manches Bemerkenswerthe über diesen noch unbekannten Ort mit. *Schehr* ist eine ansehnliche Stadt, die ihr Brodgetraide aus Indien und der (afrikanischen) *Sewayly-Küste* (?) erhält, aber auch einen Ueberfluss an köstlichen Fischen hat. Die Witterung war in den letzten vier Monaten ausgezeichnet schön. Krankheiten sind fast unbekannt. „Ueberdiess" — heisst es — „würde der reichste Kaufmann nicht einen halben Schilling einem Arzte zahlen, um sich, seine Frau oder sein Kind vom

*) *Nouvelles Annales des Voyages*, etc. etc. 1845. Aprilheft, S. 6 u. ff., und Juniheft, S. 258 u. ff. -- Umständlicher in der Zeitschrift *Ausland*, 1845, November, Nr. 305 bis 308.

drohenden Tode zu retten.“ Die Lebensweise ist wahrhaft patriarchalisch; der reichste Mann, selbst der Sultan, begnügt sich mit einer einzigen Schüssel. Die vornehmsten Leute gehen selbst auf den Markt, um einzukaufen. Waizenbrod ist ein Luxusartikel.“ ... Die Beduinen der Umgegend sind im Allgemeinen ein schöner Menschenschlag und von einfachen Sitten; aber die Stadtbewohner ein niedriges, kriechendes und lügnerisches Geschlecht, welches überdiess in seinem Hasse gegen die Franken selbst die Mohammedaner von Damaskus übertrifft. ... Pferde und Maulesel sind unbekannt, Kameele und Esel die einzigen Lastthiere.... *)

Bei *Mossul* sind neue Entdeckungen *assyrischer Alterthümer* gemacht worden, und zwar durch den französischen Consul *Rouet*, den Nachfolger *Botta's*, welcher Letztere mit den Ergebnissen seiner Ausgrabungen in *Chorsabad* **) jetzt auf dem Wege nach Frankreich ist. *Rouet* kam auf einer Geschäftsreise im

*) *Ausland*, 1846, Juni, Nr. 155.

**) S. den vorigen Jahrg. dieses Taschenbuches, S. XLIII. u. ff. der Allgemeinen Uebersicht etc.

November 1845 nach den Gebirgen etwa 15 Lieues von Mossul, an den Ufern des kleinen Flusses *Gaumel*, unweit von dem klassischen Schlachtfelde von Arbela, in ein elendes Kurdendorf, dessen Bewohner so unglaublich unwissend waren, dass sie sogar nie etwas von der Stadt Mossul gehört hatten. Ein Bauer versprach dem Consul eine wundervolle Höhle im Gebirge zu zeigen. Man musste eine halbe Lieue aufwärts klettern und fand endlich, zwar nicht die versprochene Höhle, aber eine Platform, welche zu einer steilen Felswand führte, die vier Basreliefs, jedes 6 Fuss hoch und 15 Fuss breit, enthielt. Nach den Zeichnungen, die *Rouet* davon nach Konstantinopel geschickt hat, zu urtheilen, haben diese Skulpturen die grösste Aehnlichkeit mit denen, welche *Texier* bei *Yesselikassa* entdeckt hat. Jedes Basrelief enthält neun Personen, von welchen sieben auf verschiedenen Thieren (Löwen, Stieren, Pferden etc.) stehen. Das Costum ist assyrisch wie auf den von *Botta* gefundenen Alterthümern. Die Untersuchungen wurden fortgesetzt *).

*) *Literary Gazette*, etc. 1846, Mai, Nr. 1521.

Die französische Journalistik, welche sonst nur gewohnt ist, vorzugsweise von den Bestrebungen französischer Reisenden zu sprechen, fängt jetzt an, auch von dem, was teutsche Gelehrte auf dem Felde der Länder- und Völkerkunde Wichtiges leisten, genauere Kenntniss zu nehmen. So heisst es in einem Bericht der jetzt von *Vivien de St. Martin* redigirten *Nouvelles Annales des Voyages**): „Wenige in unsern Tagen unternommene Reisen haben eine grössere geographische Wichtigkeit, als jene verschiedener teutscher Gelehrten nach den Thälern von *Lazistan*, so wie durch *Armenien* und *Kurdistan*.... Das letzte Heft der „Monatsberichte der Berliner Gesellschaft für Erdkunde" enthält den Beschluss einer langen Mittheilung von Hrn. *Köhler* über *Lazistan*. Der erste Abschnitt gab einen allgemeinen Ueberblick von *Lazistan* (dem Küstenlande am Schwarzen Meere, welches sich von *Trebisond* bis *Batum*, an den Gränzen von *Guriel*, erstreckt); dieser enthält den vollständigen Bericht der Reise und geht bis Juni 1842

*) 1845, Mai, S. 158 u. f.

zurück. Der Verf. erzählt zuvörderst seinen Ausflug von *Batum* nach *Artwin*, einer kleinen armenischen Stadt im Thale des *Tschuruk*, am gleichnamigen Flusse, achtzehn Stunden von *Batum*, und führt uns dann von Batum nach *Trebisond*, und zwar längs der Küste auf dem Meere in einem jener Fahrzeuge, welche den Handelsverkehr zwischen den Bewohnern dieser entlegenen Länderstrecken unterhalten. *Ritzeh* und *Koppa* sind, nach Batum, die lebhaftesten Handelsplätze der Lazen-Küste. Auf sie folgen an Wichtigkeit *Surmeneh* und *Atina*. Das überall in den Gebirgen reichlich vorhandene Bauholz ist der Haupt-Ausfuhrartikel des Landes; hiezu kommt an einigen Punkten Getraide, Wachs und Honig, so dass sich in dieser Hinsicht seit *Strabo* und *Plinius* nichts hier geändert hat."

„Unser Landsmann, Hr. *Fontanier*" — fährt die französische Zeitschrift fort — „hatte bereits (im zweiten Theile seiner *Voyages en Orient*, 1834, S. 291 u. ff.) über den Theil des Küstenlandes zwischen *Trebisond* und *Batum* Einzelheiten berichtet, die nicht minder

belehrend waren als die in der eben besprochenen teutschen Mittheilung. Auch einige Engländer, namentlich die *HH. Brandt* und *William Hamilton*, haben das obere Thal des *Tschuruk*, von *Baïburt* bis *Ispir*, durchwandert; aber Niemand hat uns, vor Dr. *Köhler* und zwei andern teutschen Gelehrten, *Koch* und *Rosen*, genau mit den untern Abtheilungen desselben Thales, abwärts von *Ispir*, bekannt gemacht und uns genügende Nachrichten über das zum georgischen Stamme gehörige Volk der *Lazen* gegeben. In dieser Hinsicht sind die Ergebnisse der Reisen dieser drei Gelehrten als wahrhaft neue zu betrachten."

Ueber dieselbe von Dr. Köhler bereiste Gegend zwischen *Batum* und *Artwin* wurde in der Sitzung der *Londoner Geographischen Gesellschaft* vom 10. April 1845 der Bericht des brittischen Viceconsuls *Guarracino* vorgelesen, welcher einen Ausflug in diese Gegend gemacht hatte. Der Reisende ging zunächst von Batum nach *Kisil Toprak*, indem er den *Tschuruk* auf einer Fähre übersetzte. Der Fluss war hier nur 30 Yards breit und 7 bis 8 Fuss tief;

aber vom Mai bis September erlangt er eine Breite von 200 bis 300 Yards. Durch Wälder und wellenförmiges Land kam der Reisende nach dem kleinen, aber gut gebauten Dorfe *Omboli*, am Rande eines grossen Eichen- und Kastanien-Waldes, dann über die Flüsse *Adscharak* und *Mirwet* nach dem grossen Dorfe *Maradit*, wo er einen Basar von 70 Buden mit allen Arten europäischer Manufacturen versehen antraf. Nach Ueberschreitung eines weitern Gewässers erreichte *Guarracino* den wenigstens aus 200 Häusern bestehenden Ort *Kadapha*. Die Eingebornen dieser Gegenden sind Mohammedaner, sehr freundlich gegen Fremde, bauen etwas Gerste und sammeln Wachs und Honig. Auf einer schmalen Flur zwischen dem *Tschuruk* und dem Fusse des Gebirges und dann bergaufwärts seinen Weg fortsetzend, gelangte der Reisende nach *Botschka*, von etwa 90 Häusern, worunter viele steinerne waren. Die Einwohner brennen Ziegel und machen irdene Krüge, mit welchen sie die ganze Küste zwischen *Ritzeh* und *Tschuruksu* versorgen. Auch treiben sie mit etwa 80 Fahrzeugen Fluss-

schifffahrt. Hinter *Botschka* kam der Reisende zu einem alten, angeblich von den Genuesern erbauten Fort und überschritt auf einer steinernen Brücke den aus Westen kommenden Fluss *Itschaleh*. Das nächste Dorf war *Ziruret*, wo sehr viel Dachziegel gemacht werden. Dann ging es, eine (engl.) Meile weiter, über den *Murghur*, einen westlichen Nebenfluss des Tschuruk, welcher die Gränze zwischen den Provinzen *Lazistan* und *Siwaneh* bildet.... *Artwin (Artoin)*, das *Guarracino* nach einer Reise von 60 (engl.) Meilen endlich erreichte, sieht aus wie ein grosses Dorf; die Häuser sind von Holz gebaut und durch Gärten mit Maulbeer- und Oliven-Bäumen von einander geschieden. Es mag 5500 Einwohner zählen, worunter mehr Katholiken als Mohammedaner.... *)

Von dem geistvollen Dr. *Moritz Wagner*, dessen treffliche „Reisen in der Regentschaft Algier" uns Stoff zu einem grössern Artikel über Algerien, im XXI. Jahrgange (1843) dieses Taschenbuches lieferten, giebt die Zeitschrift

*) *Lit. Gaz.*, 1845, April, Nr. 1474.

Ausland *) Mittheilungen aus dem Tagebuche seiner neuesten Reise durch Armenien, über welches interessante Land schon früher die *Augsburger Allgemeine Zeitung* Bruchstücke ebenfalls aus der Feder Dr. *Wagners* gebracht hatte. Leider ist uns kein Raum zu Auszügen aus diesen Mittheilungen vergönnt und wir können nur durch Angabe der Hauptrubriken *(Vom Goktschai-See nach Eriwan — Zur Charakteristik der Kosaken — Die Vulkan-Natur Armeniens — Der erste Anblick des Ararat — Ein Original in russischer Uniform — Ankunft in Eriwan — Russische und teutsche Gastfreundschaft — Eriwan —)* den reichen Inhalt derselben andeuten.

Wir berichteten im vorigen Jahrgange (S. LXI), dass Hr. von *Middendorf*, nachdem er im Sommer 1844 die Gruppe der *Schantar-Inseln*, an der Ostküste von *Sibirien*, untersucht gehabt, eine neue Reise, den Fluss *Tugur* aufwärts längs der *chinesischen* (mandschurischen) Gränze bis zur Festung *Gorbitschin-*

*) April, 1846, Nr. 107 bis mit 116.

skaja, und von da über *Nertschinsk* nach *Irkutsk*, unternehmen wolle. Auch diese Reise hat der muthige Mann glücklich vollendet, und unabhängig von seinen botanischen, zoologischen und mineralogischen Sammlungen und Studien hat auch die Geographie wichtige Vortheile dadurch erlangt. Es geht unter anderm aus seinen Forschungen hervor, dass seit dem bekannten Gränzvertrage zwischen *Russland* und *China*, vom Jahre 1689, die Chinesen im Osten von *Nertschinsk* eine Gränzlinie errichtet haben, welche längs dem südlichen Abhange des *Jablonnoi-Gebirges* hinläuft, so dass den Russen die sämmtlichen Gebirgsthäler und Höhen geblieben sind, während die Chinesen die vom Gebirge beherrschten fruchtbaren Ebenen behalten haben. Das russische Gebirgsland ist sehr reich an Pelzthieren und die eingebornen Stämme führen seit 150 Jahren ihren Tribut regelmässig in Pelzwerk ab. Ausserdem hat Hr. v. *Middendorf* gefunden, dass es zwischen der russischen Niederlassung *Udskoi* und der Mündung des *Amur* ein Gebiet von beträchtlicher Ausdehnung giebt, welches ganz unabhängig

von beiden benachbarten Reichen ist und von einem Volksstamme, den *Ghilaïks*, bewohnt wird, die weder an *Russland* noch an *China* Tribut entrichten *).

Während derselben Zeit beendigte auch Dr. *Schrenk* seine botanischen und geographischen Forschungen im *südwestlichen Sibirien*. Ganz auf sich selbst angewiesen, ohne höhere Unterstützung, hat dieser eifrige Naturforscher vier Jahre in einem Lande zugebracht, welches dem grössten Theile nach noch nie von Europäern besucht worden war. Namentlich hat er sehr merkwürdige Beobachtungen über die östliche Verlängerung der weiten Landstrecke gemacht, die sich durch die auffallende Einsenkung des Bodens der *Kirgisen-Steppe* zwischen dem *Aral* und dem *Tobol* auszeichnet. Von hier wandte sich der Reisende nach dem von hohen Gebirgen umschlossenen See *Issikul*. Von einem der Gipfel dieser Gebirge hatte er einen schönen Anblick des *Thian-schan*-Gebirges, welches sich, seiner Schätzung zufolge, 16-

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1845 August, S. 143 u. ff.

bis 18000 Par. Fuss über das Meer erhebt und bis weit abwärts mit ewigem Schnee bedeckt ist. Die bisherigen Karten der Gegend zwischen dem *Sir Deria* (*Sihnu, Jaxartes* der Alten) und dem westlichen *Altai* erhalten durch diese Reise des Dr. *Schrenk* wesentliche Berichtigungen*).

Der finnländische Gelehrte *Castrén*, welcher im Auftrage und mit Unterstützung der russischen Regierung ebenfalls *Sibirien* bereist, um *ethnographisch-linguistische* Forschungen über die nomadisirenden *Samojeden-* und *Ostjaken*-Stämme anzustellen**), hat im Sommer 1845 Nachrichten von seiner Reise gegeben. Grosse Schwierigkeiten machte ihm unter Anderm der Mangel an Dolmetschen, die der russischen Sprache mächtig waren. „Argwöhnisch in Allem," — sagt er — „hegen sie besonders ein grosses Misstrauen gegen alle Missionen philologischer Art, indem sie fürchten, man wolle nach errungener Kenntniss ihrer Sprache, Bücher in derselben verfassen und dann die heranwachsende

*) *Ebendas.*, S. 145 u. f.

**) S. den XXIII. Jahrg. (1845) des Taschenb., S. LXX.

Jugend daraus zu lernen zwingen.“... Ueber den Fluss *Irtysch*, auf dem *Castrén* einen grossen Theil seiner Reise machte, theilt er einige Einzelheiten mit, die nicht allgemein bekannt sind. Das Wasser des Flusses steigt ununterbrochen vom Eisgange bis gegen Ende Juni; dann sinkt es allmählich den ganzen Sommer hindurch, ohne jemals auf einer bestimmten Höhe stehen zu bleiben.... Das Flussbett ist voller Löcher, eine Folge des losen Grundes, welcher von dem reissenden, in tausend Krümmungen wirbelnden Strome leicht aufgerissen wird... Mit dem *Ob* verglichen, überschwemmt der *Irtysch* weniger Land als dieser, steigt aber doch bedeutend über seine Ufer, so dass er in manchen Jahren doppelt so breit wird als im August. *Castrén* legte einen grossen Theil seiner Fahrt auf überschwemmten Wiesen und neuentstandenen Flussarmen zurück. In Folge dessen können die Fischereien im Grossen nicht eher als spät im Sommer beginnen. Auch sind die Ueberschwemmungen des Irtysch, wie die des Ob, dem Ackerbau hinderlich, indem oft gerade die fruchtbarsten Stellen unter Wasser liegen. Auch klagt

man in mehren russischen Dörfern über Mangel an Viehfutter. In Hinsicht der Ufer hat der *Irtysch* das mit vielen andern Flüssen Russlands und Sibiriens gemein, dass (im Allgemeinen, versteht sich,) die rechte Seite steil und bergig, die linke hingegen niedriger und flacher ist.... Beim Beginn der *Fischereien* siedelt sich auf dem niedrigen Sandufer, sobald dasselbe wasserfrei geworden, eine *russische Netzgesellschaft (Artelj)* an, welche aus 10 Personen besteht und mit zwei Zugnetzen versehen ist, deren jedes 250 bis 300 Saschen (zu $6^3/_4$ Wiener Fuss) Länge hat und von fünf Personen besorgt wird. Die Fischereien dauern von Ende Juli bis Anfang Oktober (alten Styls), und liefern in Menge Störe, Lachse, Brachsen, Hechte, Quappen etc. etc. Die *Ostjaken* befassen sich wenig mit dem Fischfang; nur im Frühling, wo die Fische wieder stromabwärts ins Meer ziehen, pflegen sie unter dem Eise Netze für Störe und Sterlede aufzustellen. Doch sollen sie in älterer Zeit, vor der Ankunft der Russen, hauptsächlich von der Fischerei gelebt haben, wie auch der Umstand beweist, dass sie in ihrer Sprache

eigene Namen für die verschiedenen Fischergeräthschaften besitzen. Von den Beobachtungen des Reisenden über die am Irtysch wohnenden *Ostjaken* im Allgemeinen wollen wir Folgendes ausheben. Rings von *Russen* und *Tataren* umgeben, haben sie, bis auf die Sprache, alles Eigenthümliche und Nationelle verloren. Der tatarische Einfluss ist vergleichungsweise gering; der russische hingegen thut sich in der Religion, den Sitten und Gebräuchen, so wie bereits in der ganzen Gefühls- und Vorstellungsweise des Volkes kund. Dass man dessenungeachtet Russisches und Ostjakisches leicht von einander unterscheiden kann, rührt allein von dem ungleichen Culturgrade der beiden Völker her. In gleicher Art wie der Russe zimmert auch der Ostjake seine Hütte oder Jurte, macht sie aber gewöhnlich enger und in jeder Hinsicht schlechter, und lebt darin von Schmutz und aller Art Ungeziefer umgeben. Am Irtysch haben die Ostjaken nach dem Beispiele der Russen angefangen Viehzucht zu treiben; die am weitesten südlich wohnen, treiben auch Ackerbau. Lohnfuhrwerk, ein ebenfalls von den Russen entlehnter

Erwerbszweig, wird vorzüglich im Winter getrieben. Die Jagd, welche sonst nebst der Fischerei den Haupt-Nahrungszweig der Ostjaken ausmachte, ist jetzt von geringer Bedeutung. Alles Wild von Werth (Zobel, Füchse und Steinfüchse) ist so gut wie verschwunden, theils in Folge unvernünftigen Fangens, theils auch, wie die Ostjaken wenigstens vorgeben, weil die Wälder in spätern Zeiten überall niedergebrannt sind. Häufiger werden Bären, Elenn- und Rennthiere angetroffen, aber auch auf diese Thiere wird nicht mit Ernst Jagd gemacht, wenigstens nicht von den *Ostjaken*. Es ist überhaupt schwer anzugeben, was diese Menschen mit Ernst und Eifer angreifen, wenn man Essen, Trinken und Schlafen ausnimmt, in welchen drei Stücken sie nur von den auf einer noch tiefern Bildungsstufe stehenden *Samojeden* übertroffen werden...*).

In der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 11. Mai 1846 machte der Geolog *Sir R. Murchison* der Versammlung bekannt, dass die vor Kurzem in St. Petersburg

---

*) *Ausland*, 1846, Febr., Nr. 55 hi[illegible]

nach dem Muster der Londoner neu gebildete Geographische Gesellschaft beschlossen habe, eine grosse Forschungsreise längs dem östlichen Abhange des *Ural-Gebirges*, von 60° Breite an bis zum Eismeer, zu veranstalten. Als Anführer dieser Expedition werde Graf *Keyserling* bezeichnet, welcher als Geolog, Geograph und Zoolog, besonders auch durch seine Theilnahme an der letzten Forschungsreise des *Sir R. Murchison* durch die Gegenden nordwestlich vom Ural, sich rühmlich bekannt gemacht habe. Hauptsächlich soll diese neue Expedition sich mit Untersuchungen über das Vorkommen der Mammuths beschäftigen *).

Der bei der brittisch-ostindischen Armee angestellte Hilfsarzt *Eduard Balfour* giebt im Journal der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen (1844, Nr. 145) einen lesenswerthen Aufsatz über die *Nomaden-Völker (Migratory Tribes)* in Central-Indien. Er verbreitet sich darin zuerst über die *Goharis*, welche die Europäer und die übrigen Eingebornen Hindustans

*) *Lit. Gaz.*, 1846, Mai, Nr. 1531.

gemeiniglich *Bendscharis*, oder auch *Lambaris* nennen; dann über die *Bouris* oder *Hiru-Pardis*, die *Taramuks*, die *Korawas*, die *Maddäkpurs* und zuletzt über die *Bhatus*. Die *Annales des Voyages**) versprechen, diese Abhandlung vollständig mitzutheilen.

China wird, seit dem letzten Kriege mit England, immer mehr zugänglich und bekannt. Das Christenthum findet in seiner Verbreitung, wenigstens von Seiten der Regierung, keine Hindernisse mehr. Es scheint jetzt nicht bloss in den Küsten-Provinzen, sondern auch im Innern des Reiches grosse Fortschritte zu machen. Uebrigens ist die Zahl der katholischen Missionäre grösser als die der protestantischen. Ungefähr 80 (60 Franzosen und 20 Italiäner) durchziehen das Reich nach allen Richtungen, während dieses evangelischerseits nur durch bekehrte Chinesen geschieht, deren es bereits gegen 30 giebt. Sie haben hier und dort einzelne kleine Gemeinden gegründet, von welchen eine sogar eine Summe Geldes nach *Hongkong*, zur

*) 1845, Mai, 166.

Unterstützung des Missionswerkes, überbracht hat. Der Missionär *Ball* hat einen chinesisch-christlichen Kalender herauszugeben angefangen und der bekannte teutsche Missionär *Gützlaff* hat im Jahre 1845 amtlich den Auftrag erhalten, eigens für den Gebrauch des Kaisers eine Beschreibung aller Reiche des Erdbodens auszuarbeiten, von welcher im April 1846 der erste Band, mit mehren Karten, schon nach *Peking* überschickt worden ist *).

Von einem Mitgliede der im Jahre 1845 nach *China* abgeordneten *französischen Gesandtschaft*, dem Dr. *Yvan*, ist die Beschreibung einer Fahrt von *Macao*, zur See, nach dem *Norden des Reiches*, welche in den Monaten September bis Dezember Statt fand, erschienen und von der Zeitschrift *Ausland* in einer teutschen Uebersetzung mitgetheilt worden **). Wir müssen uns begnügen, bloss die Hauptrubriken des Inhalts anzuzeigen: *Archipel Tschusan — Ting Hay, Hauptstadt von Tschusan — Aufnahme*

*) *Augsb. Allg. Zeit.*, 1846, Nr. 204, (23. Juli), Beilage.

**) Jahrgang 1846, Nr. 169 bis 181.

bei den englischen Offizieren und den Engländern in Tschusan — Insel Tschusan — Pagoden von Ting Hay — Insel der Bonzen — Tempel des Meeres — Gebete und Ceremonien des chinesischen Cultus — Abreise nach Ningpo — der englische Consul — Beschreibung von Ningpo — Tempel des Confucius und Mencius — Bonzinnen — ein chinesisches Drama — der Imam von Ningpo — eine Verschwörung im Himmlischen Reiche — Erpressungen der Mandarinen — die Nemesis — Shing Hay — wandernde Restaurationen — Einzelnheiten über die Sitten — Papier statt Leinwand — Cangur-Strafe — Schang Hay — Amoy.

Ueber *Futscheufu*, einen der jetzt dem Handel mit England geöffneten Häfen, an der Ostküste von *China*, enthielt die englische Zeitung *Times* eine Mittheilung von einem ihrer Correspondenten, welche die Londoner *Literary Gazette* im Auszuge wiedergiebt*).

Die Kenntniss von *Australien* (Neu-Holland) schreitet langsam vorwärts. Ein Eng-

*) Jahrgang 1846, März, Nr. 1521.

länder, Cap. *Sturt*, ist seit dem Jahre 1844 mit einer Reise durch den südöstlichen Theil des Landes beschäftigt gewesen. Am Flusse *Darling* fand er, etwa 18 Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem *Murray*, die flachen Ufergegenden weit ausgedehnter und fruchtbarer als die des letzten Flusses. Er glaubt, dass Ansiedler hier mancherlei Tropengewächse, namentlich Baumwolle, Indigo und Mais, würden anbauen können. Zugleich würde der Fluss als Ausfuhr-Kanal für die Landeserzeugnisse dienen. Weniger günstig erschien die Gegend um die *Laidley-Teiche (Laidley's Ponds)*. Cap. *Sturt* schickte hier seinen Begleiter, einen Hrn. *Poole*, nach einigen Anhöhen, die man in Nordosten bemerkte. Dieser berichtete bei seiner Rückkunft, dass er in weiter Ferne Bergketten in der Richtung von Nord und Nordwest, und unter andern nach Südwesten hin einen hohen Spitzberg (Pik) gesehen habe, der von Wasser umgeben schien, welches sich am Horizonte wie eine blassblaue Linie darstellte. Das Land zwischen dem *Darling* und dem von ihm erstiegenen Gebirge war flach und mit hohem

Gras, Strauchwerk und Gestrüppe bewachsen.... *Sturt* begab sich nun nach der nordöstlichen Seite des *Torrens-Sees*, von wo er nordwärts einen Weg ins Innere des Continents, namentlich den angeblichen *Binnensee*, an dessen Vorhandenseyn er fortwährend glaubte, zu finden hoffte. Spätere Nachrichten bis zum Juni 1845 zufolge war *Poole* so glücklich gewesen, den *Torrens-See* zu erreichen. Er fand, dass er aus einer zusammenhangenden Kette kleinerer Seen bestand, die durch den Abfluss des Wassers von den benachbarten Hügeln gebildet werden. Er hätte ihn weiter nach Norden verfolgt, fürchtete aber, dass das wenige Wasser, was die letzten Regen gebracht hatten, vertrocknen möchte, ehe er seinen an 250 Meilen betragenden Rückweg zu den *Laidleys Ponds* beendigt haben würde. Ohnehin hatte er in seinem Forschungseifer die Sorge für seine persönliche Sicherheit so sehr vernachlässigt, dass er bald nach seiner Rückkunft starb. Auch Cap. *Sturt* ist bei seinem weitern Vordringen auf so viele Hindernisse gestossen, dass er umkehren musste. Die Hitze stieg oft im Schat-

ten bis 132° F. ($44^4/_9$° R.) und in der Sonne bis 157° F. ($55^5/_9$° R.). Unter 28° Breite und 141° Länge (östl. von Greenwich) glaubte er nur noch höchstens 50 Meilen von dem gehofften Binnensee entfernt zu seyn. Er hielt es für höchst unwahrscheinlich, dass ein so dürres Land, welches alle Thiere verlassen hatten und wo auch kein Eingeborner zu sehen war, sich noch weiter nordwärts erstrecken sollte. Er hoffte wenigstens den Wendekreis zu erreichen, und setzte, mit Lebensmitteln auf neun Wochen versehen, seinen Weg nur in Begleitung von zwei Männern fort. Die Uebrigen liess er beim Gepäck zurück. Aber das Land bestand fortwährend aus einer Abwechslung von Sandhügeln, Sandflächen und weiten Ebenen, welche durch die letzten Regengüsse überschwemmt gewesen waren. Nirgends war am Horizont ein Gegenstand sichtbar, an dem der Blick hätte haften können. Ein kleiner Fluss, den er 60 Meilen weit verfolgte, führte ihn in weite Salzstriche, mit zahlreichen ausgetrockneten Betten, die von weissem Salz erglänzten. Der nördlichste Punkt, den Cap. *Sturt* erreichte,

war 25° 45′ Breite, unter 139° 13′ Länge, von wo er nach einer Abwesenheit von sieben Wochen wieder nach dem Dépot zurückkehrte. Am 18. Juni 1846 kam der Reisende in einem sehr kranken Zustande nach *Adelaide* zurück, nachdem er im letzten Theile des Weges zwölf Wochen lang einer unerträglichen Hitze ausgesetzt gewesen, unzureichende Nahrung gehabt, ekelhaftes Wasser getrunken und zwei Pferde verloren hatte *).

Während so Cap. *Sturt* von *Süden* her bis beinahe 26° Br. gelangte, ist ein anderer brittischer Offizier, der Commandeur *Stokes*, so glücklich gewesen, von der *Nordküste* her, längs dem in den Busen von Carpentaria fallenden Flusse *Albert*, bis 17° 58½′ Breite landeinwärts vorzudringen, so dass der Raum zwischen beiden Parallelen nur etwa 8° oder 120 geogr. Meilen beträgt. *Stokes* sah von einem Berge aus, dass der Fluss weither von Süden

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1845, Juni, S. 289 u. ff.; *Lit. Gaz.*, 1846, Febr., Nr. 1516; *Ausland*, 1846, Juli, Nr. 191. — *Augsb. Allg Zeit.*, 1846, Nr. 215, Beilage (3. Aug.).

kam, und bemerkt, dass dieses der einzige Weg seyn dürfte, ins Innere zu gelangen. Ein Fluss von solcher Länge und stets zureichender Wasserfülle setzt nothwendig ein bewaldetes Gebirgsland im Innern voraus, auf welchem er entspringt. „Einige Kameele mit Wasserschläuchen“ — sagt *Stokes* in seinem Berichte — „würden Reisende in kurzer Zeit ins Innere bringen.“ Eine Expedition dieser Art wird jetzt (von Singapur aus) vorbereitet *).

Dr. *Leichardt*, ein teutscher Naturforscher, der in Begleitung des Naturforschers *Gilbert* und 6 anderer Gefährten im Oktober 1844 von der *Moreton-Bay*, an der Ostküste Australiens, abgereist war, um nach *Port Essington*, am Carpentaria-Busen der Nordküste, zu gelangen, sollte, nach Gerüchten, die sich 1845 verbreiteten, von den Eingebornen auf dem Wege ermordet worden seyn. Er ist aber, den neuesten Nachrichten aus *Singapur* zufolge, am 2. Dez. 1845, wohlbehalten in *Port Essington* angekommen. Die Naturbeschaffenheit des

*) *Augsb. Allg. Zeit.*, 1846, Nr. 216 (4. Aug.) Beilage.

Landes hatte ihn genöthigt, sich innerhalb 6 bis 7 Grad von der Küste zu halten. Bald war der Vorrath an Lebensmitteln erschöpft und es blieb den Reisenden keine andere Nahrung als das Fleisch ihrer Pferde und Lastochsen, und auch damit mussten sie gut haushalten. Schon im Juni war man täglich auf $^1/_4$ Pfund Fleisch beschränkt, und dieses häufig halb faul, ohne Brod, Salz oder Gemüse. *Gilbert* wurde in der Nähe des Carpentaria-Busens, während er auf dem Erdboden schlief, von Eingebornen überfallen und getödtet. Diess war der einzige Verlust der Expedition. Das Land in dieser letzten Gegend war sehr schön *).

Ein englischer Gelehrter, *Will. D. Cooley* scheint das *Südliche Afrika* zum besondern Gegenstande seiner geographischen Studien gemacht zu haben, und hat bereits Einiges von den Ergebnissen derselben in der von der *Londoner* Geographischen Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift niedergelegt, in einer Abhandlung, welche den Titel führt: *Untersuchungen*

*) *Augsb. Allg. Zeit.*, 1846, Nr. 214 (2. Aug.).

über die Geographie des Nyassi oder des grossen Binnensees von Süd-Afrika etc. *). Das Vorhandenseyn eines solchen Binnensees war auf Berichte der ältern Portugiesen für gewiss angenommen worden und die meisten Karten verzeichneten ihn etwa 100 geogr. Meilen westlich von Mozambique und Zanguebar, unter dem Namen *Marawi*, wo er sich von Süden nach Norden 70 bis 80 Meilen weit, mit einer Breite von 10 bis 15 Meilen, erstrecken sollte. In neuern Zeiten fing man an, die Existenz dieses Sees, die sich nur auf Aussagen von Eingebornen gründete, zu bezweifeln und er verschwand allmählich wieder von den Karten. Die *Pariser* Geographische Gesellschaft machte 1829 diese dunkle Parthie der geographischen Wissenschaft zum Gegenstande einer Preisaufgabe, die jedoch nicht gelöst worden ist.

Hr. *Cooley* hat in der erwähnten Abhandlung Alles zusammengestellt, was ihm die verschiedenen Reiseberichte älterer und neuerer

*) *Journal of the Royal Geogr. Society of London.* Vol. XV. P. 2., S. 185 bis 235; mit einer Karte.

Portugiesen an Ausbeute geliefert haben. Seine daraus abgeleiteten Schlüsse auf das wirkliche Vorhandenseyn des Sees wurden überdiess dadurch unterstützt, dass sich ihm Gelegenheit darbot, von einem Eingebornen jener Länder unmittelbare Erkundigungen einzuziehen. Im Jahre 1835 kam ein gebildeter *Sawahili* (eingeborner Mohammedaner von der Ostküste Afrikas) in Begleitung eines von *Yao* gebürtigen Sklaven nach London. Dieser Sawahili hiess *Chamis (Khamis) ben Othman*, und wohnte für gewöhnlich in Zanzibar, hatte aber viele Reisen ins Innere von Afrika gemacht. Der Sklave, *Nasib*, war ein junger kräftiger Neger, von mittlerer Grösse und verständiger Physiognomie. Er beschrieb sein Land, *Yao*, als volkreich, fruchtbar und durch mehre Flüsse bewässert, die in den *Liwuma* gehen. Wenn man von *Kilua (Quiloa* unserer Karten) nach *Yao* reist, kommt man nach 25 bis 30 Tagen an den Liwuma. Die Ufer dieses grossen Flusses sind mit hohen und starken Bäumen besetzt, aus welchen man durch Aushöhlung Kähne für 30 bis 40 Menschen machen kann. Weiterhin

liegt die Stadt *Kungombé*, und noch 15 Tagreisen weiter, oder 40 bis 45 Tagreisen von Kilua, kommt man an den Fluss *Kelingo*, an welchem *Lukelingo*, die Hauptstadt von *Yao*, liegt.

Die *Miyao* (*Moujao* der Portugiesen) oder Eingebornen von Yao, sind auf den Sklavenmärkten von Zanzibar sehr gesucht, und es werden hier jährlich 7 – bis 8000 verkauft. Die Handelsleute bringen aus Yao nach der Küste auch Wachs und Elfenbein. Zum eignen Gebrauch verfertigen die Eingebornen einen schmalen, blau und weiss gemusterten Baumwollenstoff. Etwa zwei Tagreisen von *Lukelingo* wohnen am Flusse *M'bungo* die *Mabango*, ein Volk von weisser Hautfarbe, dessen Frauen auf dem Markte Zanzibar so theuer wie die schönsten Abyssinierinnen bezahlt werden. Die Männer gerathen selten in Sklaverei; sie sind tapfere und gefürchtete Krieger und vertheidigen das Land kräftig gegen die weiter nach der Küste hin wohnenden *Makua*, welche mit Feuerwaffen von Mozambique versehen unaufhörlich Einfälle machen, um Sklaven zu rauben.

Die Strasse von *Lukelingo* weiter ins Innere führt über zwei reissende Flüsse, zunächst bis an den Fuss des Gebirges *N'yesa*. Dieses Gebirge ist sehr hoch und häufigen Stürmen ausgesetzt; auch hagelt es hier oft („es regnet Steine," wie sich *Nasib* ausdrückte). Schnee jedoch ist hier, wie überhaupt in allen ostafrikanischen Ländern, so weit *Cooley's* Erkundigungen reichten, etwas ganz Unbekanntes. Die Bewohner des N'jesa leben in dicht beisammen liegenden Hütten, welche aber weder Dörfer noch Städte bilden. Von den höchsten Punkten des Gebirges sieht man in einer Entfernung (wahrscheinlich nach Westen) von etwa acht Tagreisen, den See *N'yassi* („das Meer") mit zahlreichen Inseln. Ein kleiner Fluss, *Matwizi* genannt, der oft austrocknet, fliesst vom Gebirge gegen den N'yassi. Der See hat süsses Wasser und einen Ueberfluss an Fischen. Man beschifft ihn mit Kähnen, die aus zusammengenähten Stücken von Baumrinde gemacht und so gross sind, dass sie 20 Menschen fassen. Das gegenüber liegende Ufer ist, wie *Sawahili* und der Sklav versicherten, von keinem ihnen be-

kannten Punkte aus sichtbar. Sie glaubten aber, dass man zu Wasser, wenn man täglich 6 bis 8 Stunden ruderte und auf einer der Inseln übernachtete, in drei Tagen den See überschiffen könnte. Die Länge beträgt, nach des Sklaven Aussage, nicht volle zwei Monate oder 60 Tagreisen, wenn man nämlich jeden Tag 6 bis 8 Stunden reiste und stets gegen Sonnenuntergang (nach Cooleys Bemerkung meinte der Neger *Nordwest)* seinen Weg fortsetzte.

Das die Ufer und Inseln des Sees bewohnende Volk heisst im Allgemeinen *Mun'yassi* (Seebewohner). Die dem Fusse des N'yesa-Gebirges am nächsten liegende Ufergegend gehört den *Mukomango*. Nasib kannte fünf ihrer Inseln. Auch hatte er von einem andern Stamme der Mun'yassi reden hören, welcher sehr weit von der Küste nach Norden (Nordwesten) hin wohnt und *Mukaranga* heisst. Später nannte er diesen Stamm *Monomorzi*. Die Mukomango treiben Handel mit den *M'biza* oder, wie sie die Portugiesen nennen, den *Mowiza*, welche am entgegengesetzten Ufer des N'yassi wohnen. Alle drei Völker haben grosse Aehnlichkeit mit ein-

ander; es sind starke und wohlgebaute Leute, von brauner (nicht schwarzer) Farbe, und sämmtlich durch Betriebsamkeit, Handelsthätigkeit und verhältnissmässige Bildung ausgezeichnet. *Nasib* kannte auch, aber nur dem Namen nach, ein grosses Reich, *Muropua*, welches unermesslich weit vom See entfernt seyn sollte. Als ihn *Cooley* in Betreff des Namens *Marawi* befragte, sagte er, dass es weder ein Volk noch eine Stadt dieses Namens gebe, wohl aber Häuptlinge, die den Titel *Marawi* führen, namentlich der König von *Yao* und der Häuptling von *Kungombé*.

Der Herr des Sklaven, *Chamis ben Othman*, war ebenfalls häufig an den Ufern des Sees gewesen, aber der von ihm eingeschlagene Weg, um von der Meeresküste dahin zu gelangen, war nicht der vom Sklaven beschriebene über *Lukalingo*. *Chamis* war aufwärts im Thale des ins Meer gehenden Flusses *Lufidschi* (auch *Loffih* genannt) gegangen. Dieser bis jetzt so gut wie ganz unbekannte Fluss scheint einer der grössten zu [illegible], die an der Ostküste von Afrika ausmünden. Der Weg durch das Thal des *Liwuma*

liegt ungefähr unter gleicher südlicher Breite wie das *Cap Delgado*, zwischen 10° und 11°; der durch das *Lufidschi-Thal* 2 bis 3° näher am Aequator. *Chamis* bestätigte die Behauptung der bisherigen Geographen, dass der *Lufidschi (Loffih)* aus dem grossen Binnensee des innern Afrika komme. Er sagte ausdrücklich, dass er an der Stelle gewesen sei, wo der Lufidschi aus dem *N'yassi* abfliesst*).

Ein Hr. *Livingston* (dem Anscheine nach ein englischer Missionär) ist im Jahre 1843 auf einer Forschungsreise in *Süd-Afrika* bis 20° 2′ südl. Br., also weit über den südlichen Wendekreis hinaus, oder in Gegenden gekommen, die kein bekannter Europäer vor ihm betreten hatte. Ein Aufsatz darüber von *Mac Queen* im Colonial Magazine, Sept. 1845, erzählt, mit Uebergehung dessen, was durch die frühern Reisen der Missionäre *Campbell* und *Moffat* bekannt geworden, die Wanderung *Livingstons* nordwärts vom Lande der *Bakwains* (oder *Baquains*), welches nahe am Wendekreise, westlich vom

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1845, Dzbr., S. 257 bis 266.

Flusse *Limpopo* und nordwestlich vom Flusse *Marikua* liegt. *Livingston* schätzt die ganze Länge seines Weges, hin und zurück, auf 400 (engl.) Meilen, wozu er 26 Tage gebraucht haben will. Er hat diesen Theil seiner Reise auf Ochsen reitend gemacht, denn das Land war für Wagen grösstentheils ganz ungangbar. Sein Nachtlager war die blosse Erde, ohne andere Bedeckung als den Mantel; dennoch litt er bei dem milden, trocknen und gesunden Klima nie von Kälte oder Feuchtigkeit. Kranke, die aus ungesunden Gegenden kommen, erholen sich hier sehr schnell. Er besuchte die Stämme der *Bamanguato*, der *Bakaa* und der *Makalaka*, so wie viele Dörfer der armen verbannten *Bakalahari*. Einige von diesen Dörfern liegen weit in der Wüste, wohin kein Wagen gelangen kann. Sie werden von den übrigen *Bitschuanen*-Stämmen grausam unterdrückt, indem verschiedene derselben sie für nicht viel mehr als Thiere ansehen. Indessen sorgt der Boden wunderbar für ihre Bedürfnisse. Ihre Nahrung besteht in 40 oder 50 verschiedenen Gattungen von Früchten und vielleicht 30 Sorten Trauben, sämmtlich

von ziemlich guter Beschaffenheit. Ausserdem essen sie Heuschrecken und Honig von wilden Bienen. Die Missionäre erklären die *Bakalahari*, in Bezug auf das Christenthum, für bildungsfähiger als die übrigen Stämme.

Die *Bakaa* wohnen ungefähr unter 22° Br., zwischen den obern Quellen der nordwestlichen Arme des *Limpopo* in Süden und dem Flusse *Sékamé* in Norden. Die Wohnsitze der *Bamanguato* liegen westlich und südwestlich von denen der Bakaa, und nördlich und nordwestlich von den Bakaa hausen die *Makalaka*. Alle diese Stämme bewohnen die Gipfel einer Reihe schwarzer Basalthügel. Von der Höhe dieser Hügel, sagt *Livingston*, erblickten wir nach allen Seiten ungemein grosse becherförmige Vertiefungen des Bodens, einige von der Grösse eines Londoner Platzes *(square)* und wenigstens 300 Fuss Tiefe. Der Boden ist mit Pflanzenwuchs bedeckt, aber an den fast senkrechten Wänden hat sich keine Pflanzenerde bilden können und die ebenfalls von Vegetation entblössten obern Ränder fallen wie Ravins nach der äussern Ebene ab. Diese Vertiefungen dienen den obengenannten drei

Volksstämmen als Zufluchtsorte vor den Verfolgungen der wilden und grausamen *Matabilis*. Ganze Dorfbevölkerungen drängen sich hier zusammen und wissen sich, während sie auf der einen Seite von den Matabilis blokirt werden, nicht selten auf der andern unbemerkt einen Ausweg zu machen, auf dem sie sich Wasser und Lebensmittel verschaffen.

Unweit vom nördlichsten Punkte meiner Reise, sagt *Livingston*, giebt es einen Süsswasser-See, *Mokkoro* oder Schiffsee genannt, weil er mit Kähnen befahren werden kann. An seinen flachen, mit dem Wasserspiegel in gleichem Niveau liegenden, sumpfigen Ufern giebt es eine dem Vieh sehr schädliche Fliegengattung. Der See ist reich an Flusspferden, Alligatoren und verschiedenen Gattungen von Fischen. Trotz der ungesunden Umgebung wohnen hier eine Menge Menschen und durchfurchen, um Handel zu treiben, den See mit Kähnen nach allen Richtungen. Sie sind mit Feuergewehren bewaffnet, die sie von den Portugiesen an der Ostküste kaufen. Der See wird als beträchtlich gross geschildert. Er erstreckt sich zuerst von

Südwest nach Nord, wendet sich dann nach Nordwest und hierauf nach Nordost. Seine geographische Lage (d. h. wohl die des Punktes, wo ihn *Livingston* erreichte) ist 20° 20′ südl. Br. und 24° 30′ Länge (östlich von Greenwich). Eingeborne, die ihn seiner ganzen Ausdehnung nach bereist haben, sagen, dass er von Südwesten her mehre kleine Flüsse empfängt und dass ein sehr ansehnlicher Fluss an seiner nordöstlichen Seite von ihm ausgeht. Letzterer muss sich nothwendigerweise mit dem *Kuama*, 60 oder 80 Meilen oberhalb *Zumbo*, vereinigen. Dieser See ist übrigens derselbe, den man, obschon ihn kein Europäer noch gesehen hatte, unter dem Namen *Mampur* kannte, welchen er, nach afrikanischer Sitte, von einem Häuptling am westlichen Ufer des Sees führt. Das Land in diesem Theile von Afrika muss sehr hoch liegen; denn der Missionär *Cook*, welcher die benachbarte Gegend der Quellen des *Suakop*, des *Kuasip* und des *Fischflusses (Fish River)*, unter 22° 30′ Br. und 19° L., besucht hat, beobachtete Anfang Dezember (im Sommer der südlichen Halbkugel) des Nachts einen Thermo-

meterstand von 30° (F. = — $^{8}/_{9}$° R.). Nordöstlich vom See waren die Gebirge mit Schnee bedeckt. Derselbe Hr. *Cook*, der vor etwa vier Jahren die *Walwich-Bay*, an der Mündung des *Swakop*, besuchte, versichert ganz bestimmt, dass nördlich von dieser Bay das Meer sehr tief ins Innere des Festlandes eindringe...*).

Die brittische *Niger-Expedition*, welche im Jahre 1844 auf dem Dampfschiffe *Ethiop*, unter Anführung des Cap. *Becroft* **) Liverpool verliess, ist laut Nachrichten aus *Fernando Po* nicht so glücklich gewesen, Handelsverbindungen mit dem Innern von Afrika zu eröffnen. Die Ufer des Niger (Quorra) waren durch Kriege der Eingebornen verheert und die vornehmste, 1840 noch so blühende Stadt *Rabbah* lag in Ruinen und war von den Einwohnern verlassen ***).

Trotz dem fehlt es nicht an neuen Unternehmungen, welche uns günstige Aussichten

---

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1845, Septbr., S. 358 bis 362.

**) S. den vor. Jahrg., S. XXXIII.

***) *Lit. Gaz.*, 1846, März, Nr. 1523.

auf die Erweiterung unserer Kenntnisse vom Innern Afrikas eröffnen. Zwar sind die Hoffnungen, welche man in England auf die Reise des Lieutenants *Ruxton* gesetzt hatte, vereitelt worden. Dieser hatte im Dezember 1844 England verlassen, um das *südliche Afrika*, ungefähr in der Richtung des Wendekreises, von Westen nach Osten zu durchschneiden. Das Unternehmen wäre gewiss von grossem Nutzen für die Wissenschaft gewesen, denn was man bis jetzt von diesen Gegenden, zwischen den portugiesischen Besitzungen an der West- und denen an der Ostküste Afrikas kennt, ist sehr dürftig und beruht nur auf ältern Reiseberichten portugiesischer Handelsleute, die sich um wissenschaftliche Beobachtungen nicht kümmerten und bloss die Rastplätze angaben. Lieut. *Ruxton* wollte die Reise von der Mündung des *Oranien-Flusses* antreten und war am 17. März 1845 auf dem brittischen Schiffe der *Royalist* bei der durch die Ausfuhr des Guano-Düngers in letzter Zeit so berühmt gewordenen Insel *Ischabo* eingetroffen. Am 18. liess er sich, etwa $2^1/_2$ Meilen südlich davon, bloss

von einem Volontär des Schiffes begleitet, ans Land setzen. Da man darauf rechnete, in *Angra Pequeña* andere Schiffe anzutreffen, so hatten sich beide Reisende nur mit wenig Lebensmitteln versehen. Der Weg längs der Küste war des vielen Flugsandes wegen äusserst ermüdend, und das einzige Gewächs eine magere Pflanze, welche den zahlreichen Hasen zur Nahrung diente, so wie nicht minder verbuttete *Myrrhea*, aus denen das Gummi von selbst floss, obschon sie ganz abgestorben schienen. Der Strand war überall mit Trümmern von gescheiterten Schiffen und Booten bedeckt. Einige aus Walfischrippen und Strauchholz gebaute Hütten der Eingebornen, die sie aber verlassen hatten, befanden sich in einem sehr unsaubern Zustande. Bald nöthigte der Hunger die Reisenden, einige Mollusken zu verzehren, die sie an den Uferfelsen fanden, bekamen aber davon heftiges Magenweh. Am 20. kamen sie nach *Angra*, in dem Augenblicke, wo das einzige hier befindliche Schiff unter Segel gegangen war. Es war schon zu weit weg, als dass es die ihm gemachten Signale hätte

wahrnehmen können. Die Reisenden waren 50 Meilen von *Ischabo;* ihr Wasservorrath war erschöpft und seit drei Tagen hatten sie bloss von etwas Zwieback und Muscheln gelebt. Es blieb nichts übrig, als ungesäumt nach *Ischabo* zurückzukehren. Auf den bisherigen Karten ist ein Fluss verzeichnet, der sich unter dem Namen *Fish River* in die Bay von *Angra Pequeña* ergiesst. Dieser Fluss existirt nicht. Vom *Gariep* (oder *Oranienfluss*) bis zur *Walfisch-Bay* fällt kein Fluss ins Meer, obschon einige Karten drei oder vier an dieser Stelle angeben. Vielleicht haben diese Flüsse nur zur Regenzeit Wasser, und so liesse sich der angebliche Irrthum erklären. Indessen hätte er doch unsern Reisenden beinahe das Leben gekostet. An der Insel Ischabo fanden sie den *Royalist* wieder, der sie nach der Walfisch-Bay brachte. Aber hier fand *Ruxton* so grosses Misstrauen bei den um des Guano-Handels willen angesiedelten Kaufleuten, und auch die Missionäre der Gegend legten ihm so viele Hindernisse in den Weg, dass er keinen Eingebornen bewegen konnte, ihm als Führer ins Innere des

Landes zu dienen, und sich genöthigt sah, unverrichteter Sache nach England zurückzukehren *).

Es ist zu wünschen, dass ein anderer Reisender, der Franzose *Raffenel*, welcher vom *Senegal* aus durch das Innere von Afrika ostwärts bis zum *Nil* vordringen will, glücklicher seyn möge. Durch einen langen Aufenthalt in der französischen Niederlassung an das Klima gewöhnt und durch eine Reise in den Jahren 1843 und 1844 den *Senegal* aufwärts bis zum *Faleme* vorläufig mit einem Theile des einzuschlagenden Weges bekannt, macht er sich Hoffnung, das Unternehmen glücklich zu Ende zu bringen. Sein Plan ist, zuerst den *Dscholiba* und *Timbuktu* zu erreichen, dann an diesem Flusse südwärts nach *Bornu* und bis an den *Tschad-See* zu gehen und von hier aus auf einem der Flüsse, die, wie man glaubt, sich in den *Weissen Nil (Bahr el Abiad)* ergiessen, seinen Weg fortzusetsen. Er wird mit Unterstützung der französischen Regierung

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1845, Nov., S. 133 u. ff.

reisen und die Akademie, welche bereits Instructionen für ihn entworfen hat, liefert ihm die nöthigen Instrumente *).

Sollte *Raffenels* Unternehmen fehlschlagen, so hegt man nicht minder Hoffnungen für das Gelingen einer andern Reise, welche der Lazaristen-Missionär *Sapeto* nach *Abyssinien* machen will. Sein Plan ist nämlich, nicht die bisher betretenen Wege nach diesem Lande einzuschlagen, sondern durch das Innere des *Sudan* und die Länder südlich von *Darfur* nach dem Schauplatze seiner frühern Missionsarbeiten zurückzukehren. Vorher aber will er, zu Paris, die Herausgabe seines Werkes über die alte Geschichte und die Geographie Aethiopiens vollenden **).

Derselbe Hr. *Duncan*, von dessen Vorhaben, die *Kong-Gebirge* zu bereisen, wir im

*) *Ebendas.*, 1845, Juli, S. 30, und Nov., S. 9; — *Ausland*, 1846, Nr. 180. — Sollte nicht unter dem „15. Juni," wo nach dieser Zeitschrift die Sitzung der Akademie Statt gefunden, der 15. Juni 1845 gemeint seyn? Die *Annales d. V.* geben kein Datum an.

**) *Nouv. Ann. d. V.* 1845, Juli, S. 81.

vorigen Jahrgange, S. XXXV, Nachricht gaben, ist zwar, weil ihm der König von Aschanti nicht gestatten wollte, den Weg über *Kumasie* zu nehmen, an der Ausführung dieses Plans verhindert worden, hat aber seine Forschungen in andern Küstenländern von Guinea fortgesetzt. Einem Schreiben von ihm zufolge, aus *Whyddah*, vom 19. April 1845, welches in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 24. Nov. dess. J. vorgelesen wurde, hatte er auf dem ihm angebotenen Schiffe *Medora* alle Niederlassungen an der Küste von *Cape Coast* bis *Whyddah* besucht. Am 1. Febr. war er nach *Winnebah*, zwischen *Annamaboe* und *Acra*, gekommen, wo einiger Handel mit Palmöl und Elfenbein getrieben wird. Auf einem Ausfluge landeinwärts fand er so trefflichen Boden und herrlichen Pflanzenwuchs, dass er in einem englischen Park zu seyn glaubte. Dann ging er über Acra nach *Ahguay*. Hier gab es eine Menge spanischer und portugiesischer Sklavenhändler, die ihr schändliches Gewerbe mit grosser Lebhaftigkeit betrieben. Nach ein paar Tagen fuhr er die

Lagune aufwärts bis *Popoe*, etwa 8 Meilen weit. Sowohl hier als in Ahguay wird viel Baumwolle gebaut und zu Kattun verarbeitet. Auch Indigo wird cultivirt und ein trefflicher Kalk aus Austerschalen gebrannt. Die Austern findet man in Menge an den Wurzeln und Zweigen der Mangrove-Bäume; sie sind sehr gross, aber von schlechterm Geschmack als die englischen. Auch viel Seesalz wird gewonnen. Die erwähnte Lagune ist ein sehr schönes Gewässer, reich an Fischen und Geflügel; längs dem Ufer sieht man eine Fülle von Bäumen und Indigo-, Yams- und Maispflanzungen. Nach *Whyddah* zurückgekehrt, erwiesen ihm die spanischen und portugiesischen Kaufleute grosse Höflichkeiten, namentlich ein Hr. *de Souza*, welcher ihm versprach, ihn beim Könige von *Dahomey* einzuführen, von dem er bereits die Erlaubniss erhalten hatte, durch sein Land nach den Kong-Gebirgen zu reisen. Die Einwohner von *Whyddah* verehren als göttlich eine Art *Boa Constrictor*, welcher sie ein eignes Haus gebaut haben. Zu gewissen Zeiten jährlich erscheint hier eine grosse Gattung

von Vampyren, welche mit ausgebreiteten Flügeln 34 bis 36 Zoll misst und ihre Jungen säugt wie die Affen. Ihr Fleisch wird von den Eingebornen gegessen *).

Nach einem spätern Schreiben, aus *Cape Coast* vom 4. Oktober 1845, war es Hrn. *Duncan* gelungen, auf dem Wege durch *Dahomey* ins Innere des Landes zu gelangen. Der erwähnte portugiesische Kaufmann *Don Francisco de Souza*, welcher seit 40 bis 50 Jahren in *Whyddah* ansässig ist, besitzt grossen Einfluss auf den König von *Dahomey*, und erhielt von diesem eine Einladung an *Duncan*, ihn zu besuchen. Letzterer sorgte sogleich für angemessene Geschenke und machte sich am 6. Juni auf den Weg. Bei seiner Ankunft, am 10., in *Abomey*, der Hauptstadt des Landes, wurde er vom Könige sehr gnädig empfangen und gleich am folgenden Tage mit einer Revue der aus *6000 Frauen* bestehenden *Leibwache* des Königs überrascht, welche ihn sowohl durch ihren Anzug und ihre Be-

*) *Literary Gazette*, 1845, Nov., Nr. 1560.

waffnung, als auch durch ihre militärische Haltung und Geschicklichkeit in das grösste Erstaunen versetzte. Er blieb bis zum 17. in *Abomey*, wo ihm der König, nachdem ein Weg von mehr als 100 Meilen für ihn gebahnt worden, eine starke Schutzwache gab und die Erlaubniss ertheilte, wohin es ihm beliebe, zu reisen. Ueberall fand *Duncan* Lebensmittel für ihn bereit. Er giebt eine Beschreibung von dem merkwürdigen Aussehen der *Mahi*-Gebirge; auf den Gipfeln der senkrecht abfallenden Felsenberge sind die meisten Städte der Eingehornen erbaut. Da er hier erfuhr, dass es im Innern der Stadt Leute gebe, welche ihm über *Mungo Park* Auskünfte verschaffen könnten, so begab er sich nach einer grossen Stadt, *Adofudia*, unter 13° 6′ nördl. Br. und 1° 3′ östl. L. (von Greenwich). Hier war ein grosser Markt mit Waaren vom Mittelländischen Meere und andern von *Bornu*. Auch fand *Duncan* einen Bornuesen, der Spanisch (? Portugiesisch?) sprach und ihm erzählte, er habe 21 Jahre als Sklave zu *Bahia* (Brasilien) in einem englischen Handlungshause zugebracht. Auch traf er wie-

der mit einem Kaufmann aus *Tripoli* zusammen, dessen Bekanntschaft er schon früher in *Egga*, bei Gelegenheit der Niger-Expedition, gemacht hatte. Von diesem erfuhr er die wahren Umstände vom Tode *Mungo Park's*, dessen Urheber *Amali Fatuma* gewesen ist. Auf die Beschwerde des Letztern beim Häuptling von *Yauri*, dass Park ihn ohne Bezahlung seines vollen Lohnes entlassen hätte, wurde Park darüber zur Rede gestellt und wies die Beschuldigung mit Unwillen zurück. Hierauf wurde ein Versuch gemacht, den mit einem Seil am Ufer befestigten Kahn des Reisenden zurückzuhalten. *Park* hieb einem Manne, der das Seil ergriffen hatte, die Hand ab. Diess war der Anfang des Handgemenges, welches mit Parks Tode endigte. Auch erfuhr *Duncan* von einem alten Priester, Namens *Terasso Wia*, dass vor etwa vier Jahren ein „weisser Mann" aus Konstantinopel gekommen sei, um Parks Papiere auszuforschen. Er, der Priester, habe gesehen, dass dieser Weisse eine grosse zinnerne Kapsel zu hohem Preise kaufte, welche grosse Blätter Papier enthielt. Der König hätte aber

erklärt, der Preis sei zu niedrig, und der Kaufmann hätte noch mehr darüber bezahlen müssen. Die Bücher sind, allem Anscheine nach, in verschiedene Hände gerathen, zum Theil zerrissen, zerschnitten und als Amulette verkauft worden. ... Derselbe Priester war mehr als zwanzig Mal in *Timbuktu* gewesen. Er beschrieb es nicht so gross wie *Adofudia*; es sei bloss als Hauptmarkt für alle Arten von Waaren berühmt, in Folge der Leichtigkeit, mit welcher die Stadt durch 36 Flüsse, die sich innerhalb einer Meile von da in den *Dscholiba* ergiessen, zugänglich sei. Auf dem Rückwege nach *Whyddah* erhielt Duncan vom Könige von *Dahomey* dieselben Aufmerksamkeiten, wie auf der Hinreise, und brachte zahlreiche Geschenke mit *).

Von *Cap Coast* hatte *Duncan*, nachdem er sich erholt haben würde, eine Reise nach *Timbuktu* machen und auf dem *Quorra*, über *Rabbah*, zurückkehren wollen. Indessen meldet ein neuer Bericht, dass er im Juni 1846 nach *London* zurück-

*) *Ebendas.*, 1845, Dez., Nr. 1510.

gekommen sei und der Versammlung der Geographischen Gesellschaft am 22. Juni mündlich verschiedene Auskünfte über seine Reise in Dahomey gegeben, auch einige Produkte dieses Landes vorgezeigt habe. Die aus der Shea-Nuss bereitete Butter erregte besonders grosses Interesse *).

Ueber den Portugiesen *de Souza* in *Whyddah*, der Hrn. Duncan so wichtige Dienste leistete, enthält auch der Bericht des französischen Schiffscapitäns *Monléon* eine bemerkenswerthe Notiz. Dieser zufolge hat sich *de Souza* mittelst des Sklavenhandels eine Existenz geschaffen, welche eines Sultans würdig ist. „Hr. *de Souza*" — sagt *Monléon* — „steht bekanntlich an der Spitze des Sklavenhandels in *Ouidah* (Wida, Whyddah). Seine Gastmähler sind Feste eines Belsazar, ausgesucht, im höchsten Grade luxuriös; aber er für seine Person weicht deshalb nicht von den strengen Regeln der Mässigkeit ab, die er sich seit vierzig Jahren — so lange lebt er hier — auferlegt hat und welchen er,

*) *Ebendas.*, 1846, Juni, Nr. 1536.

nach seiner Versicherung, ein hohes Alter und eine im Ganzen ungestörte Gesundheit verdankt; wenigstens ist er keinen Augenblick ernstlich krank gewesen. Sein Hauswesen wird nur von Frauen besorgt; Männern ist der Zutritt nur in einem einzigen Saale gestattet. Sechs Frauen sind ausschliesslich zur Bedienung seiner Person bestimmt und müssen alle Speisen kosten, bevor er sie geniesst. Auf der Reise werden diese Frauen in besondere Behältnisse eingeschlossen, zu welchen er den Schlüssel nie aus der Hand giebt. Sein Harem enthält im Ganzen gegen 400 Frauen. Diesen Umstand und sein schlechtes Gewerbe, den Sklavenhandel, abgerechnet, ist er ein rechtlicher, menschenfreundlicher und grossmüthiger Mann, von gesundem Verstande und freimüthigem Wesen, so dass man nur bedauern muss, dass er diese guten Eigenschaften und seinen Einfluss (auf den König von Dahomey) nicht zum wahrhaften Besten des von ihm gewählten zweiten Vaterlandes anzuwenden gewusst hat.“...*).

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1845, Juni, S. 277 u. ff.

Ein Hr. *Thomson*, welcher im Jahre 1842 von *Sierra Leone* aus ins Innere von Afrika vordringen wollte, hat, wie schon so viele andere Europäer vor ihm, diesen Versuch mit dem Leben bezahlt. Er war als Sprachlehrer und Dolmetsch *(Linguist)* der *Hochkirchlichen Missionsgesellschaft (Church Missionary Society)* in der brittischen Colonie *Sierra Leone* angestellt und wurde vom Gouverneur mit einer Sendung an den Imam (oder Herrscher) von *Futah Dschallo*, dessen Hauptstadt *Timbo* 400 (engl.) Meilen nordöstlich liegt, beauftragt. Der vornehmste Zweck dieser Sendung war die Eröffnung einer regelmässigen sichern Handelsstrasse durch Futa Dschallo, für den Verkehr der brittischen Colonie mit den Negerstaaten am *Dscholiba*. Schon gleich beim Beginn der Reise wurden Hrn. *Thomson* durch die wechselseitigen Eifersüchteleien und beschränkten Ansichten der kleinen Häuptlinge, die im Besitz der Küste sind und welchen ein unmittelbarer Verkehr der Europäer mit dem Innern durchaus nicht angenehm seyn kann, eine Menge Hindernisse in den Weg gelegt. Sein festes Auftreten jedoch und

der entschiedene Wille, sich durch nichts abschrecken zu lassen, setzten ihn in den Stand, *Timbo* zu erreichen. Hier wurde er nun allerdings vom *Imam* sehr wohlwollend empfangen; aber die Gewalt des Imams, dessen Souverainetät mehr geistlich als weltlich ist, wurde durch die übrigen Häuptlinge, welche dem Handel von *Sierra Leone* mit den östlichern Staaten keinen Vorschub leisten wollen und gar nicht geneigt waren, den Gesandten weiter ziehen zu lassen, so beschränkt, dass sich täglich neue Schwierigkeiten gegen ihn aufthürmten und *Thomson* gewissermassen ein Gefangener war, bis endlich ein Aufstand ausbrach, in dessen Folge der Imam abgesetzt wurde. Der neue Imam liess es zwar ebenfalls an freundlicher Behandlung des Gesandten nicht fehlen, und dieser war in Begriff, mit einer Schutzwache versehen seine Reise ostwärts fortzusetzen, als ein Trunk von kalter Milch nach einem langen erhitzenden Spaziergange ihm ein bösartiges Fieber zuzog, an dem er nach wenigen Tagen (26. Nov. 1843) starb. Während seines langen Aufenthaltes in *Futah Dschallo* hatte er einen von seinen zwei

ihn begleitenden Söhnen verloren, und auch seine in Sierra Leone zurückgebliebene Gattinn war unterdessen gestorben. Der andere Sohn, ein zwölfjähriger Knabe, kam wohlbehalten nach der Colonie zurück und brachte die Tagebücher des Vaters mit, welche die Regierung der Geographischen Gesellschaft in *London* übergeben hat *).

Im November 1845 wurde der *Pariser* Geographischen Gesellschaft aus *Kairo* gemeldet, dass zwei Franzosen, Dr. *Castelly*, Arzt bei der ägyptischen Armee in Sennar, und *Lafargue*, ehemaliger Professor der Thierarzneikunde in Schubra, ihren Aufenthalt in *Chartum* (Khartum) zu einer Reise nach dem Süden, in das Land zwischen dem Weissen und dem Blauen Nil, benützt und eine Menge neuer und wichtiger Beobachtungen gemacht hätten, über welche Dr. *Castelly* einen umständlichen Bericht abfassen werde. Der Ausgangspunkt der Reise war *Sero*, am linken Ufer des Blauen Nils (Bahr el Azrek), ungefähr *Mumi* gegenüber. Die bewaffnete Expedition, welcher Castelly folgte, zog Anfangs

*) *Lit. Gas.*, 1846, Febr., Nr. 1517 and 1519.

in westlicher Richtung von Sero, wandte sich dann in schiefer Richtung südwärts und kam bis 12° nördl. Br. und 30° östl. Länge (von Paris). Hierauf wurde, südöstlich gehend, der nördliche Theil vom Lande der *Dinka* durchschnitten, bis zu einem unter 11° 50′ Br. und 31° L. liegenden Gebirge, welches nach Castelly den Namen *Garuit* führt. Von hier wandte man sich gerade nach Süden, bis gegen den 10. Breitenkreis, und dann kam man, ein wenig nach Osten abbiegend, an den Fluss *Saubat*, ging hierauf gerade ostwärts und war genöthigt, diesen Fluss, so wie den *Tumat*, mehrmals zu übersetzen. Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen erreichte die Expedition einen Punkt im Gebirge *Dul*, unter 8° 35′ Br. und 32° 50′ L., von wo durch die Landschaften *Bertât*, *Kamamil* und *Fazokl* der Rückweg nach *Sero* angetreten wurde*).

Der brittische Lieutenant *Cruttenden*, politischer Agent Grossbritaniens zu *Aden*, hat ganz neue Nachrichten über den mächtigen, zum Volke der *Somalis*, an der nordöstlichen Meeres-

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1848, Nov., S. 187 u. ff.

küste von Afrika, gehörigen Stamm *Medscherthaïn* mitgetheilt. Dieser Stamm bewohnt eine flache Landstrecke längs dem Meere, südlich vom *Cap Guardafui* (welches eigentlich *Dscherd Hafun* heisst). Ihr Gebiet beginnt an der nördlichen Seite bei dem kleinen Hafen *Bandar Tegudah*, unter 6° 30′ nördl. Br. und 48° 4′ östl. L. (von Greenwich) und gränzt hier an den Stamm *Hamiah*. Südlich bildet die Landschaft *Marreghan* die Gränze und in Westen haben die Medscherthaïn die kriegerischen Stämme *Dolbahante* und *Warsangeli* zu Nachbarn. Die Medscherthaïn theilen sich in zwei Hauptklassen: Städte- oder Häfenbewohner, welche Handel nach Indien und dem Rothen Meere treiben, und Beduinen, deren einziger Reichthum in Pferden, Kameelen, Schafen etc. besteht, und welche ausserdem auch viel Gummi, den ihre Gebirge in Ueberfluss liefern, in den Handel bringen. Die Gegenden südlich und westlich vom Gebiete der Medscherthaïn sind bis jetzt ganz unbekannt. *Cruttenden* glaubt aber, dass es keine Schwierigkeit haben werde, von hier Expeditionen ins Innere zu unternehmen. Er spricht von einem

Hrn. *Angelo* (unstreitig *Arcangelo* *) aus Zanzibar, der auf dem Flusse *Dschob* 200 (engl.) Meilen landeinwärts gekommen war **).

Graf *Castelnau* ***) hat seine Forschungsreisen in *Süd-Amerika* seit dem Oktober 1844 durch *Brasilien* bis nach *Peru* fortgesetzt, und von der Hauptstadt *Lima* unterm 16. Febr. 1846 einen weitern Bericht an den Minister des öffentlichen Unterrichts abgestattet. Die Regierung von Brasilien hatte ihm für die Reise von *Cuyaba* auf dem gleichnamigen Flusse bis an die Gränze von *Paraguay* zwei grosse Fahrzeuge und zehn Soldaten zur Verfügung gestellt; ausserdem hatte er zwölf Indier vom Stamme der *Guatos*, welche vortreffliche Ruderer sind, angeworben. Letztere waren jedoch, als es am 27. Januar 1845 zum Einschiffen kam, verschwunden. Der Fluss *Cuyaba*, der hier so breit seyn mochte wie die Seine bei Paris, ist zu beiden Seiten mit schönen Wäldern einge-

*) Siehe den vor. Jahrgang, S. IX.

**) *Nouv. Ann. d. V.*, 1845, Juni, S. 274 u. ff.

***) S. den vor. Jahrgang, S. LXXX u. ff.

fasst, die aber durch zahllose Schlingpflanzen ganz unzugänglich gemacht sind. Am 2. Febr. gelangte der Reisende in den *San Lorenzo*, in welchen sich der Cuyaba ergiesst, und wurde bald von zahlreichen Kähnen der *Guatos* umringt. Diese Indier leben fast immer in ihren langen und schmalen Fahrzeugen und beschäftigen sich nur mit dem Fischfang und der Jaguar-Jagd. Sie gehen nackt, bis auf ein um die Hüften gewundenes Stück Leinwand; ihre Haare sind auf dem Scheitel in einen Wulst zusammengebunden; in den Ohren tragen sie Federbüschel von Papageien oder von der schönen rosenfarbenen Löffelgans. Jeder Guato hat drei bis zwölf Frauen. Da sie aber sehr eifersüchtig sind, so leben die Familien stets getrennt von einander und kommen jährlich nur Ein Mal, an einem bestimmten Orte auf drei Tage zusammen. *Castelnau* versichert, in Betreff der Gesichtszüge nie etwas Schöneres und von dem gewöhnlichen Typus der amerikanischen Rassen mehr Abweichendes gesehen zu haben. „Grosse und offene Augen" — sagt er — „mit langen Wimpern, eine Adlernase und ein langer

schwarzer Bart würden ihnen einen Platz unter den schönsten Rassen der Erde anweisen, wenn nicht ihre Beine in Folge des steten zusammengekauerten Sitzens im Kahne verunstaltet wären. Ihre Waffen sind grosse Bogen und sieben Fuss lange Pfeile, in deren Handhabung sie eine unglaubliche Geschicklichkeit besitzen.“ Es gelang dem Reisenden, einige Guatos als Führer in Dienst zu nehmen.

Am 4. Febr. kam man in den Fluss *Paraguay* und am 9. nach *Albuquerque*, dem Hauptorte der brasilischen Gränzposten, wo eine Besatzung von 40 Soldaten unter einem Capitän die in der Nähe wohnenden Indier, etwa 2– bis 3000 an der Zahl, beaufsichtigen. Letztere gehören fast sämmtlich zu dem grossen Volke der *Guanas*, welches aus mehren Stämmen besteht. Auch fand Castelnau hier einen Stamm von dem berühmten Volke der *Guaycurus*, nämlich die *Cadigaios*, welche seit Kurzem, nachdem sie einen Kriegszug nach *Gran-Chaco* gegen die *Inimas* ausgeführt hatten, gekommen waren, sich unter brasilischen Schutz zu stellen. Diese *Cadigaios* sind wesentlich ein Reitervolk, und

Todfeinde der Spanier, aber ihrer Mordlust wegen an der ganzen Gränze im höchsten Grade gefürchtet. Sie tragen die Haare lang herabhangend, umwinden die Lenden und Hüften mit einem Stück Baumwollenstoff und bemalen Brust, Arme und Gesicht in seltsamer Weise roth oder schwarz. Ihre Hauptwaffen sind Lanzen, Messer und Streitkolben. Ihre Hütten bestehen aus Pferde- oder Büffelhäuten und Matten, welche sich, zusammengerollt, leicht zu Pferde fortbringen lassen. Jeder Krieger hat ein eignes Zeichen, welches er mit einem glühenden Eisen jedem ihm gehörenden Dinge, seinen Pferden und Hunden, ja sogar seinen Frauen, einbrennt. Unter ihre schrecklichsten Gebräuche gehört, dass alle Kinder umgebracht werden, welche die Frauen vor ihrem dreissigsten Lebensjahre zur Welt bringen.

Unter der Leitung von mehren *Guanas* wurde die Reise bis zu dem, jetzt sehr verfallnen *Fort Coimbra* fortgesetzt, wo noch 30 Soldaten mit 8 Geschützen liegen. Am 14. Febr. kamen die Reisenden nach dem *Fort Bourbon* (auch *Olympo* genannt), welches in dem

zum Staate *Paraguay* gehörigen Theile der Landschaft *Gran Chaco* liegt (das Uebrige davon gehört zu den La Plata-Staaten und zu Bolivia). Die Besatzung bestand aus 51 Soldaten unter einem Sergeanten; denn die sehr sparsame Regierung der Republik hat in ihrer ganzen Armee nur einer sehr geringen Zahl von Militärpersonen den Offiziersgrad ertheilt und ausser 4 Capitänen giebt es keine höhern Offiziere. Die Reisenden wurden hier mit einigem Misstrauen empfangen, erhielten aber doch bei der Fortsetzung der Reise, wegen der Unsicherheit der Gegend, eine Escorte bis zu den ersten brasilischen Niederlassungen. Die Unwissenheit dieser Soldaten überstieg alle Vorstellung. Bald fragten sie, ob Frankreich bei den Quellen des Paraguay liege, bald wieder, ob der König von Frankreich nicht mit dem Kaiser von China eine und dieselbe Person sei, u. dgl. m.

Am 4. März verliess *Castelnau* das Fort *Bourbon*, um den Fluss aufwärts wieder nach Brasilien zu gehen. Die Soldaten der Schutzwache geriethen in Schrecken, als sie hörten, dass sie über die Gränzen von Paraguay hinaus-

gehen sollten; es war diess von Leuten, die sich unter der Herrschaft des despotischen *Francia* so viele Jahre von der ganzen Welt abgeschnitten sahen, nicht anders zu erwarten. Sobald in der Ferne das *Fort Coimbra* sichtbar wurde, verschwanden sie plötzlich, ohne dass man wusste, wohin sie gekommen waren.

In *Albuquerque* weigerten sich auch die *Guanas*, die Reisenden weiter zu begleiten und Castelnau musste jetzt als Escorte Soldaten in Dienst nehmen. Er schiffte hierauf den Fluss *Mondego* hinauf, um den Landstrich zwischen Brasilien und Paraguay zu erforschen. *Miranda* an diesem Flusse ist eine kleine Niederlassung von etwa 100 Negern und Mulatten mit einer kleinen brasilischen Besatzung. In der Gegend sind viele indische Dörfer. *Teramos* enthielt 3000 Indier, die erst seit einem Monat aus Gran Chaco hieher gekommen waren und denen man es ansah, dass sie sich noch nicht an den Verkehr mit Weissen gewöhnt hatten. Dieses Volk glaubt an die Unsterblichkeit der Seele und behauptet, dass die Verstorbenen den Hinterbliebenen oft als Geister erscheinen. Hinter der

Sonne, sagen sie, steht Gott und hat nichts weiter zu thun, als sie in Bewegung zu setzen und zu erhalten.

Oberhalb der Mündung des *San Lorenzo* dehnte sich der *Paraguay* zu einer ungeheuren Breite aus und enthielt eine Menge Inseln, die aber in der jetzigen Jahreszeit (28. März) so unter Wasser gesetzt waren, dass man nur die Wipfel der Bäume sehen konnte. Es war nicht möglich, ohne Führer aus diesem Gewirre von Inseln herauszukommen und *Castelnau* sah sich genöthigt, einen Kahn abzuschicken, um Indier herbeizuholen. Bald kamen zwei Fahrzeuge, jedes einen Mann mit Frauen und Kindern enthaltend. Diese Führer brachten die Reisenden in den Hauptarm des Stromes. Am 2. April fuhr man in den mit diesem zusammenhangenden grossen *See Gaiva*, welcher zwischen hohen Felsbergen sich ausbreitend eine wahrhafte Bay bildet, gegen zwei Stunden (? Lieues ?) lang und stellenweise an drei Viertelstunden breit ist. Nach der Rückkehr aus diesem See segelten die Reisenden auf einem Abfluss desselben hinaus, welcher mit dem See *Uberava* in Verbin-

dung steht. Auf diesem unbekannten Flusse, der dicht mit Wasserpflanzen bedeckt war und eine sehr langsame Strömung hatte, sechs Stunden lang und stellenweise über eine halbe Stunde breit ist, brachten die Reisenden einen ganzen Tag zu. *Castelnau* schlägt vor, diesem Flusse den Namen *Rio Pedro II.* zu geben. Der See *Uberava*, in welchen man am Abend einlief, erschien wie ein Meer, ohne Gränzen, und bot einen unbeschreiblich herrlichen Anblick dar. Ein Indier sagte, dass er drei Tage lang auf ihm herumgefahren sei, ohne ein Ende zu finden, woraus *Castelnau* schliesst, dass er wenigstens 25 bis 30 Stunden lang seyn müsse. Die Längenrichtung geht gerade von Osten nach Westen. Die Indier, welche ihn der Stürme wegen ausserordentlich fürchten, nennen den See *Torck-Bako*. Beim Eintritt der Nacht suchten die Reisenden in den *Paraguay* zurückzukehren, welchen sie am Morgen erreichten. Am 19. April trafen sie in *Villa Maria* (Provinz *Matto Grosso*) ein.

Die Beschwerden der Reisenden auf dieser Flussfahrt waren nicht gering. Die beschrie-

bene grosse Strecke, wo das Bett des Paraguay sich erweitert und ein Labyrinth von Inseln darbietet, ist der auf den bisherigen Karten unter dem Namen *Xarayes (de los Xarayes)* verzeichnete See oder (in der trocknen Jahrszeit) Sumpf. *Don Felix de Azara* *) beschreibt ihn in folgender Weise: „Er entsteht aus dem Zusammenflusse der Wassermasse, welche die Regengüsse bilden, die während der Monate November, Dezember, Januar und Februar in der Provinz *Chiquitos* (Tschikitos) und in den Gebirgen, deren Gewässer den grossen Paraguay-Strom nähren, häufig fallen. Da dieser Fluss nicht alle ihm zuströmenden Gewässer in seinem Bette forttragen kann, so ergiesst er seinen Ueberfluss in das ebene Land. Der Umfang dieses Sees hangt von der Regenmenge ab, die in manchen Jahren beträchtlicher als in andern ist, und da seine Gestalt durch die Horizontalität des Bodens bestimmt wird, so ist er

*) *Reisen in Süd-Amerika*, in den Jahren 1781 bis 1801. Nach der französischen Uebersetzung bearbeitet von *W. Lindau*. Theile. Leipzig, 1810. I. Theil, S. 57 u. f.

sehr unregelmässig und es ist nicht möglich, ihn genau zu beschreiben. Um aber eine, so viel als thunlich, richtige Idee von ihm zu geben, will ich zuerst von seinem Umfange an der östlichen Seite des *Paraguay* reden. Er fängt vor dem 17. (südl.) Breitengrade an und kann hier, auf der Ostseite, 20 Stunden (Legoas) breit sein. Fast dieselbe Grösse behält er bis 22° Br., d. h. in einer Ausdehnung von mehr als 100 Stunden.... Westlich vom Paraguay fängt der See unter 16° 30′ Br. an und geht bis 17° 30′, indem er sich mehre Stunden weit in die Provinz *Chiquitos* erstreckt. Von 17° 30′ bis 19° 30′ ist sein Umfang wenig beträchtlich, aber dann bis 22° Br. dehnt er sich weit in *Chaco* und weiter noch in *Chiquitos* aus. Man kann, nach ungefährer Bestimmung, die Länge des Sees auf 110 Stunden und die Breite auf 40 anschlagen. Er ist wegen seiner geringen Tiefe nirgends schiffbar (was jedoch durch *Castelnaus* Reise widerlegt wird). Das Sonderbarste ist, dass man ihn während des grössten Theils des Jahres trocken findet, ohne einen Tropfen trinkbaren Wassers,

und voll von Schwertlilien und andern Wasserpflanzen. Vor Zeiten hielt man diesen See irrig für die Quelle des Paraguay. Andere, die gern Mährchen erfanden, behaupteten, dass in der Mitte desselben das Reich der *Xarayes*, oder *Eldorado*, oder *Paytiti*, liege, und sie suchten diese Fabel seltsam auszuschmücken."

Castelnau und seine Gefährten hatten auf der ganzen Reise ungemein von den Moskiten zu leiden. Millionen dieser giftigen Insekten bedeckten ihre Körper, senkten ihre Stachel selbst durch die Kleider hindurch und liessen ihnen Tag und Nacht keinen Augenblick Ruhe..... *Castelnau* glaubte oft, er müsse närrisch werden; zu essen war unmöglich. Ueberdiess musste man bei dem hohen Wasserstande oft mehre Tage segeln, ehe man eine trockene Uferstelle antraf, wo die Speisen gekocht werden konnten. In *Villa Maria* fanden die Reisenden Maulthiere, Pferde und eine brasilische Cavallerie-Escorte bereit, unter deren Schutze sie in die Wüste drangen, in welcher die wilden *Bororos* hausen, und glücklich die Stadt *Matto Grosso* erreichten.

„Unsere Fahrt auf dem *Paraguay*“ — schliesst der Bericht — „überzeugte uns, dass dieser Fluss von der Mündung des *Jauro* bis zum *Fort Bourbon* keinen von Westen kommenden Fluss aufnimmt, und dass die Anstalten, welche die Regierung von *Bolivia* zu einer Schifffahrt von dieser Seite her macht, deshalb ohne Erfolg bleiben werden. Selbst die bessern Karten, wie die von *Arrowsmith* und von *Brué*, geben in dieser Gegend nicht weniger als 4 oder 5, nur in der Einbildung bestehende, Flüsse an.“ ... *).

Ueber die Fortsetzung der Reise Castelnau's bis nach *Peru* brachte die *Augsburger Allgemeine Zeitung* schon am 30. Juni (1846) einen aus *Lima* vom 26. Jan. datirten Bericht. Die Lücke zwischen dem im Vorstehenden mitgetheilten und dem letzterwähnten, vermögen wir nicht auszufüllen. Graf *Castelnau* war glücklich in *Lima* angekommen, nachdem er dritthalb Jahre im Innern des amerikanischen Con-

*) *Ausland*, 1846, August, Nr. 213, 214 u. 215.

tinents gereist und im Ganzen, alle Excursionen hinzugerechnet, einen Weg von mehr als 2500 Lieues zurückgelegt hatte. Von *Chuquisaca (Tschukisaka,* der Hauptstadt Bolivia's), bis wohin ein früherer Bericht von ihm reichte, begab sich der Reisende nach *Potosi* und überstieg dann auf den beschwerlichsten Wegen die höchsten Pässe und Gipfel (?) der *Anden*, wo alle Vegetation aufhörte und der Condor der einzige Bewohner der Oede war. Ein besserer Weg führte ihn nach der grossen bolivischen Hochebene, die bis *La Paz* vollkommen flach, dabei aber unfruchtbar ist. Diese weiten Ebenen sind von zahllosen Heerden *Lamas* und *Vicuñas* bevölkert. Ueber *Oruro* gelangte Castelnau nach *La Paz*, wo sich gerade die nomadisirende Regierung von Bolivia befand. An den Ufern des Sees *Titicaca* sah er die berühmten Ruinen des alten *Yuka - Palastes* von *Tinguanacu*, wo ihm besonders eine Pforte, von der er mehre Zeichnungen machte, bewundernswerth erschien. Ueber die Brücke des *Desaguadero* gelangte der Reisende nach *Peru*.

Als er mitten unter den schrecklichsten Schneestürmen und Hagelschauern zu *Puno* ankam, war er Willens, von hier die Strasse über *Cusco* nach *Lima* einzuschlagen, änderte jedoch seinen Plan und beschloss, längs der Küste über *Arequipa* zu gehen, die Reise nach *Cusco* aber bis nach der Regenzeit aufzuschieben. Von hier wollte er sich dann auf dem *Apurimac* einschiffen, um in den *Amazonen-Strom* zu gelangen. Er hoffte die *Pampa del Sacramento* ganz durchreisen zu können, obwohl er sich auf grosse Gefahren gefasst machen musste....

Nicht minder lebhaftes Interesse als die Berichte *Castelnau's* erregt die in einer brasilischen Zeitschrift mitgetheilte Ankündigung einer Reise, welche ein eingeborner Amerikaner, *Valdez*, von *Cusco* aus durch das Land der Quellenströme des Marañon, namentlich auf den Flüssen *Vilcamayo*, *Ucayale* und auf dem *Amazonen-Strome* selbst, gemacht hat. Dieser Ankündigung zufolge giebt der Verfasser als Einleitung einen Ueberblick des moralischen, politischen und literärischen Zustandes der Ein-

wohner von *Cusco* zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges, nebst einer Beschreibung dieser Stadt. Dann liefert er in der Erzählung selbst zahlreiche Einzelheiten über die von ihm besuchten Gegenden und Ortschaften, die Quellen des *Ucayale* etc., die Naturbeschaffenheit und Erzeugnisse der von den genannten Flüssen bewässerten Länder, die Indier-Stämme etc., die Leichtigkeit, sie zu civilisiren, und die Vortheile, welche daraus für den Handel entspringen würden; ferner über die brasilische Provinz *Pará*, die Städte *Barra do Rio Negro* und *Belém* . . . *).

Von immer grösserer Wichtigkeit erscheint von Jahr zu Jahr das Projekt der Ausführung eines *Kanals* zur Herstellung einer unmittelbaren Verbindung des *Atlantischen Oceans* mit dem *Grossen Weltmeere*. Durch die Arbeiten des französischen Ober-Ingenieurs *Garella*, welchen die Minister der öffentlichen Arbeiten und des Auswärtigen nach der Landenge von *Panama* geschickt hatten, um Vermessungen der dazu geeigneten Localitäten anzustellen, scheint

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1845, April, S. 35 u. f.

in dieser Angelegenheit ein grosser Schritt vorwärts gethan zu seyn.

Der von Hrn. *Garella* darüber erstattete Bericht hat nichts unser Acht gelassen, was zur Lösung dieses Problems dienen kann: weder die Breite des Isthmus, noch die Einsenkung der Andes-Kette zwischen *Panama*, am Stillen Meere, und *Chagres* am Atlantischen; weder die grössere oder geringere Wassermenge der Flüsse, die zum Culminations-Punkte oder zu andern Stellen des Kanals geleitet werden müssen, noch das Vorhandenseyn von Baumaterialien und eingebornen Arbeitern an Ort und Stelle; weder die Möglichkeit sichere und geräumige Häfen oder wenigstens gute Ankerplätze an beiden Ausgangspunkten des Kanals zu besitzen, noch den Gesundheitszustand des Landes, durch welches der Kanal führen soll. ... Das Erste, was *Garella* zu bestimmen hatte, war das wirkliche Vorhandenseyn einer Einsenkung zwischen *Chagres* und *Panama*, wo nach den bisherigen Angaben die anderwärts so ungemein hohe *Andeskette* plötzlich bis auf 11 Meter über dem Meere herabsinken sollte.

Seine trigonometrischen Vermessungen haben bewiesen, dass allerdings eine solche Einsenkung besteht, dass ihr aber sehr viel fehlt, um so bedeutend zu seyn, als man behauptet hat. Er hat sich bloss überzeugt, dass die Kette auf eine Längenstrecke von 40 Kilometer (etwa 21100 Wiener Klafter) sich dergestalt senkt, dass sie einige Uebergangspässe von nicht mehr als 120 bis 160 Meter (380 bis 506 Wiener Fuss) darbietet. An allen übrigen Punkten ist die Kette 10 bis 20 Mal höher. Die meisten europäischen Kanäle übersteigen noch ansehnlichere Höhen als 4 – bis 500 Fuss. Die Entfernung von einer Meeresküste bis zur andern ist zwischen dem Fort von *Chagres* und der Stadt *Panama* nicht grösser als 65 Kilometer (34270 Wiener Klafter oder 8,7 geogr. Meilen). Wenn es also auf die Herstellung eines Kanals von den *gewöhnlichen* Dimensionen ankommt, so wird die Gestaltung des Bodens kein Hinderniss in den Weg legen. Aber es handelt sich hier um einen Kanal, der drei Mal länger und vier Mal tiefer seyn muss als die gewöhnlichen Kanäle Frankreichs von s. g.

grande section und mit entsprechenden verhältnissmässigen Schleussen.

Was das zur Füllung des Kanals erforderliche Wasser betrifft, so hat *Garella* durch sorgfältige Abmessungen des *Rio Chagres* gefunden, dass dieser Fluss den Kanal hinreichend speisen kann. Es ist aber zu diesem Behuf nöthig, dass der Gipfelpunkt des Kanals nicht höher als 50 oder 60 Meter zu liegen komme. Eine solche geringe Höhe lässt sich jedoch nur auf zweierlei Art erreichen: entweder mittelst eines Durchstiches der Felsmasse der Gebirgskette von 100 Meter, oder durch eine unterirdische Leitung des Kanals (einen s. g. *Tunnel*). *Garella* erklärt sich, abweichend von der Ansicht aller andern Ingenieurs, die sich vor ihm mit dieser Angelegenheit beschäftigt haben, für das letztere Auskunftsmittel. Wie riesenhaft auch die Herstellung eines solchen Tunnels seyn würde, der, bei einer Länge von 5350 Meter, nicht weniger als 37 Meter senkrechte Höhe haben müsste, von welchen 7 Meter auf die Tiefe des Wassers und 30 auf den leeren Raum darüber bis zur Wölbung zu rechnen wären,

und wie seltsam auch der Einbildungskraft die unterirdische Fahrt grosser Seeschiffe vorkommen möge: so hält *Garella* doch die Ausführung eines solchen Tunnels nicht für unmöglich, wenigstens für weit leichter und weniger kostspielig als die eines Berg-Durchstiches.

Auf der europäischen Seite brauchte der Kanal nicht unmittelbar am Meere zu beginnen, sondern man könnte ihn hier auf einige Kilometer weit durch die Fahrt auf dem Flusse *Chagres*, von der Bay *Limon* aus, ersetzen. Auf der Seite des Stillen Meeres wäre es, den Tiefenmessungen der letzten vom Cap. *Rosamel* befehligten Expedition zufolge, nicht möglich, den Kanal bei *Panama* endigen zu lassen. *Garella* hat jedoch 18 Kilometer westlich von Panama, bei *Vaca de Monte*, einen zwar kleinen, aber guten und sichern Ankerplatz gefunden, wo der Kanal aus- (oder ein-) münden könnte. Die ganze Fahrt von einem Meere zum andern würde 76 Kilometer (10 geogr. Meilen) lang seyn, wovon 55 auf den Kanal zwischen dem Stillen Meere und dem Rio Chagres, 9 auf das Bett dieses Flusses und 12 auf den Raum zwi-

schen dem Hafen Chagres und der Bay von Limon kommen würden. *Garella* schlägt die Kosten des ganzen Unternehmens, mit Inbegriff des Tunnels, auf 130 Mill. Franken an *).

In den wissenschaftlichen Kreisen von *London* war im März d. J. das Gerücht verbreitet, dass unter den Auspicien der *Königlichen Gesellschaft (Royal Society)* eine Expedition im Werke sei, zur Erforschung der *Ruinen* und Alterthümer von *Central-Amerika*. Die Königinn von *Spanien*, der König von *Frankreich* und andere hohe Personen sollen die Sache unterstützen **).

In der Sitzung der Geographischen Gesellschaft zu London, vom 28. April, wurde ein Aufsatz über den *Peels-Fluss (Peel's River)*, einen Nebenfluss des *Mackenzie*-Stromes, in Nord-Amerika, von Hrn. *A. Isbister*, Beamten der Hudsonsbay-Gesellschaft, vorgelesen. Der Peels-Fluss hat bekanntlich diesen Namen von *Sir John Franklin*, der ihn 1826 entdeckte,

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1845, April, S. 36 bis 40.

**) *Lit. Gaz.* 1846, März, Nr. 1528.

erhalten. Hr. Isbister war beauftragt, einen Handelsverkehr mit den an diesem Flusse wohnenden Indiern einzurichten. Er verliess das *Fort Simpson* am 25. Mai 1840, in der Absicht, sich mit dem Beamten *Bell* derselben Compagnie, im Fort *Good Hope* (Gute Hoffnung) am Mackenzie, zu vereinigen, welcher bereits 1839 den Fluss untersucht hatte. Die ganze Reisegesellschaft bestand, mit Einschluss der beiden Beamten, aus 12 Mann, worunter auch 4 Indier mit ihren Familien. Die Uebrigen waren Canadier. *Isbister* besass einige gute Instrumente, die ihm wesentlich von Nutzen waren. Ausserdem hatte man eine Fülle von Tauschwaaren, Lebensmitteln und Bau-Materialien. Die Expedition verliess das Fort *Good Hope* am 3. Juni in zwei Booten und erreichte am 6. die Mündung des *Peel*, wo sie eine Abtheilung freundlicher Indier antraf und sogleich den Fluss hinaufzufahren begann. Am folgenden Tage kam man an der Mündung des *Rat* vorbei und 10 Meilen weiter aufwärts begegnete man abermals freundlichen Indiern. An dieser Stelle sollte ein *Fort* errichtet werden. Man schritt sogleich

aus Werk und am 20. Aug., wo die Arbeit schon beträchtlich vorgerückt war, ging *Isbister* mit den bereits eingehandelten Pelzen nach *Good Hope* zurück und brachte von da Lebensmittel und andere Vorräthe für den Winter mit. Diese Jahreszeit wurde mit Vermessungen des Flusses und der benachbarten Seen zugebracht. Der Fluss entspringt unter beiläufig 64° nördl. Br. und 130° westl. L. (von Greenwich), und fliesst längs dem steil abfallenden östlichen Fusse der *Felsengebirge (Rocky Mountains)*, bis zur Vereinigung mit einer Gabeltheilung des *Rat-River*, wo sich beide Flüsse mit dem *Mackenzie* vereinigen. Beim Hinauffahren des Flusses findet man die Ufer Anfangs niedrig und aus Alluvial-Boden bestehend, grösstentheils nur mit *Alnus glutinosa* und *Hipparis vulgaris* bewachsen. Aber 30 Meilen aufwärts von der Mündung ändert sich der Charakter des Flusses. Die zwar noch immer niedrigen und aufgeschwemmten Ufer bekleiden sich mit dichten Gruppen von Kiefern (?), Pappeln und dickem Gestrüpp von allerlei Weidengattungen. Alles hatte hier ein üppiges Ansehen und man sah an den Bäumen

die Spuren kurz vorhergegangener Ueberschwemmungen. Die erste Stromschnelle befindet sich etwa 30 Meilen oberhalb des neu errichteten Forts. Die Eingebornen hatten hier in sehr sinnreicher Weise ein Wehr zum Fischfang angelegt. Auch ist diese Stelle der Sammelplatz für die Kranken des Stammes und für solche Weiber und Kinder, welche die Männer nicht auf ihren Jagdzügen begleiten können. Aufwärts von dieser Stromschnelle kommt man ins Gebirge und der Fluss wurde hier, des schmalen Bettes wegen, so reissend, dass es schwer hielt, vorwärts zu gelangen und man zu einem leichtern Indier-Kahne seine Zuflucht nehmen musste. . . . Die Reisenden litten sehr durch das Waten im Wasser, dessen Temperatur sich kaum über den Gefrierpunkt (? des Fahrenheitschen Thermometers, = — $14^2/_9{}^0$ R.) erhob. Endlich gelangte man zum obersten Vereinigungspunkte der Quellenflüsse des *Peel*, welche meistens nicht über 15 bis 20 Yards breit waren. Merkwürdig ist die oben erwähnte Gabeltheilung des *Rat-River*. Während der Hauptarm nordwärts ins Meer geht, fliesst der andere

Arm rechts durch die Gebirge östlich dem *Peel* zu *).

Von der brittischen *Nordpol-Expedition*, welche am 14. Mai 1845 unter Segel gegangen **), ist seit länger als einem Jahre keine Nachricht eingelaufen. Ein Walfischfänger meldete, dass er am 26. Juli dess. J. beide Schiffe, den *Erebus* und den *Terror*, unter 74° 48′ Breite und 66° 13′ westl. L. (von Greenwich) mitten zwischen Eisbergen angetroffen habe. Die Mannschaft sei gesund und munter gewesen und die Offiziere hätten bei dem Zustande des Meeres die besten Hoffnungen für das Gelingen des Unternehmens geäussert ***).

Geschlossen am 28. August 1846.

Der Herausgeber.

*) *Lit. Ges.*, 1845, Mai, Nr. 1477.

**) S. den vor. Jahrg. des Taschenb., S. LXV. u. f.

***) *Lit. Ges*, 1845, November, Nr. 1503.

NACHTRÄGE

zur

Allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen etc.

Vier Jesuiten, nämlich Bischof *Casolani* und die Väter *Ryllo*, *Knoblica* und *Vinco*, waren im Juli 1846 in Begriff, von *Rom* aus eine Forschungs- und Missionsreise nach dem *Innern von Afrika* anzutreten. *Casolani* und *Ryllo* wollen im Jänner 1847, nachdem sie sich in Konstantinopel einen Ferman verschafft haben werden, von *Kairo* aufbrechen, ihren Weg durch *Ober-Aegypten* und *Nubien* nehmen, und dann über *Kordofan* und *Darfur Borneu* zu erreichen suchen, wo sie mit den andern zwei Brüdern zusammenzutreffen hoffen, welche

den Weg über *Tripoli* und *Morzuk* einzuschlagen gedenken. Sollte diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen, so wollen sie dann über einen andern Reiseplan berathschlagen; denn sie sind fest entschlossen, das Unternehmen auszuführen oder dabei zu Grunde zu gehen. Man hat indessen bei dem bekannten Charakter und den Fähigkeiten dieser Männer die besten Erwartungen von dem Gelingen ihres Planes. Bischof *Casolani*, ein Maltheser und brittischer Unterthan, besitzt einen hohen Grad von Gelehrsamkeit, spricht sehr geläufig Arabisch und ist genau mit den Sitten und Gebräuchen der mohammedanischen Völker bekannt. Pater *Ryllo*, *ein* Pole von Geburt, ist derselbe, durch den die Schicksale der Minsker Nonnen der Welt bekannt geworden sind; er hat längere Zeit in *Syrien* unter den *Drusen* gelebt und die Eifersucht der Franzosen in einem solchen Grade erregt, dass diese seine Vertreibung von dort zu bewerkstelligen wussten *).

Im Herbste 1845 war die Barke *Pagoda*,

*) *Literary Gazette*, 1846, Juli, Nr. 1587.

welche von der brittischen Regierung zu einer wissenschaftlichen Expedition nach dem *Südlichen Eismeere* gemiethet worden, nach dem Cap zurückgekehrt. Dieses Schiff ist, unter dem Befehle des Lieut. *Moore*, zwischen dem Meridian von Greenwich und 120° östl. Länge tiefer gegen den Südpol vorgedrungen, als je vorher ein Schiff, und hat die vom Erebus und Terror unvollendet gelassenen *magnetischen Beobachtungen* vervollständigt. Die Pagoda erreichte beinahe den magnetischen Pol; nur Eismassen hinderten ihr weiteres Fortkommen. Die Existenz des *antarktischen Festlands* soll jetzt ausser allen Zweifel gesetzt seyn. Das Südlicht erschien so glänzend, dass man bei Nacht sehr kleinen Druck lesen konnte. Die naturgeschichtlichen Sammlungen wurden durch zahlreiche, bisher ganz unbekannte, Fische und Vögel bereichert *).

In der brittischen Niederlassung *Süd-Australien* sind bekanntlich in der neuesten Zeit wichtige *mineralogische Entdeckungen* gemacht

*) *Ausland*, 1845, Nr. 304; nach der *Cape Shipp. Gaz.*, 25. Juli.

worden, welche für das Aufblühen dieser jungen Colonie die schönsten Aussichten eröffnen. Man hat nicht bloss reiche *Kupfer*- und *Blei*-Gruben in Betrieb gesetzt, sondern auch *Zink* und *Silber* sind bereits bekannt geworden und viele Leute zweifeln gar nicht, dass man auch *Quecksilber*, *Gold* und *Edelsteine* finden werde *). Das *South Australian Register* enthielt in seiner Nummer vom 21. Jänner 1846 folgenden interessanten Bericht über diesen Gegenstand: ... „Ein Mann, der kürzlich von den *Burraburra* (Kupfer) – *Minen* (nach Adelaide) zurückgekommen ist, war Augenzeuge bei einer Sprengung, welche eine ungeheure Masse des schönsten *Kupfererzes* zu Tage förderte. Da zufällig gerade Wagen bei der Hand waren, so konnte die Ausbeute sogleich verladen werden. Sie betrug nicht weniger als 30 Tonnen (600 Centner), welche an Ort und Stelle mindestens 600 Pf. St. werth waren. Man versichert, dass einige von den erfahrensten Gewerken mehr als 7 Pf. St. wöchentlich gewinnen, und

*) *Ebendas*, 1846, Nr. 212, nach der *Colon. Gaz.*, vom 16. Juli.

einzelne sollen es sogar bis auf 50 Pf. St. monatlich bringen. — Im Vergleich mit der Kupferausbeute ist zwar die von *Blei* bis jetzt noch beschränkt gewesen; sie wird aber im Verlauf des gegenwärtigen Jahres sich bedeutend heben. Was den innern Werth betrifft, so war das Erz von *Glen Osmond* nie so reich an *Silber*, als in diesem Augenblicke; fast jede Stufe ist ein kostbares Cabinetsstück, und in Betreff der Menge lässt sich, wenigstens von den Werken zu *Wheal Watkins*, die obenan stehen, erwarten, dass der kürzlich eröffnete Stollen zu einer Ausbeute von wenigstens 12000 Pf. führen dürfte *).

Aus dem *Ostindischen Archipel* berichten engliche Blätter, dass die Regierung Befehl gegeben hat, auf der Insel *Labuan*, an der Nordküste von *Borneo*, eine Niederlassung anzulegen. Nach der *Singapore Free Press* vom 2. Juni 1846 hatte das Dampfschiff Phlegethon die Nachricht gebracht, dass Hr. *Brooke*, der Radschah von Sarawak, sich in dieser seiner Haupt-

*) *Lit. Gaz.*, 1846, Juli, Nr. 1537.

stadt sehr wohl befinde. Er war am 26. Mai von einer Untersuchungsfahrt nach den Küstengegenden und Flüssen seiner Provinz zurückgekommen und hatte sämmtliche Häuptlinge und Stämme der *Malayen* und *Dayaks* in ihren freundschaftlichen Beziehungen zu ihm unerschütterlich treu gefunden. Nach *Borneo Proper*, wo der blödsinnige Sultan und seine Parthei die Anordnungen von *Muda Hassim* abgeschafft und diesen nebst seinen Anhängern aus dem Wege geräumt hatten, war *Brooke* wohlweislich nicht gegangen. Er hatte auf seiner Fahrt unter andern sechs grosse Flüsse befahren und war auf 60 Meilen weit ins Innere der Insel eingedrungen *).

Das *Ausland* fährt fort, Mittheilungen aus dem Tagebuche der *armenischen Reise* des Dr. *Moriz Wagner* zu liefern. Von besonderm Interesse sind die drei letztern Nummern des Augustheftes (240 — 242), welche enthalten: *Reise nach dem Alaghes — naturgeschichtliche Bemerkungen — die Abaran-Schlucht — Ba-*

*) *Ebendas.*, Nr. 1540.

sardschuk — die armenischen Ansiedler — ein Exsoldat aus Warschau — Geschichte der armenischen Einwanderung aus Persien und der Türkei — die Alaghes-Terrasse — geognostische Verhältnisse.

Auch von der Reise des russischen Gelehrten *Schtschurowski* im *westlichen Sibirien* giebt dieselbe Zeitschrift (Nr. 225 bis 228, und 237 bis 240) Nachricht. Das Tagebuch des Verf. enthält hauptsächlich orographische und geognostische Beobachtungen. Es werden noch mehr Mittheilungen folgen.

Geschlossen am 20. Sept. 1846.

Der Herausgeber.

I.

DIE BURG VAJDA HUNYAD IN SIEBENBÜRGEN.

Wenige Länder dürften auf einem verhältnissmässig kleinen Raume so viele Ruinen aufzuweisen haben, als das von den Türken Jahrhunderte lang verwüstete Siebenbürgen. Unter den verschont gebliebenen alten Burgen ist die merkwürdigste *Vajda Hunyad*, bei dem gleichnamigen Flecken des zum Lande der Ungarn gehörigen Hunyader Comitats, im südwestlichen Theile Siebenbürgens.

Johann Hunyad baute das Schloss zu der Zeit, als er die Würde eines Statthalters oder Woywoden (ung. *Vajda*) des Königreichs Ungarn bekleidete. Der Geburtsort dieses ausgezeichneten Mannes so wie seine Abkunft sind gleich ungewiss. Wie er der Vater eines Königs, *Mathias Corvinus*,

wurde, macht ihn die Volkssage auch zum Sohne eines Königs, und zwar des Königs *Sigismund* von Ungarn. Als dieser im Jahre 1392 an der Spitze eines Heeres durch Siebenbürgen nach der Walachei zog, gewann er während eines kurzen Aufenthalts an den Ufern des Sztrigy, die Gunst der schönen Tochter eines Bojaren, *Elisabeth Morsinai*, und fand diese bei einem spätern Durchzuge als Mutter eines Knaben wieder, den sie *Johann* genannt hatte. Ein goldner Ring, den sie früher als Geschenk vom Könige erhalten, war das Unterpfand der ihr gemachten Versprechungen, welche er jetzt mit der Aufforderung erneuerte, dass sie mit dem Knaben nach seiner Residenz *Buda* (Ofen) kommen sollte. Der König behielt die Mutter an seinem Hofe, überhäufte den Knaben mit Liebkosungen und Geschenken, und gab ihm zuletzt die Herrschaft *Hunyad* mit sechzig Dörfern. Der Sohn nahm dann von dieser Herrschaft den Namen an, indem er, nach magyarischem Gebrauch den Taufnamen nachsetzend, sich *Hunyadi János* (Johann von Hunyad) nannte.

Der Knabe wuchs zu einem tapfern Krieger heran, der sein ganzes Leben hindurch, unter drei Königen Ungarns, gegen die Türken focht und diese in mehr als sechzig Schlachten besiegte. Nach König *Albrechts* Tode (1439) schloss sich *Hunyad* an die Parthei an, welche den König *Wladislaw*

von Polen auf den ungarischen Thron berief. Kaum hatte dieser seine Herrschaft befestigt, als schon die Türken drohend an der Gränze erschienen. *Hunyad* schlug sie in mehren schnell auf einander folgenden Schlachten und Gefechten, namentlich (1441) bei *Szent Imre* (Sankt Emerich), so dass der Sultan Amurath bald um Frieden zu bitten genöthigt war. Wider seinen Willen sah *Hunyad*, der diesen Frieden im Namen des Königs vor den türkischen Abgesandten beschworen hatte, sich genöthigt, in dem neuerdings ausgebrochenen Kriege im J. 1444 abermals an die Spitze des Heeres zu treten. Es kam bei *Varna* zu einer blutigen Schlacht. *Wladislav* fiel gleich im Anfange des Kampfes, und die Ungarn, welche darin eine Strafe des Himmels für den Bruch des früher beschwornen Friedens sahen, verloren den Muth und wurden geschlagen.

Hunyad brachte es dahin, dass der Reichstag den jungen *Ladislav*, den nachgebornen Sohn König Albrechts, welcher zu Wien unter der Vormundschaft des Kaisers Friedrich erzogen wurde, zum Nachfolger des gefallnen Königs wählte. Da der Kaiser den jungen König in Wien zurückhielt, so ernannten die ungarischen Magnaten den *Johann Hunyad* zum Statthalter des Königreichs. Dieser, welcher geduldig auf Gelegenheit gewartet hatte, die Niederlage von Varna zu rächen, konnte jetzt

den Feldzug gegen die Türken mit einer Armee von 40000 Ungarn eröffnen. Aber die Feinde zählten 150000 Mann und blieben Sieger. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, im Jahre 1453, vergrösserte sich die Gefahr für Ungarn. Alles eilte jetzt zu den Fahnen und es gelang dem tapfern Hunyad, ein zahlreiches Heer, welches in Ungarn eingefallen war, zu vernichten. Aber den neuen Armeen, welche aus allen Theilen des türkischen Reiches herbeiströmten, schienen jetzt nur schwache Streitkräfte entgegengestellt werden zu können, um so mehr, als *Hunyads* Aufruf an alle Fürsten Europas, ihn mit wenigstens 100000 Mann zu unterstützen, kein Gehör fand. Dennoch gelang es den Ungarn, für sich allein den Sturm abzuwenden. *Hunyad* stellte auf eigene Kosten 10000 Husaren ins Feld, und der König rüstete 20000 Mann aus. Zuvörderst musste das schwer bedrängte *Belgrad*, das erste Bollwerk des Königreichs, entsetzt werden. *Hunyad* beschloss vor Allem die türkische Flottille, welche die Donau sperrte, zu zerstören, was ihm mit Unterstützung seines Schwagers *Michael Szilágyi*, der in Belgrad befehligte, vollkommen gelang. Aber auch das Landheer wurde gleich darauf so vollständig geschlagen und in die Flucht getrieben, dass es sein sämmtliches Geschütz und eine reiche Beute zurücklassen musste. Es war die letzte grosse Waffenthat Hunyads; denn wenige

Tage später starb er an einem heftigen Fieber, dessen Anfälle er während der Belagerung Belgrads nicht beachtet hatte.

Sein Leichnam wurde in der von ihm 1441 zur Erfüllung seines in der Schlacht von *Szent Imra* gethanen Gelübdes erbauten Domkirche St. Michael in *Karlsburg* beigesetzt, wo noch sein einfacher steinerner, aber leerer, Sarkophag zu sehen ist. Jede der verschiedenen Religionspartheien, die sich in spätern Jahrhunderten um den Besitz der Kirche gestritten, hat die Ueberreste und Grabmähler der dem feindlichen Glauben anhänglich gewesenen Fürsten entweiht.

Das Schloss *Vajda Hunyad* war, nach dem zu urtheilen, was von dem ursprünglichen, 1448 u. ff. errichteten Gebäude übrig geblieben, mehr ein Lustschloss als eine Burg. Erst die spätern Besitzer schufen es zu einer Festung um. »Das Schloss liegt« — heisst es bei *Gerando* *) — »auf einem Felsen, der von zwei unter den Mauern sich vereinenden Bächen umgeben wird. Es beherrscht die Stadt. Man gelangt zu ihm auf zwei neuern Holzbrücken, welche von alten moosbedeckten Pfeilern getragen werden. Wenn man auf der nördlichen, zum Haupt-

*) *Siebenbürgen* etc. I. Theil, S. 229 u. ff. — Vergl auch *Schmidl Reisehandbuch durch das Königreich Ungarn* etc. Wien, 1835. S. 377 u. ff.

thor führenden Brücke stehen bleibt und die Vorderseite des Gebäudes betrachtet, so wird das Auge, das hier einen weniger grossen Raum überblickt, nicht durch ein schwerfälliges und verwormes Ensemble verletzt, und das Schloss bietet einen imposanten Anblick dar. Auf der Westseite giebt eine gothische Galerie, gebildet aus vier kunstreich verzierten, durch anmuthige Spitzbogen verbundenen Thürmchen, dem Bau etwas Leichtes und Zierliches. Dieser Theil ist von *Johann Hunyad*. Weiter hinaus nach Süden steht ein grosser viereckiger Thurm auserhalb des Umfassungsgrabens, und dient als vorgeschobenes Werk. Mit dem Schlosse ist er durch eine Galerie verbunden, an deren Ende sich eine Zugbrücke befindet. Weder der Thurm noch die Galerie war bedeckt. Die Mauern, welche die neuern Dächer tragen, sind hoch und dick. Sie konnten einen Menschen decken und sind mit Schiessscharten durchbrochen. An den Ecken sieht man die Oeffnungen, zu denen das Regenwasser abfloss. Durch die Schiessscharten bemerkt man in Pfeilschussweite die Ruinen einer früher den *Templern* gehörig gewesenen Burg, welche 1310 zerstört wurde. Auf der andern Seite des Thurmes, gegen Osten, ist eine grosse, alte Bastion noch roth- und weissgeschacht bemalt, die zu dem Hauptgebäude gehört. Bastion und Bemalung sind aus dem XV. Jahrhundert. Dann kommen wieder Thürme,

1619 und 1624 vom Fürsten *Gabriel Bethlen* erbaut. Auf dieser Seite befindet sich die Kapelle und hier ist auch die zweite, um die Zeit *Paul Bethlens* gebaute Brücke. Hierauf gelangt man zu den von König *Mathias* 1480 errichteten Mauern, und zuletzt befindet man sich wieder auf der Hauptbrücke, deren Zugang ein dicker Thurm vertheidigt, den man neuerdings angestrichen hat; denn das Schloss von Hunyad hat schon 1725 eine durchgreifende Ausbesserung erhalten.«

»Der innere Hof ist unregelmässig und uneben. Der Fels bildet das Pflaster. Hie und da sieht man gothische Fenster von Kugeln zerschmettert. Ueber den Thüren sind mehre Wappenbilder ausgehauen. Die Kapelle ist klein und besitzt als einzige Zierde einen Balcon mit Bildhauer-Arbeit. Eine Schiessscharte von acht Fuss Tiefe erhellt die Sakristei. Der Geist Johann Hunyads athmet in dieser kleinen Kapelle, einfach und bescheiden, trotzend nach aussen wie eine Redoute. Capistran predigte hier das Kreuz.«

»Auf der Westseite des Schlosses sind noch die meisten Spuren des ursprünglichen Baues vorhanden. Auf einer Fläche mit dem Hofe befindet sich ein grosser gewölbter Saal, von einem Ende zum andern durch eine Reihe Säulen getheilt, welche die Bogen der Decke tragen. Auf der einen ist in Buchstaben des XV. Jahrhunderts die Inschrift in

Stein gehauen: *Hoc opus fecit fieri magnificus Joannes Hunyad, regni Hungariae Gubernator. Ao. Di.* 1562. Am andern Ende des Saales, unter dem sich die Verliesse befanden, ist eine Nebenthüre, hinter der man Gebeine entdeckt hat. Die Sage berichtet, in diesem Saale habe Johann Hunyad den Reichstag versammelt und seine Siege über die Ungläubigen vorbereitet. Jetzt findet man hier Eisenstangen aus den benachbarten Bergwerken; der Fussboden ist damit bedeckt, und nur mit Mühe kann man die Inschrift lesen.«

»Eine kunstreich gearbeitete Thüre führt auf eine schmale steinerne Wendeltreppe, deren erste Stufen nicht mehr vorhanden sind. Auf ihr gelangt man in die obern Stockwerke. Hier zeigen sich die gothischen Thürmchen Johann Hunyads zuerst dem Blick; sie werden durch kleine Spitzbogen-Fenster erleuchtet und sind mit rothem Marmor von Buda gepflastert; an den Decken sieht man Wappenschilder. In dem einen dieser Thürmchen wurde der unglückliche *Ladislav Corvin* geboren. Nebenan befindet sich ein anderer grosser, ebenfalls gewölbter Saal, den man leider auf alle Weise verbaut hat. Er war höher als der untere Saal; man hat ihn in seiner ganzen Länge durch eine neue Decke getheilt. Der obere Theil ist ein Kornboden geworden und der untere, durch eine Menge Zwischenwände getheilt, dient dem Verwalter der

Bergwerke der Herrschaft Hunyad zur Wohnung. Zwischen den Bogen des Gewölbes und um den ganzen Saal herum waren die Bildnisse der ältern ungarischen Könige, bis auf Mathias, gemalt. Neuerdings hat man versucht, sie wiederherzustellen.«

»Aus diesem Saal, der wohl eher als der vorher beschriebene zu den öffentlichen Versammlungen diente, konnte man auf die Zugbrücke und die Galerie des Thurmes *Neboi sa* gelangen. Jetzt führt ein Corridor in den im XVII. Jahrhundert erbauten Theil des Schlosses, der eben so verfallen ist wie der Flügel *Johann Hunyads*..... Nach dem Tode des Königs *Mathias* besass das Schloss sein Sohn *Johann Corvinus*, dessen Wittwe, *Beatrix Frangipani*, es an die Familie *Török* verkaufte. Als 1605 *Stephan Török* in türkische Gefangenschaft gerathen und nach Konstantinopel gebracht worden war, verkaufte es dessen Frau wieder um 12000 Thaler. Jetzt kam es an die *Bethlens*, welche es ausbesserten, und gegen die Mitte des XVII. Jahrhunderts gehörte es zwei Frauen dieses Hauses, wovon die eine den Grafen *Stephan Tököli*, die andere den Grafen *David Zolyomi* heurathete. Das Schloss wurde zwischen diesen Beiden getheilt, welche sich in dem Hofe förmliche Schlachten lieferten; noch sieht man an den Fenstern Löcher von den Kugeln. Schon 1599 war ein Theil des Schlosses von den Walachen des Woywoden *Michael* in Brand ge-

steckt worden.» Als *Emmerich Tököli* wegen Hochverrath verurtheilt und seine Besitzungen confiscirt wurden, welches Loos auch *Nikolaus Zolyomi*, der Sohn des Obengenannten, theilte, fiel Hunyad an den Fürsten von Siebenbürgen, *Michael Apaffi*, und dann unter Kaiser *Leopold I.* an *Oesterreich*.

II.

ZUR KENNTNISS VON HINTER-INDIEN.

Nach Tomlin*).

Der brittische Missionär *Tomlin* schiffte sich am 21. Juni 1826 zu *Deal* an Bord der *Florentia* ein, und landete am 21. Oktober in *Calcutta*, von wo er Anfangs Jänner 1827 nach der Meerenge von *Malakka* unter Segel ging. Er verbreitet sich zu-

*) *Missionary Journals and Letters, written during eleven years* (1826 bis 1837) *Residence and Travels among the Chinese, Siamese, Javanese, Khassias and other Eastern Nations; by J. Tomlin. — Nouvelles Annales des Voyages,* etc. etc. 1845. Juni-Heft, S. 311 u. ff.

nächst umständlich über die neue brittische Ansiedlung auf der Insel *Singapore*; doch haben seine Bemerkungen gegenwärtig, wo dieser Platz so grosse Fortschritte in seiner Entwickelung gemacht hat, keine besondere Wichtigkeit mehr, daher wir sie, so wie Alles, was seine Missionsgeschäfte betrifft, überschlagen.

Weniger bekannt ist Manches von dem, was er über einen Ausflug nach der Küste von *Siam* mittheilt, dessen Hauptstadt *Bangkok* sich schon von weitem als eine sehr volkreiche und betriebsame ankündigt. »Diese Stadt, sagt er, besteht hauptsächlich aus Hólz (Bambus)-Hütten, die mit Baumblättern gedeckt sind, und erstreckt sich an beiden Ufern des Flusses (Menam) 5 bis 6 (engl.) Meilen weit. Wenn die zahlreichen Tempel und Paläste nicht wären, könnte sie ein Engländer bloss für einen Hüttenhaufen ansehen. Eine Menge dieser heidnischen Tempel, vielleicht an 200, sind zwar mit Gold bedeckt und geben der übrigen armseligen Stadt einen Glanz, der das Auge blendet; aber ihr Inneres sticht oft gegen das Aeussere auffallend ab, und viele sind sogar eckelhaft schmutzig. Auch die Strassen werden durch Koth und Pfützen fast ungangbar gemacht. Die Siamesen sind überhaupt ein träges und sorgloses Volk und zeigen höchstens nur zu Wasser einige Rührigkeit. Besonders die Männer sind grosse Nichtsthuer und alle Ar-

beiten lasten auf den Weibern, welche sie oft gänzlich ernähren und pflegen, ja selbst Handelsgeschäfte besorgen müssen etc. Da sie in der Regel halb unbekleidet einhergehen und das Haupthaar glatt wie die Männer abgeschoren tragen, so lässt es sich denken, dass ihr Aeusseres nicht viel Anziehendes hat. Die Männer haben einen langen und schmächtigen Wuchs, und besitzen einnehmendere Züge als die Weiber. Letztere sind leidenschaftlich dem Putz ergeben und schmücken schon die kleinen Kinder mit einer Menge goldener und silberner Ketten, Ringe und Ohrgehänge.« Die Bevölkerung von Bangkok schätzt Tomlin auf 400000 Seelen, worunter aber mehr als sieben Achtel Chinesen.

Nach einem Zeitraume von zehn Jahren, welche der Verf. in seinem Bekehrungsgeschäfte in Siam und auf den Ostindischen Inseln zugebracht hatte, kehrte er nach *Calcutta* zurück, unternahm aber schon 1837 eine neue Missionsreise nach den Gränzländern an der Ostseite von Bengalen, in Gegenden, wohin bis damals noch kein Missionär gekommen war. Wir lassen ihn selbst diesen Ausflug erzählen.

Wir brachten drei Wochen auf der zwar gefahrlosen, aber langweiligen Reise bis zum Fusse des *Chassia*-Gebirges zu. Das Uebersetzen der Sunderbands (Sunderbunds, Sumpfgegenden des

Ganges-Delta) nöthigte uns häufig zu grossen Umwegen und verursachte nicht selten gänzliche Unterbrechungen der Reise. Endlich am Fusse des Gebirges angelangt, fanden wir ein von der Regierung unterhaltenes bequemes *Bungalow* (Karawanserai), wo wir eine Nacht ausruhten.... Am andern Morgen brachen wir zeitig auf, um das steile Gebirge zu ersteigen, das sich vor uns erhob. Meine Frau und meine Kinder so wie eine Freundinn, Miss *Maxwell*, wurden nach Landessitte von Chassias in Sesseln und einer Art Körben auf dem Rücken getragen. Nach etwa sechs Stunden erreichten wir *Tscherrapandschi*, eines der vornehmsten Dörfer der Chassias. Es liegt ungefähr 4000 (engl.) Fuss über der Ebene, aus der wir kamen. Wenige Stunden hatten uns aus dem heissen Tropenlande in ein gemässigtes Klima gebracht, wo die reine und kühle Gebirgsluft nach einigem Aufenthalte den wohlthätigsten Einfluss auf Körper und Geist ausübte. Der mit Serampore in Verbindung stehende Missionär, Hr. *Lish*, empfing uns freundlich und wir wohnten bei ihm einige Monate, bis für unsere gastfreie Aufnahme beim Lieutenant *Lewin* und seiner Gattinn gesorgt war.

Die *Chassia*-Gebirge bilden eine lange Kette, welche sich von Osten nach Westen erstreckt, und begränzen nach Süden hin das von dem majestätischen Brahmaputra bewässerte Thal von *Assam*.

Man braucht zwei bis drei Tage zur Uebersteigung dieses Gebirges, welches stellenweise sich an 5000 Fuss über die Ebenen von Bengalen erhebt. Es wird von drei Hauptstämmen bewohnt, deren zahlreichster die *Chassias* sind. Diese nehmen den mittlern Theil der Kette ein, während westlich von ihnen die *Garroüs* und östlich die *Dschintiähs* wohnen. Die Engländer stehen aber nur mit den Chassias in einiger Verbindung; erst in den letzten 15 oder 20 Jahren haben die räuberischen Einfälle derselben in die Gränzgegenden des brittischen Gebietes *Silhet* Truppenmärsche gegen sie nöthig gemacht. Obschon sie nur Bogen und Pfeile haben, so waren sie doch bei ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit im Stande, den Sipoys kräftig zu widerstehen. Auf einem Punkte geschlagen, flohen sie nach einem andern schwer zugänglichen Theile des Gebirges und fügten den brittischen Truppen durch Pfeile und Steinwürfe grosse Verluste zu. Endlich aber wurden sie doch bezwungen. Einige ihrer vornehmsten Häuptlinge unterwarfen sich förmlich und willigten in die Errichtung eines englischen Postens in *Tscherrapandschi*. Auch gestatteten sie den freien Durchzug durch ihre Gebirge nach dem Gebiete *Assam*, und sind bis jetzt ihren Verpflichtungen ziemlich getreu nachgekommen.

Die *Chassias* unterscheiden sich durch ihre Tapferkeit und die Selbständigkeit ihres Charak-

ters sehr vortheilhaft von den feigen und kriechenden Eingebornen Bengalens. Nicht minder weichen sie von den Bewohnern Assam's ab. Sie sind zwar roh, unwissend und abergläubisch, haben aber keine Götzenbilder und weder Tempel noch Priester; auch wissen sie nicht was eine Kaste ist. Sie sind daher auch dem Christenthume weit zugänglicher als die stolzen, fanatischen und entarteten Hindus. Die Bemühungen des seit drei oder vier Jahren hier wohnenden Hrn. *Lish* haben auch bereits namentlich unter den jungen Chassias in den Schulen der Mission, einige Früchte getragen. Auch seine Gehilfen dürfen sich einen gleich guten Erfolg versprechen.

Auf drei oder vier Rundreisen, die ich in Begleitung meiner Freunde unternahm, besuchten wir eine Menge Dörfer auf Bergen und in Thälern. Da die Berge im Allgemeinen felsig und unfruchtbar sind und nur hie und da von kleinen Ebenen und fruchtbaren Thälern unterbrochen werden, so ist die Bevölkerung nothwendig über einen grossen Flächenraum zerstreut. Die Dörfer der Chassias haben nach Verhältniss 50 bis 200, viele auch bis 250 und 300 Einwohner. Sie stehen unter verschiedenen Häuptlingen, deren Ansehen und Gewalt von der Zahl und Grösse der Dörfer abhangt, über welche sie zu gebieten haben. Diese Häuptlinge versammeln sich, jeder mit seinem Gefolge oft zu

grossen Festen, bei welchen stets Wettkämpfe im Bogenschiessen statt finden. Sie besitzen sämmtlich grosse Geschicklichkeit im Gebrauch dieser Waffe und die siegende Parthei beschliesst das Fest mit einem Kriegstanze von eigenthümlichem Charakter. Die so versammelten Chassias, mit ihren Bogen und Pfeilen und in ihrer seltsamen buntfarbigen Tracht, gewähren ein unterhaltendes Schauspiel und erinnerten uns oft an die Ritterzeiten im europäischen Mittelalter. Die Chassias sind lebensfrohe, thätige, unternehmende Menschen, und werden, wenn einst das Christenthum unter ihnen verbreitet seyn wird, sich als nützliche und treue Bundesgenossen unserer Regierung beweisen.

Da ich während meines Aufenthalts unter den Chassias kein regelmässiges Tagebuch geführt habe, so theile ich einige Auszüge aus Briefen mit, welche ich (im Sept. 1837) von *Tscherrapandschi* aus nach *Serampore* (an Hrn. *Marshman*) geschrieben habe.

.....»Ich gebe Ihnen versprochenermassen einige umständlichere Nachrichten über unsere Wanderungen durch die Gebirge. Das Wetter war, in der Mitte Mai, vor dem Anfang der Regenzeit, unserer Reise ungemein günstig. Wir gingen quer über die Berge bis *Nungklow*, welches am nördlichen Abhange liegt, und hatten von diesem Punkte eine prachtvolle und sehr weite Aussicht auf das grosse und schöne Thal von *Assam*. Das Auge

konnte am Horizont den Silberlauf des herrlichen *Brahmaputra* auf mehr als 100 Meilen weit verfolgen. Jenseits des Assam-Thales erheben sich die Gebirge von *Bhutan*; weiter hin sieht man die Schneekette des *Himalaya*. Die einzige Aussicht, welche man diesem Panorama von Nungklow an die Seite stellen kann, ist die vom südlichen Abhange des Gebirges, etwas unterhalb Tscherrapandschi. Hier umfasst der Blick die weiten Ebenen von *Bengalen*, und an einem heitern Tage konnten wir in weiter Ferne, nach Süden hin, die Gebirge von *Arrakan*, so wie gleichzeitig in Osten die Ketten unterscheiden, welche das Thal von *Manipur* einschliessen und sich nach dem Lande *Barmah* hinziehen.

Von Tscherrapandschi ins Innere dringend, sah ich mit Vergnügen, wie das Land, je weiter wir vorwärts kamen, immer besser wurde. Wir liessen jene grossartigen Abgründe, jene tiefen und finstern Thäler hinter uns, deren wilde Majestät Sie aus eigner Anschauung kennen. Es folgte dann eine Reihe von Hügeln mit sanftern Abhängen. Die tiefen und romantischen Thäler, welche von den Wildbächen *Kala Pani* und *Boga Pani* durchströmt werden, sind die einzigen Ausnahmen, deren ich mich erinnere. Auch kann ihnen der Reisende dadurch ausweichen, dass er sich östlich wendet und den Weg nach *Mollim* einschlägt, wenn ihn sein Ge-

schmack für das Schöne und Erhabene nicht gerade antreibt, den Beschwerlichkeiten und Gefahren der geraden Strasse Trotz zu bieten. Nachdem man den *Boga Pani* überschritten hat, verschönert sich der Anblick des Landes beträchtlich durch die Fichtenwälder, welche fast alle Anhöhen ringsum bedecken, und zahlreiche Parthien angebauten Landes sprechen eben so sehr für die Fruchtbarkeit des Bodens als für die Betriebsamkeit der Einwohner, besonders zwischen den Dörfern *Moflong* und *Mirang*. Ausser Reiss, Hülsenfrüchten etc., welche die Chassias des Innern für den eignen Bedarf anbauen, fangen sie auch an, sich der Cultur der Kartoffeln zu befleissigen, welche sie an die Engländer des Flachlandes verkaufen und selbst bis Calcutta verschicken.« ...

In einem andern Briefe giebt der Verf. Mittheilungen über die Sprache und das äussere Ansehen der Chassias.

...»Bloss nach dem Gehör zu urtheilen, hat die Chassia-Sprache viel Aehnliches mit dem Chinesischen, weicht aber in Hinsicht des Baues und der Bedeutung der Wörter sehr davon ab. Jemand, der an die Mundart und an den Umgang mit den Bewohnern der Provinz *Fokien* gewöhnt ist, könnte die Chassias beim ersten Zusammentreffen mit ihnen für weitläuftige Verwandte derselben halten, denn sowohl das Auge als das Ohr sprechen stark für

eine solche Vermuthung. Auch mir ist es mehrmals begegnet, dass ich in geringer Entfernung eine Gruppe von Chassias für Chinesen angesehen habe.« ....

»Höchst merkwürdig ist ein uralter Gebrauch bei den Chassias. Man darf nicht weit in den Gebirgen vordringen, ohne auf Gruppen von grossen Steinen zu stossen, welche den Druiden-Denkmählern von *Stonehenge* und *Abiri* ähnlich sehen. Ich habe mich oft deshalb bei den Eingebornen erkundigt; aber Niemand konnte mir über die ursprüngliche Bestimmung derselben Auskunft geben. Sie scheinen in keiner Beziehung zu religiösen Ideen oder Götzendienst zu stehen; wahrscheinlich haben sie als Gränzmarken der Feldgebiete, oder auch als Denkmähler geschichtlicher Ereignisse dienen sollen, welche jetzt aus Mangel an schriftlichen Nachrichten in Vergessenheit gerathen sind.« ....

III.

DER PICHINCHA-KRATER.

Nach Wisse*).

Quito liegt zwar nicht weit vom *Pichincha*, aber der vulkanische Boden ist dergestalt von tiefen Schluchten zerrissen, dass man einen ganzen langen Tag braucht, um auf den Gipfel des Berges zu gelangen. Ich brach daher (am 14. Jänner 1845), in Begleitung meines Schülers, Hrn. *Garcia Moreno*, schon um 3 Uhr Nachmittags auf, damit ich noch einen Maierhof am Fusse des Vulkans erreichen möchte, wo ich übernachten wollte. Am nächsten Morgen bestiegen wir um 7 Uhr unsere Maulthiere

*) *Nouv. Ann. des Voy.*, 1845, Juli, S. 106 u. ff.

und ritten bis zur Gränze des Pflanzenwuchses, wo wir absteigen mussten. Ich übergab die Thiere der Aufsicht meines Bedienten und wir begannen, mit einem Indier als Wegweiser, bergaufwärts zu klettern. Der Abhang ist äusserst uneben, so dass wir nur im Zigzag fortkommen konnten. Ueberdiess war der obere Theil des Vulkans mit kleinem Schutt von Bimssteinen bedeckt, wo man bis 2 Decimeter (7 bis 8 Zoll) tief einsank, und es kostete alle mögliche Anstrengung, um auf diesem beweglichen Boden nicht mehr rückwärts als vorwärts zu schreiten. Wir nahmen unsere Richtung nach einem von Zeit zu Zeit sichtbaren Pik, dessen höchsten Punkt wir um halb zwölf Uhr erreichten. Aber welche Täuschung! Ein furchtbar dichter Nebel erlaubte uns kaum 15 Meter (47½ W. Fuss) weit zu sehen... Mittelst siedenden Wassers suchte ich die barometrische Höhe und berechnete sie zu 4775,60 Meter (15108 W. F.).

Allmählich drang unser Auge in das Innere des schwarzen und schrecklichen Kraters, ohne jedoch den Boden zu erreichen. Hinuntersteigen! riefen wir Beide, und wie Narren stürzten wir uns in eines der verwegensten und mit Gefahren, denen vielleicht noch nie ein Mensch Trotz geboten hatte, verbundenen Unternehmen. Es war Mittag. Der Führer weigerte sich, uns zu begleiten; wir übergaben ihm unsere Mäntel und was uns sonst hätte

geniren können. Nur ein grosser Hund folgte uns, erschrak aber bald so sehr über die unablässig von den Wänden in die Tiefe hinabstürzenden Steine, dass er umkehrte und uns allein liess.

Wir setzten unser mühseliges Hinabsteigen fort. Der Wind hatte unterdessen die Wolken einigermassen zerstreut und wir sahen nun den Boden des Kraters und fanden, dass wir in eine tiefe, zur Linken offene, und überall mit ungeheuern von den Wänden herabgestürzten Steinblöcken bedeckte Schlucht gerathen waren, deren Mitte das Bett eines jetzt ausgetrockneten Wasserstromes darstellte.... Mein Barometer zeigte, dass wir mehr als 300 Meter tief gekommen waren. Das Klettern wurde jetzt nach der rechten Seite hin fortgesetzt, wo wir auf einem ziemlich sanften Abhange die niedrigste Stelle des Kammes erreichten, welcher die Scheidewand zwischen den zwei Kratern bildet, aus denen der Hauptkrater besteht. Hier empfanden wir stärker als vorher den Geruch der schwefeligen Dünste, deren Quelle wir zu entdecken beschlossen hatten. Wir stiegen, uns Gottes Schutz empfehlend, immer weiter hinab, ohne zu wissen, wohin wir kommen würden, und auf einem Wege, der immer schwieriger wurde, da die Wände des zweiten Kraters viel rauher als die des ersten sind.... Ehe wir noch ganz hinabkamen, entdeckten wir ein sich mitten im Krater erhebendes Hügelchen, zur Linken Rauch-

wolken, die wir Anfangs für Nebel hielten, und hie und da lange gelbliche Streifen auf dem Boden. Wir waren richtig bei den Mundlöchern des Vulkans angelangt, und begannen, über die Schwefelstreifen weg, den Hügel hinaufzusteigen. Bald standen wir an den neuesten Oeffnungen, aus welchen die Dämpfe mit ziemlich grossem Geräusch hervorbrachen.... Wir konnten nirgends festen Fuss fassen; der Boden bestand aus Erde, Asche und zusammengehäuftem Schwefel. Hie und da sah ich Spalten und Löcher von 20 Centimeter Tiefe. Ich legte mich nieder und streckte den Arm in einen von diesen Rauchfängen, um Schwefelkrystalle zu sammeln, was aber wegen der grossen Hitze sehr mühsam zu bewerkstelligen war. Das Thermometer stieg am Mundloche augenblicklich auf 60 Grad und 20 Centimeter tiefer übertraf die Hitze die des siedenden Wassers. Die Schwefelkrystalle waren sehr hell und klar und bedeckten alle Wände der Rauchfänge; doch wurde ich von den Dämpfen, obwohl sie stark nach faulen Eiern rochen, nicht belästigt. Das Loch, in welches ich den Arm steckte, mochte 20 Centimeter weit seyn; ich konnte aber nicht über einen Meter hineinsehen, denn die Röhre war nach allen Richtungen gekrümmt. Vier andere solche Röhren, die ich untersuchte, boten denselben Anblick dar. Mehre andere Röhren konnten wir nicht untersuchen, denn

wir hätten, um hinzukommen, über einen Boden gehen müssen, der so locker war wie ein frisch aufgeworfener Maulwurfshaufen, und die Verwegenheit hatte ihre Gränzen. Doch konnten wir rings in einem Kreise von 15 Meter Durchmesser um eine Gruppe von etwa 10 Mundlöchern herumgehen, wo jedoch eine Spalte uns Angst machte; es schien mir, als wollte hier ein frischer Ausbruch erfolgen. Der Boden hatte an mehren Stellen eine Temperatur von 43 Grad. Ich sammelte an der Oberfläche eine Art von grüner, derber und halb verglaster Schlacke in Stückchen, die nicht grösser waren als eine Hand. Sie waren das Produkt eines frischen Auswurfes, denn die glasige Oberfläche hatte weder Aschenflecken noch jene gelben Streifen, die von Schwefeldämpfen herzurühren pflegen.

Der trichterförmige Gang, durch den wir zu dieser Stelle gelangt waren, ist mit grossen Steinblöcken angefüllt, zwischen denen die Dämpfe hervorbrechen. Wahrscheinlich ist es ein kleiner, durch einen frischen Ausbruch entstandener Krater, in den von den übrigens fast senkrechten Wänden die Steine hinabgefallen sind. Nahe bei diesem Krater sieht man noch mehre Steinhaufen, die aus einiger Entfernung betrachtet, ganz wie Maulwurfshaufen aussehen. Wir konnten, da es dunkel zu werden begann, nicht alle Mundlöcher, wo Rauch aufstieg, besuchen; .... es fing heftig an zu regnen;

Wir flüchteten uns in das oben erwähnte Flussbett, um das dort unter einem grossen Block gelassene Barometer zu beobachten. Unglück! Das Barometer war verschwunden! — Es war 4 Uhr Abends....

Jetzt begannen unsere Abenteuer pathetisch zu werden. Es regnete und schneite furchtbar durch einander. In einem Augenblick war die Halbinsel des westlichen Kraters von zwei Strömen eingefasst. Die bequemer als das Uebrige zu erkletternden Schluchten waren voll Wasser und Blöcke auf Blöcke stürzten, von der Gewalt der Ströme abgerissen, herunter. Hiezu kam von allen Seiten der schreckliche Lärm der Krater-Artillerie; grosse Blöcke ricochetirten zehn und zwanzig Mal in grossen Bogen über unsern Köpfen weg, ehe sie den Boden erreichten. Die Steine, an denen wir uns festhielten, rissen los und wir fielen zurück. Alles war mit Wasser, Koth und Schnee bedeckt. Die Hände waren erstarrt und gefühllos, so dass ich nicht mehr wusste, was ich angriff. Wir verschluckten Schnee, um nur etwas in den Magen zu bekommen, und setzten uns nach jedem Schritt nieder, um Athem zu schöpfen.... Wir befinden uns dem östlichen Krater gegenüber, aber wohin sollen wir uns nun wenden? .... Ich steige voran und erklimme einen lockern Felsblock; mit dem letzten Schritte, den ich eben thue, macht er sich los. »Retten Sie sich, Garcia!« Mein armer Ge-

führte wäre umgekommen, hätte er sich nicht unter einen andern Block schützen können. Wir rufen unsern Führer, den Indier; keine Antwort! vermuthlich hört er uns nicht. Wir konnten nicht mehr vom Fleck und waren entschlossen, die Nacht im Krater zuzubringen. Aber durchnässt bis auf die Haut und ohne Speise und Trank, wären wir sicher des Todes gewesen, und vor Allem war zu unserer Rettung deshalb nöthig fortzuklettern, damit unsere Glieder vor Frost nicht erstarren möchten..... Lassen wir hier eine grosse Lücke in der Erzählung... Um sieben Uhr Abends sassen wir am obersten Rande des Kraters. Hier verzehrte ich zwei Händevoll Schnee, um den brennenden Durst zu löschen. Noch heute ist mir der Gaumen ganz verbrannt.

Nirgends eine Spur vom Indier; vermuthlich ist er bei den Maulthieren. Seit einer Stunde ist es Nacht, und es giesst wie mit Kannen. Wir rutschen alle Augenblicke auf dem Bimsstein-Gerölle aus, gelangen aber doch schnell genug oben an. Wir rufen und schreien; kein Führer ist da, kein Bedienter, keine Maulthiere. Wir laufen so schnell wir können, um nur einigermassen erwärmt zu bleiben.... Bald hören wir Hundegebell und kurz darauf antwortet man auf unser Rufen. Wir standen am Rande einer tiefen Schlucht, aus der wir ohne die Hülfe unsers Führers nicht hätten herauskommen

können. Gegen neun Uhr erreichten wir, drei Lieues vom Krater, eine Hütte, wo wir unsere Leute in Thränen schwimmend fanden. Sie hatten uns, als der Hund allein zurückkam, für verloren gehalten. ... Am nächsten Morgen kehrten wir nach dem Maierhofe zurück, dessen Besitzer ebenfalls in grossen Sorgen um uns gewesen war, und trafen bald nachher wieder in *Quito* ein....

Die Zeit zu unserer Expedition war freilich schlecht gewählt. Die tropischen Regen mussten beginnen; aber wer hätte denken sollen, dass sie gerade an diesem Tage eintreten würden?

Von allen Gelehrten und Neugierigen, die bis jetzt den *Pichincha* besucht haben, ist keiner in den Krater hinabgestiegen. Die französischen Akademiker, die vor mehr als hundert Jahren hier waren *), hatten es mehrmals ohne Erfolg versucht. Vielleicht war es zwei Narren vorbehalten, das Wort »unmöglich« im Wörterbuche auszulöschen. Die Höhe, aus welcher wir hinab- und zu der wir wieder emporstiegen, übertrifft vier Mal die höchste ägyptische Pyramide und fünf Mal den Strassburger Münster.

*) *Condamine, Godin* und *Bouguer*, welche 1735 zum Behuf einer Gradmessung von der französischen Regierung nach Quito geschickt wurden. S. mein *Gemälde der phys. Welt* etc. I. Band. 3. Aufl. Prag, bei Calve, 1834. S. 93 u. 94.

D. H.

Ich habe eine Menge Gesteine mit zurückgebracht, so viel unsere Taschen nur fassen konnten: Porphyrtrachyt von rother und von gelber Masse, mit weissen Krystallen; dunkelrothen Trachyt mit zahlreichen Spuren von Eisenoxyd; Conglomerate von Schwefel, Asche und calcinirtem Feldspath; Schlacken und Schwefelkrystalle. Die Schlacken brennen mit schwefelsaurem Geruch und blauer Flamme.... Der dunkelrothe Porphyr scheint das vorherrschende Gestein im Krater zu seyn. Der Krater selbst gewährt mit seinen braunen und schwarzen Tinten einen fürchterlich schönen Anblick. Eine Menge Blöcke, am obern Ende wie Lanzen zugespitzt, Klumpen von 30 Meter Höhe, an drei Seiten von der Felswand abgelöst und nur noch an einer festsitzend, neigen sich gegen die Mitte des Kraters, als wenn sie augenblicklich hinunterstürzen wollten. Der zweite Krater nähert sich mehr der Kreisform als der erste. Ich halte den westlichen Krater, wo noch jetzt Dämpfe aufsteigen, für den jüngern. ....Der östliche Krater scheint bereits grösstentheils mit ausgeworfenen Stoffen angefüllt zu seyn. Man denke sich die Kraft, welche erforderlich gewesen seyn muss, diese ungeheuern Massen über die jetzige Oeffnung des Kraters hinauszuwerfen, vorzüglich wenn man erwägt, dass der Kegel des Vulkans ursprünglich noch um 1000 Meter höher war als gegenwärtig....

Ich bin Willens in der nächsten schönen Jahreszeit mit meinem Schüler den Vulkan vollständig zu studiren und zu dem Ende, mit Lebensmitteln und allen übrigen Erfordernissen reichlich versehen, eine ganze Woche damit zuzubringen. Wir hoffen folgende Aufgaben lösen zu können: 1) den äussern Umfang der Krater und der beiden Oeffnungen nach Westen, so wie das Innern, zu bestimmen; 2) die gegenwärtigen Mundlöcher zu untersuchen; 3) die Tiefen zu messen und 4) die geologische Beschaffenheit der Krater zu erforschen. Es wird ein merkwürdiges Stück Arbeit und hauptsächlich für die Stadt *Quito* wichtig seyn. Die Einwohner glauben, im Vertrauen auf den Ausspruch von Geologen, die den *Pichincha* nur von oben, am Rande des Kraters beobachtet haben, dass der Vulkan erloschen sei. Diess ist aber keineswegs der Fall....

IV.

EYRE'S ENTDECKUNGSREISEN IN AUSTRALIEN.

In den Jahrgängen 1842, S. XII u. ff., und 1843, S. IX u. ff., wurde bereits eine allgemeine Uebersicht der von dem brittischen Magistrats-Beamten in Süd-Australien, Hrn. *Eyre*, von *Adelaide*, der Hauptstadt dieser Colonie, aus unternommenen Entdeckungsreise in das Innere des australischen Continents mitgetheilt, nach Berichten der *Londoner Litterary Gazette*, so weit diese damals eingelaufen waren. Vor Kurzem ist nun in London die vollständige Beschreibung dieser Reise in 2 Bänden mit Kupfern und Karten *) erschienen,

*) *Journals of Expeditions of Discovery into Central Australia and overland from Adelaide to King George's Sound*, in the years 1840 — 1 etc. by *Edward John Eyre*, II. Volumes. London, 1845.

welche des Belehrenden und Anziehenden in Betreff der Schicksale des Reisenden, so wie der von ihm durchwanderten trostlosen Einöden, der Beobachtungen über den Charakter und die Lebensweise der Eingebornen etc. so Vieles enthält, dass wir eine Mittheilung des Wesentlichsten davon in unser Taschenbuch aufnehmen zu müssen glauben. Der Verf. hatte, obwohl unter einem ganz verschiedenen Himmelsstriche, eben so viel zu erdulden als 1829 Cap. *Franklin* auf seiner Landreise in *Nord-Amerika*, von welcher der II. Jahrgang unsers Taschenbuches (1824) S. 203 u. ff., eine Uebersicht gegeben hat. Wenn es der Hunger war, dem *Franklin* und seine Gefährten beinahe erlegen wären, so hatte *Eyre* oft Wochen lang und auf Strecken von 100 bis 150 engl. Meilen weit mit Durst zu kämpfen. Wenn *Franklin* den Trost hatte, in seinen Leiden wenigstens einige Landsleute um sich zu haben, die sein Schicksal theilten, so befand sich *Eyre* zuletzt aller seiner Gefährten beraubt und in gänzlicher Abhängigkeit von der nicht ganz unzweideutigen Treue eines rohen Eingebornen. Endlich konnte *Franklin* mit Befriedigung auf den Erfolg seiner Reise zurückblicken, während *Eyre* die Ausführung seines Unternehmens, in das Innere des Continents einzudringen, gänzlich verunglückt sah.

Der Verf. hatte sich, nachdem sein Versuch nördlich von den *Flinders-Gebirgen* und über den

diese hufeisenförmig umschliessenden *See Torrens* weiter ins Innere zu gehen, misslungen war, nach der *Streifigen Bay (Streaky Bay)*, westlich vom Spencer-Busen*), begeben und beschlossen, von hier aus westlich zu reisen und zu sehen, ob vielleicht anderwärts ein Weg nach dem Norden sich öffnen möchte. Der Gouverneur hatte ihm ein Schiff, die *Wasserhexe (Waterwitch)*, zur Verfügung nachgeschickt, welches ihm längs der Küste folgen und zur Fortschaffung seines Gepäckes etc. dienen sollte. Nachdem das Nöthige an Bord des Cutters verladen war, brach *Eyre*, mit 10 Pferden und 40 Schafen, in Begleitung von 5 Engländern, Hrn. *Scott*, eines Aufsehers, eines Corporals vom brittischen Militär und zweier Männer zur Besorgung der Pferde, so wie zweier jungen Eingebornen, welche die Schafe zu treiben und zu bewachen, das Gepäck zu besorgen hatten etc., am 6. Nov. (1840) aus seinem Lagerplatze auf. Der Strand westlich von der Streifigen Bay, wohin die Reise ging, war mit hohen steilen Sandhügeln eingefasst, hinter welchen man wegzog und nach einem Wege von 18 Meilen am Rande eines dichten Gesträuches Nachtlager machte. *Eyre* und *Scott*, so wie die eingebornen jungen Burschen, nahmen hier ein

*) Man sehe die Uebersicht der Einbuchten und Inseln längs der Küste von Süd-Australien, im Jahrg. 1840, S. 278 u. ff.

Seebad, was ihnen, nach dem beschwerlichen Marsche in Hitze und Staub *), ungemein wohl that. Am folgenden Tage kam man auf sandigem Boden in dichtes Unterholz von *Eucalyptus dumosa* und *Theebäumen* (*?tea-tree*). Hier musste das Beil unaufhörlich arbeiten, um für Menschen, Vieh und Karren einen Weg zu bahnen. Erst nach 17 Meilen gelang es, eine offene Ebene zu erreichen, in deren Mitte sich ein Brunnen befand, den die Eingebornen gegraben hatten. Die Oeffnung ging durch eine feste Schicht Kalkstein und hatte etwa 15 Zoll im Durchmesser, wurde aber einen Fuss tiefer unter der Oberfläche etwas weiter. Das Wasser fand sich erst in einer Tiefe von 10 Fuss; der Brunnen war aber so mit Sand und Unrath angefüllt, dass es lange Zeit brauchte und grosse Anstrengung kostete, ehe man Wasser für die Pferde schöpfen konnte, um so mehr, als es an einem Spaten fehlte und man sich einer grossen Muschel bedienen musste, welche die Eingebornen zurückgelassen hatten. Die Pferde konnten trotz aller Anstrengung der Leute nur zusammen zwei Eimer erhalten, was offenbar zu wenig war. An den folgenden Tagen ging es wieder so; die Brunnen mussten frisch gegraben werden und wo der Boden aus lockerm Sande be-

*) Der Monat November entspricht in der südlichen Halbkugel dem Mai in der nördlichen.

stand, fiel das Loch nach einigen Stunden Arbeit, ehe noch das Wasser erreicht war, wieder zu, und das Graben musste von neuem beginnen. Ueberdiess war das Wasser meistens salzig (brackisch), konnte aber doch von den Pferden und Schafen getrunken werden. Die Menschen erquickten sich an einem Fässchen Wasser, welches sie von der Wasserhexe erhielten, die eben in der *Smoky-Bay* vor Anker gegangen war. *Eyre* benützte die Gelegenheit, um die Last seiner müden Pferde zu erleichtern, indem er einiges Gepäck und einen Karren an Bord des Cutters schickte, und gab Letzterem die Weisung, damit nach der *Denial-Bay* vorauszusegeln.

Ein Trupp Eingeborner, welcher des Wassers wegen hieher kam, bezeigte sich sehr freundlich, sagte aber, dass die Reisenden zwei Tage lang längs der Küste kein Wasser finden würden. Der Verf. nahm einen schon bejahrten Mann als Wegweiser mit und setzte ihn auf ein Pferd, was ihn zum Gegenstande des Neides bei den Uebrigen machte, welche den Reisenden durch Dick und Dünn zu Fusse folgten und sich unterwegs von Schlangen, Eidechsen, Ratten etc. etc. nährten. An einer gewissen Stelle mitten im Gestrüppe kam man zu einem grossen runden Sandhaufen, von etwa 2 Fuss Höhe und 15 bis 20 Fuss Umfang. Die Eingebornen fingen sogleich an, emsig den Sand aus

der Mitte wegzuschaffen, bis sie ein tiefes Loch fanden, an dessen Rande ringsum vier schöne blassrothe Eier, so gross wie Gänseeier, lagen. *Eyre* hatte oft solche Haufen gesehen, wusste aber nicht, dass es Vogelnester waren. Die Eingebornen überreichten ihm die Eier als Geschenk und er fand sie von trefflichem Geschmack. Es war das Nest des *Leipoa*, einer Fasangattung von der Grösse einer englischen Fasanhenne, welcher er auch an Gestalt und Gefieder ähnlich ist. Der Vogel ist sehr scheu und erhebt sich nur, wenn er verfolgt wird, zum Fluge aus dem Gesträuch, wo er sich gewöhnlich verbirgt. Die Schale der Eier ist sehr dünn und zerbrechlich und die Jungen werden von der Sonnenwärme ausgebrütet, worauf sie sich ohne Hilfe aus dem Sande herauskratzen und sogleich ihrer Nahrung nachgehen.

Auf dem Wege zur *Fowlers-Bay* kam man mehre Tage lang durch eine Gegend, wo das *Mesembryanthemum* in grösster Fülle wuchs. Die Früchte waren eben in ihrer besten Reife und gewährten sowohl den Eingebornen als den Reisenden eine treffliche Speise. Am Abende bewirthete *Eyre* sämmtliche Eingeborne, denen sich auf der Reise noch andere Abtheilungen zugesellt hatten, mit Reiss, an welcher Speise sie viel Geschmack fanden. Die frühern Gäste und die Führer hatten auch Thee trinken und gekochtes Fleisch essen

gelernt. Alle diese Ureinwohner Australiens, so wie später mehre andere Abtheilungen, mit welchen *Eyre* zusammentraf, widerlegten das Vorurtheil von der Bösartigkeit und der aller bessern Gefühle unfähigen Roheit dieses Menschenstammes. Sie waren frei von aller Zudringlichkeit, stets gefällig und gutmüthig. Keiner machte sich eines Diebstahls schuldig, so viel Gelegenheit sich auch darbieten mochte; sie machten im Gegentheil, wenn beim Aufbruch des Lagers zufällig etwas vergessen worden war, die Reisenden darauf aufmerksam, oder brachten es selbst nach. Ohne ihre Hilfe hätten diese nie den Lagerplatz verlassen können, wenn sie nicht gewusst hätten, wo am Abend Wasser anzutreffen seyn würde. Sie zeigten den Reisenden die kürzesten und gangbarsten Wege. Am Wasserplatze angelangt, betrachteten sie denselben nicht als ihr Eigenthum, sondern stillten ihren Durst nicht eher, als bis die Reisenden ihr Bedürfniss befriedigt hatten.

An der Fowlers Bay traf der Verf. wieder mit der Wasserhexe zusammen, welche jedoch das Ufer nicht sicher genug fand, um vor Anker zu gehen. Er liess daher alle Vorräthe ausschiffen und einstweilen an einen sichern Platz auf der Westseite der Denial-Bay niederlegen, während er beschloss, für sich allein eine Recognoscirung westwärts nach dem Lande am Hintergrunde des grossen *Austra-*

lischen Busens (*Australian Bight*) vorzunehmen, um zu erfahren, wie weit er dorthin mit der ganzen Expedition vordringen könne und ob sich ein Weg nördlich ins Innere darbieten möchte. In Begleitung eines einzigen Eingebornen mit einem Packpferde brach er, auf einem andern Pferde reitend, am 22. Nov. auf. Er fand wieder, wie bisher, eine Abwechselung von offenen, mit Gras bewachsenen, sandigen Stellen und andern, die mit dichtem Gestrüpp bedeckt waren. Wasser fehlte entweder gänzlich oder war nur durch beschwerliches Graben zu erhalten. Heftige Winde trieben oft so ungeheure Sandwolken empor, dass man kaum Athem schöpfen oder die Augen öffnen konnte. *Eyre* kehrte daher schon nach einigen Tagen zur grössern Parthei zurück, welche die Eingebornen bereits gänzlich verlassen hatten. Nur drei Männer waren geblieben, welche er als Wegweiser bei sich zu behalten suchte. Aber schon fünf Tage später fand er alle wieder beisammen, und zwar an einer Stelle, wo nach ihrer Versicherung durchaus kein Wasser zu finden war. Er wusste wohl, dass die Eingebornen ungewöhnlich lange Durst leiden, aber doch auch nicht ganz ohne Wasser leben können, und wenn auch nur ein kleiner Brunnen in der Nähe gewesen wäre, warum hätten sie es ihm verheimlichen sollen, da sie sonst so aufrichtig gegen ihn waren? Er schloss also, dass sie ihm wirklich die

Wahrheit gesagt hätten. Uebrigens erinnerte er sich, dass die Eingebornen Mittel besitzen, sich aus den langen Wurzeln verschiedener Bäume Wasser zu verschaffen, indem sie diese ausgraben, in kurze Stücke zerschneiden und auspressen. Auch war es möglich, dass sie sich wegen der Früchte des *Mesembryanthemum*, die hier in ungeheurer Menge vorhanden und eben reif waren, an dieser Stelle gelagert hätten.

»Wir waren jetzt — sagte der Verf. — in nicht geringer Verlegenheit. Die von Hitze, Durst und Anstrengung gänzlich abgematteten Pferde konnten die Karren nicht mehr fortschleppen. Wir waren von Eingebornen umgeben und durften, so lange sie blieben, unser Gepäck nicht auf einige Zeit im Stich lassen. Andererseits war die nächste Wasserstelle noch 22 Meilen entfernt und wir liefen Gefahr, unsere Pferde, wenn sie belastet blieben, auf dem Wege dahin gänzlich umkommen zu sehen. Hätten sich die Eingebornen entfernt, so hätten wir unser Gepäck (um es später nachzuholen) vergraben und die Karren zurücklassen können; aber so mussten wir geduldig warten, ob sie nicht abziehen würden. Diess war jedoch gar nicht ihre Absicht. Sie sassen ruhig da und beobachteten uns, als ob sie uns aussitzen wollten (*to sit us out*). Es war zum Aergern, die sorglose Gleichgiltigkeit zu sehen, mit welcher sie im Schatten einiger Sträucher ruhten

oder in der Nachbarschaft nach den Beeren des *Mesembryanthemum* umherkrochen. Ich war über alle Massen erzürnt, als eine Stunde nach der andern verging und unsere, freilich unabsichtlichen, Quälgeister nicht vom Platze wichen. Jeder Augenblick war kostbar für das Leben unserer Pferde, und zugleich konnte ich mich nicht entschliessen, so viele Dinge, die uns unentbehrlich und sobald nicht zu ersetzen waren, unbeschützt zurückzulassen. Was unsere Lage noch verschlimmerte, war, dass wir vorige Nacht den Pferden den letzten Tropfen Wasser gegeben und nur für unser Frühstück etwas übrig gelassen hatten. Wir litten nun sehr von Hitze und Durst... Nachdem die Pferde ausgespannt waren, liess ich den Mann und die beiden Burschen sich im Schatten zum Schlafen niederlegen, während ich selbst das Vieh besorgte und auf die Eingebornen ein wachsames Auge hatte. Gegen Mittag weckte ich die Schlafenden und wir nahmen unsere Mahlzeit ein, etwas Brod und einige Beeren, deren Saft allein uns fähig machte, etwas zu essen, denn der Mund war uns ganz ausgetrocknet.«

»Jetzt nun entstand eine Bewegung unter den Eingebornen. Sie griffen nach ihren Spiessen und machten sich fort. Ich schickte einen von den Burschen auf eine Anhöhe, sie zu beobachten, und machte mich mit dem andern und dem Manne sogleich ans Werk, unser Gepäck nach einem Sand-

hügel zu schaffen, wo es in einiger Entfernung von den Karren vergraben werden konnte. Aber kaum hatten wir angefangen, als der Bursche rief, dass die Eingebornen zurückkämen, und richtig, in wenig Augenblicken sassen sie wieder auf dem alten Fleck. Entweder waren sie nur zum Schein fortgegangen, um zu sehen, was wir machen würden, oder sie hatten uns mit dem Gepäck beschäftigt, oder auch den Burschen auf der Höhe gesehen und diesen täuschen wollen.... Wenn irgend strenge Massregeln gegen die Zudringlichen zu entschuldigen gewesen wären, so war es jetzt der Fall; unsere Sicherheit und das Leben unserer Thiere hing davon ab, sich ihrer zu entledigen. Aber obschon wir die Mittel dazu in Händen hatten, denn wir waren alle bewaffnet, so konnte ich mich doch nicht entschliessen, feindselig gegen Leute zu verfahren, die so freundlich gegen uns gewesen und von der Verlegenheit und Gefahr, welche ihre Gegenwart verursachte, keine Ahnung hatten« *).

*) Die Humanität des Verf. spricht sich noch in vielen andern Stellen seines Buches aus, namentlich im II. Bande, wo er sich über die Misshandlungen verbreitet, denen die Eingebornen in Neu-Südwales seit den ersten Zeiten der brittischen Besitznahme von den Weissen ausgesetzt gewesen sind. Wenn man im Sinne *Herders (Briefe zur Beförderung der Humanität*, II. Bdch. S. 150 der Stuttg. Ausg.) eine „*Classification der Reisebeschreibungen*, nicht bloss

»Wie sehr auch unsere Geduld den ganzen Vormittag auf die Probe gesetzt worden war, so wurde sie es doch am Nachmittag in weit höherem Grade. Von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags waren wir getäuschter Erwartung preisgegeben. Um diese Zeit geriethen sie jedoch neuerdings in Bewegung, rafften ihre Spiesse und andere Geräthschaften zusammen und zogen rasch in südöstlicher Richtung ab. Ihr eigentlicher Lagerplatz war allem Anscheine nach mehre Meilen weit entfernt, und ich wusste jetzt, dass ich Ruhe vor ihnen haben würde. Der Bursche stieg abermals auf die Höhe, sie zu beobachten, und ich vergrub nun mit dem Manne in einem grossen Loche alle unsere Lebensmittel, Pferdegeschirr, Packsättel, Wasserfässer etc., während der Karren leer in der Ebene stehen blieb. Die Oberfläche der Grube wurde geebnet und ein starkes Feuer darauf angezündet, um jede Spur von dem Aufgraben des Bodens zu vernichten.«

Jetzt ging es mit den leeren Pferden vorwärts. Aber der lange Aufenthalt war doch nachtheilig

---

nach Merkwürdigkeiten der Naturgeschichte etc. etc., sondern auch nach dem *innern Gehalt der Reisebeschreiber* selbst, wiefern sie ein reines Auge und in ihrer Brust *allgemeinen Natur- und Menschensinn* hatten" unternehmen wollte, so müsste *Eyre's* Reisebeschreibung unstreitig in die erste Klasse gesetzt werden.

gewesen. Die armen Thiere waren so kraftlos, dass nach etwa sieben Meilen eines nicht mehr fortkonnte und zurückgelassen werden musste. Drei Meilen weiter traf dieses Loos zwei andere Pferde, ungeachtet das Wasser nur noch 12 Meilen entfernt war. Mit den zwei noch übrigen gelang es nur durch grosse Sorgfalt und Schonung am nächsten Tage um 4 Uhr Morgens den Wasserplatz zu erreichen.

Unter solchen Mühseligkeiten schleppte man sich fort bis zum 9. Dez., wo *Eyre* den Mann nach der Niederlage an der *Fowlers-Bay* schickte, mit dem Auftrage an den Aufseher, fünf frische Pferde, zwei Leute und einen Vorrath von Lebensmitteln zu schicken; auch sollte *Scott* mitkommen, um die bei den Sandhügeln gelassenen Pferde zurückzuschaffen. Dieser traf am folgenden Tage mit dem Verlangten richtig ein, *Eyre* begab sich nun wieder nach der Stelle zurück, wo er die entbehrlichen Sachen vergraben hatte, die er noch wohlbehalten vorfand. Da er seinen Plan, westwärts immer weiter vorzudringen, nicht aufgeben wollte, so beschloss er, sein ganzes Gefolge, sowohl Menschen als Thiere und Gepäck zu vermindern, und nur mit dem Aufseher, den eingebornen zwei Burschen und den noch übrigen Pferden die Reise fortzusetzen. *Scott* und die beiden andern weissen Männer sollten nebst den überflüssigen Effecten auf dem Cutter nach

Adelaide zurückkehren. Um aber volle Kräfte zur neuen Wanderung zu erhalten, blieb er an der Stelle, wo er war, bis zum 29. Dez. liegen.

Am 17. Jänner war er längs der Küste westwärts bis 45 Meilen über den Hintergrund des *Austral-Busens* hinausgekommen, fand aber das Land immer noch öde und unfruchtbar. Auch sagten ihm Eingeborne, mit denen er zusammentraf, dass nirgends eine Möglichkeit vorhanden sei, nordwärts von der Küste aus ins Innere einzudringen. Er beharrte indessen auf seinem Vorhaben, in westlicher Richtung fortzugehen, begab sich aber vorher noch ein Mal nach der *Fowlers Bay*, wo seine Vorräthe vergraben waren und fand hier statt der von Adelaide zurückerwarteten Wasserhexe einen andern Cutter, *Hero*, den ihm der Gouverneur mit neuen Vorräthen schickte, nebst einem rüstigen Eingebornen, Namens *Wylie*, aus dem König-Georgs-Sund in der Colonie West-Australien. Dieser war schon früher ein sehr nützlicher Begleiter des Verf. auf seiner Reise in den Jahren 1838 und 1839 gewesen und wurde jetzt von ihm sehr freudig empfangen.

Da das Schiff den Verf. nur bis an die Westgränze der Colonie (*Süd-Australien*) zu begleiten Erlaubniss hatte, so musste *Eyre* sein Vorhaben, es mit dem schweren Gepäck über diese Gränze hinauszuschicken, aufgeben und die Reise allein,

bloss vom Aufseher und den drei Eingebornen begleitet, fortsetzen. Es war ein kühnes Unternehmen; der Weg bis zur Colonie *West-Australien* durch ein unbekanntes Land, höchst wahrscheinlich eine eben so trostlose Wüste, wie das bisher durchwanderte, betrug wenigstens 850 Meilen. Am 25. Febr. wurde der Lagerplatz verlassen. »Die Brücke war hinter uns abgebrochen, und wir mussten den *König-Georgs-Sund* erreichen oder zu Grunde gehen; ein Drittes gab es nicht.«

Die Mühseligkeiten nahmen immer mehr zu. Die Pferde wurden allmählich so kraftlos, dass sie selbst mit dem wenigen Gepäck nicht fortkomnten. An Reiten war gar nicht mehr zu denken und *Eyre* so gut wie der Aufseher und die Eingebornen mussten zu Fuss gehen. Die Hitze war drückend, kein Tropfen Regen fiel, ungeachtet der Himmel fast täglich sich trübte. Aber heftiger, anhaltender Sturm verjagte bald wieder das Gewölk und peinigte in vielen Gegenden Menschen und Thiere durch ungeheure Wolken von Sand, welcher in Mund, Nase, Augen und Ohren drang, das Wasser und die Speisen verunreinigte. Das dichte Gestrüpp zwang die Reisenden, den Weg längs dem Meeresstrande einzuschlagen und allen Krümmungen desselben zu folgen. Aber auch hier versperrte häufig Seetang den Pfad und zwang sie, den lockern Sand über der Hochwasser-Marke zu betreten. Ander-

wärts konnte man nur zwischen dem Wasser und dem Seetang durchkommen, und man hatte alle Mühe, die durstigen Pferde vom Trinken abzuhalten, was ihnen vollends den Rest gegeben hätte. Zu dem Ende mussten die Menschen selbst ins Wasser gehen und die Pferde so lange führen, bis die Gefahr vorüber war. Beim Eintritt der Fluth konnte man auch hier nicht fort und war genöthigt, einige Stunden Halt zu machen.

Was die Verlegenheit des Verf. noch vermehrte, war der Umstand, dass der Aufseher täglich unmuthiger und trübsinniger wurde, obschon er fortfuhr nach wie vor seine Schuldigkeit zu thun. Er behauptete steif und fest, dass es bei dem schlechten Zustande der Pferde eben so wenig gelingen werde, den Georgs-Sund zu erreichen, als nach Adelaide lebendig zurückzukommen, es wäre denn, dass man ungesäumt nach der Fowlers-Bay zu den vergrabenen Vorräthen umkehrte. *Eyre* suchte ihm auf alle Weise Muth einzuflössen und liess, um die Pferde völlig zu erleichtern, abermals so viel als nicht unumgänglich nöthig war, Sättel, Waffen, Lebensmittel, vergraben; nur zwei Feuergewehre, ein Fässchen Wasser und ein wenig Mehl Thee und Zucker wurden behalten.

Obschon ein Pferd nach wenigen Meilen liegen blieb, ging es doch mit den übrigen leidlich vorwärts. *Eyre* wandte, um sich in Ermangelung einer

Quelle doch einiges Wasser zu verschaffen, ein Mittel an, dessen sich die Eingebornen zu bedienen pflegen. Da während der Nacht starker Thau fiel, so trocknete er am frühen Morgen mit einem Schwamm die stark benetzten Blätter und Halmen der Sträucher und andern Pflanzen ab und presste hierauf den Schwamm aus, so dass er nach einer Stunde Arbeit einen mässigen Topf voll Wasser erhielt.

Mit Anfang des April-Monats näherte sich der Winter der südlichen Halbkugel und es traten schon kalte Nächte mit schwachem Frost ein, ohne dass jedoch der sehnlich erwartete Regen gekommen wäre. Am 5. ging der Aufseher mit einem Burschen und drei Pferden nach der, jetzt 47 Meilen entfernten, Stelle zurück, wo die letzten Vorräthe vergraben worden waren, um Einiges davon herbeizuholen. *Eyre* begab sich mit *Wylie* und dem andern Burschen nach einem benachbarten Brunnen der Eingebornen, um daselbst zu warten. Von den Schafen war nur noch eines übrig, welchem aber seine einsame Lage so wenig behagte, dass es unaufhörlich von einem Sandhügel nach dem andern rannte und man alle Mühe hatte, es, besonders zur Nachtzeit, in Gewahrsam zu halten. Am 7. kam der Aufseher zurück, aber nur mit zwei Pferden; das dritte hatte er nebst seiner Last zurücklassen müssen. Auch von jenen war das eine so krank, dass es keine Dienste leisten konnte. Die Rei-

senden mussten zu Fuss gehen und überdiess noch einiges Gepäck tragen.

Das letzte Schaf war schon längst geschlachtet und verzehrt, und man hatte seit einigen Tagen von Stachelrochen gelebt, welche die eingebornen Burschen mit Speeren am Meeresstrande zu fangen wussten. Aber diese Nahrung verursachte bald Uebelkeiten und Beschwerden. Der Aufseher erklärte, er würde krank werden, wenn man nicht zu den Vorräthen an der Fowlers-Bay zurückginge. Auch die Burschen wurden verdriesslich. Gleichwohl sah *Eyre* keine Hilfe, denn das wenige noch übrige Mehl, aus welchem Brod hätte gebacken werden können, wäre ebenfalls in einigen Tagen aufgezehrt gewesen. Er entschloss sich daher, das kranke Pferd zu schlachten, dessen Fleisch wenigstens so lange ausreichen würde, bis man im Stande wäre, die Reise mit neuer Kraft fortzusetzen. Am 16. Morgens fiel das arme Thier den Hungrigen zum Opfer. Es befand sich im elendesten Zustande und würde in wenigen Stunden des natürlichen Todes gestorben seyn. Ein ansehnlicher Theil Fleisch wurde sogleich in dünne Streifen geschnitten, welche man in Salzwasser tauchte und dann an der Sonne zum Dörren aufhing. »Ich konnte« — sagt der Verf. — »es nicht über mich bringen, heute noch selbst davon zu essen; aber der Aufseher liess es sich schmecken, und die eingebornen

Burschen stopften sich bis zum Uebermass voll, indem sie den ganzen Nachmittag beim geschlachteten Pferde sassen, ein Stück nach dem andern abschnitten und am Feuer brieten. Sie sassen wie hungrige Wölfe um ihren Raub und wenn sie Abends nach dem Lagerplatze zurückkamen, so waren sie mit so viel gebratenem Fleisch belastet, als sie fortbringen konnten, und schmausten davon die ganze Nacht. Mein Abendessen bestand in etwas Stachelrochen, der noch übrig war, bekam mir aber so schlecht, dass ich mich zeitig schlafen legen musste. Am andern Morgen befand ich mich etwas besser, war aber nun genöthigt, den Widerwillen gegen das Pferdefleisch zu überwinden und dieses kam mir, nachdem das Eis gebrochen war, doch ziemlich geniessbar vor. Die Burschen begaben sich zum Pferde und sassen dort wieder den ganzen Tag.« ...

Eyre war jetzt darauf bedacht, das noch übrige Fleisch und die andern geniessbaren Theile aufzusparen, und machte daher eine strenge Eintheilung in tägliche Portionen, fand aber nach einigen Tagen, als er den Vorrath wog, dass einer von den Burschen während der Nacht vier Pfund gestohlen hatte. Er brachte nun diese vier Pfund bei der nächsten Austheilung der Portionen für die drei Burschen in Abzug, und forderte sie auf, den Dieb zu nennen, welcher allein bestraft werden sollte,

wogegen die andern zwei ihre vollen Portionen erhalten würden. *Wylie* und der jüngste Bursche läugneten entschlossen ihre Theilnahme an dem Diebstahl, aber der dritte weigerte sich trotzig auf alle Fragen deshalb zu antworten, und sagte endlich, er und *Wylie* wollten allein ihren Weg fortsetzen. *Eyre* stellte ihm das Thörichte dieses Unternehmens vor und ermahnte sie sämmtlich, sich in Zukunft gut zu betragen, erklärte aber auch, dass wenn sie auf ihrem Vorsatze beharrten, er sie ruhig gehen lassen wolle.

Es war nicht zu verkennen, dass der Missmuth des Aufsehers auch die drei Burschen angesteckt hatte. Seitdem die Hungersnoth eingetreten und keine Aussicht vorhanden war, sobald aus der trübseligen Lage herauszukommen, gaben sie ihre Unzufriedenheit unverholen zu erkennen. An Selbstbeherrschung nicht gewöhnt, fanden sie es hart, so lange noch ein Pferd sich fortschleppen konnte, zu Fusse gehen und ihren Appetit beschränken zu müssen, so lange noch ein Mundvoll Fleisch vorhanden war. Am 22. April erklärten sie trotzig, dass sie ihren Weg allein fortsetzen wollten und brachen nach dem Frühstück in westlicher Richtung auf; doch gelang es dem Verf. den jüngsten Burschen, der ohnehin nur auf Anreizung der beiden andern mitgehen wollte, zurückzuhalten. *Eyre* war Willens gewesen, auch an diesem Tage aufzubre-

chen, hielt es aber jetzt für besser, den Flüchtlingen einen Vorsprung von drei oder vier Tagen zu lassen.

Indessen war mit dem Warten auch nichts gewonnen. Die wenigen Lebensmittel wurden aufgezehrt und der Winter rückte immer näher, ohne dass jedoch Regen kam, welcher Wasser gebracht hätte. Am Abend des 25. kamen unvermuthet die weggelaufenen zwei Eingebornen zurück. *Wylie* gestand offenherzig, dass sie nichts zu essen gefunden hätten und bezeigte seine Reue. Der andere Bursche setzte sich schweigend und mürrisch ans Feuer, allem Anscheine nach bloss aus Verdruss, dass das Vorhaben nicht gelungen war. *Eyre* gab ihnen einen derben Verweis und nahm sie wieder zu Gnaden auf.

Am 27. musste endlich der Lagerplatz, wo man vier Wochen lang verweilt hatte, verlassen werden. *Eyre* schickte *Wylie* voraus, um etwa einen Stachelrochen zu fangen. Wieder wurden einige Artikel des Gepäcks, welche man nicht für schlechterdings unentbehrlich hielt, zurückgelassen. Es ging schlecht genug. Das Wetter war den Tag über noch warm; es zogen Gewitter auf, entluden sich mit Donner und Blitz, aber ohne einen Tropfen Regen. Weder *Wylie* noch der Aufseher waren so glücklich, einige Fische zu fangen.

Die Nacht des 29. brach an, die traurigste für unsern Reisenden, während der ganzen Expedition.

Man befand sich an einer schwach mit Gras bedeckten Stelle, zwischen Felsen mit vielen Vertiefungen, wo, wenn Regen gekommen wäre, sich das Wasser hätte sammeln können. *Eyre* wäre gern noch in der kühlen Nacht eine Strecke weiter gegangen, aber dem Aufseher nachgebend, welcher ganz gewiss Regen für die Nacht prophezeihte, liess er hier lagern. Auch die Burschen stimmten dem Aufseher bei und bezeigten keine Lust weiter zu gehen.

»Die Pferde waren zum Weiden losgemacht,« — erzählt der Verf. —»und wir errichteten aus Baumzweigen Schutzwände gegen den Wind, an der Stelle, wo wir uns schlafen legen wollten. Unsere Mahlzeit hatten wir schon am Tage eingenommen, und es blieb nur noch übrig, für die Bewachung der Pferde bei der Nacht zu sorgen. Da die Burschen die vorige Nacht gewacht hatten, so mussten heute der Aufseher und ich dieses Geschäft übernehmen. Die erste Wache war von 6 bis 11, die zweite von 11 bis 4 Uhr, die gewöhnliche Stunde, wo wir uns zum Aufbruch aus dem Lager anschickten.«

»Der Aufseher fragte mich, welche Wache ich halten wollte; ich war zwar müde, aber nicht besonders schläfrig, und wählte die erste. Drei Viertel auf sechs ging ich zu den Pferden, nachdem ich die Burschen und den Aufseher sich schlafen legen gesehen hatte. Die Gewehre und Vorräthe waren,

wie gewöhnlich, unter einem Stück Pechtuch, zwischen meinem Windschirm und dem des Aufsehers, zusammengelegt, mit Ausnahme einer Flinte, die ich stets im Schlafen neben mir liegen hatte.«.....

»Die Nacht war kalt und der Wind blies scharf aus Südwesten, während dicke Regenwolken schnell nach einander am Monde vorüberzogen. Die Pferde hatten ziemlich gute Weide, streiften aber zwischen dem Gestrüppe und auf den Grasebenen so weit herum, dass ich zuletzt, und weil auch das Feuer ausgegangen war, kaum mehr wusste, wo unser Lagerplatz war. Es war halb zehn. Ich trieb die Pferde zurück, in der Richtung, wo ich glaubte, dass das Lager sei, und wollte dann den Aufseher wecken, mich abzulösen. Während ich nun nach allen Seiten um mich her spähte, um irgendwo eine Spur vom Wachtfeuer zu erblicken, wurde ich durch das Aufblitzen einer Flamme erschreckt, dem sogleich, kaum eine Viertelmeile weit entfernt, ein Flintenschuss folgte. In der Meinung, dass der Aufseher sich in der Zeit geirrt und weil er mich und die Pferde nicht gefunden, mir durch diesen Schuss ein Zeichen habe geben wollen, rief ich ihn laut beim Namen, erhielt aber keine Antwort. Voll Unruhe verliess ich die Pferde und lief, so schnell ich konnte, nach dem Lagerplatze. Etwa hundert Yards davon, stürzte mir *Wylie* entgegen und schrie: »Oh Massa, oh Massa, komm geschwind!«

Als ich an Ort und Stelle kam, fand ich den Aufseher auf dem Boden liegen, in Blut schwimmend und mit dem Tode ringend.«

»Voll Schrecken einen Blick auf das Lager werfend, sah ich, dass die beiden jüngern Burschen entflohen waren, und ringsum lagen zerstreut verschiedene Bestandtheile unsers Gepäcks, welches ich früher sorgfältig unter dem Pechtuche aufgestapelt hatte. Es war mir nun Alles klar. Ich hob den Körper meines treuen Begleiters empor, fand aber, dass er unrettbar verloren war. Die Kugel war durch die linke Brust gegangen, und er verschied in meinen Armen. Ich stand nun allein in der Wüste! Der treue Diener so viele Jahre hindurch, der mir in Glück und Unglück zur Seite gewesen, mich auf allen meinen Wanderungen begleitet und dessen Anhänglichkeit an mich allein ihn vermocht hatte, auf dieser letzten, für ihn so verderblichen, Reise bei mir auszuharren, war nicht mehr. Ich hätte im ersten Augenblick beinahe gewünscht, dass mich selbst sein Schicksal betroffen haben möchte. Das Schreckliche meiner Lage drang so fühlbar auf mich ein, dass ich fast ganz besinnungslos war. In nächtlicher Todtenstille, in der wildesten und unwirthbarsten Landstrecke Australiens, den entseelten Leichnam vor mir, war mir nur ein einzelner Eingeborner geblieben, dessen Ergebenheit auch noch zweifelhaft und der vielleicht

einverstanden war mit den andern beiden, die mir jetzt dasselbe Schicksal bereiten konnten, was den Aufseher getroffen hatte. Seit drei Tagen hatten wir den letzten Wasserplatz verlassen und wie weit der nächste entfernt seyn mochte, war zweifelhaft. *Sechshundert Meilen* hatte ich noch zurückzulegen, ehe ich wirksame menschliche Hilfe zu erlangen hoffen durfte, und doch wusste ich in diesem Augenblick nicht, ob mir die Mörder auch nur einen Tropfen Wasser und eine Unze Mehl zurückgelassen hätten!«

»Mit solchen Gedanken erfüllt suchte ich zuerst nach meiner Doppelflinte, welche ich an meinem Windschirm unter einer Pechdecke gelassen hatte. Sie war nicht mehr da; eben so auch die Doppelflinte des Aufsehers. Es waren diess unsre einzigen Waffen von Bedeutung gewesen, denn ein Paar abgesondert verpackte Pistolen, für welche ich keine Patronen mehr hatte, und meine Jagdflinte waren unbrauchbar. Letztere hatte der Aufseher vor einigen Tagen waschen wollen, ohne zu wissen, dass sie geladen war; das Pulver war nass und zum Theil ausgewaschen worden, so dass wir sie weder losschiessen, noch die Kugel herausziehen konnten. Ich war also für den Augenblick wehrlos und den Eingebornen, wenn sie mich überfallen hätten, preisgegeben. Die Pistolen, das Pulverhorn, ein Beutel mit etwas Schrot und einigen Kugeln waren noch

da. Auch die Flinte fand ich noch an ihrem Platze, doch ohne Ladstock. Letzterer lag nebst einigen Patronen an der Schlafstelle der Burschen und es war deutlich zu sehen, dass sie ihre Gewehre, ehe sie mit den gestohlnen Sachen die Flucht ergriffen, geladen hatten.«

»....Ich suchte jetzt nicht weiter nach, sondern begab mich mit *Wylie* weg von der Scene des Schreckens, um die Pferde zu holen; hätten die Mörder diese auch mitgenommen, so wäre es um unser Leben geschehen gewesen.... Wir mussten lange suchen, fanden sie aber doch, und blieben nun bei ihnen, um sie für den Rest der Nacht zu bewachen..... Es war eine schreckliche Nacht! Jeder Augenblick verlängerte sich zu einer Stunde, und es schien gar nicht wieder Tag werden zu wollen. Um Mitternacht legte sich der Wind und es wurde empfindlich kalt. Ich hatte nichts auf dem Leibe als Hemd und Beinkleider.... Körper- und Seelenleiden drückten mich fast zu Boden und das Leben schien mir kaum noch der Erhaltung würdig. Nie werden die Schrecken dieser Nacht aus meinem Gedächtniss schwinden und um alle Reichthümer der Welt möchte ich keine zweite solche wieder erleben.«

»Sie wurde endlich mit Gottes Hilfe überstanden. Der Tag brach an und wir kehrten mit den Pferden zum Lagerplatz zurück.... Da lag sie,

die Leiche meines unglücklichen Freundes, vier oder fünf Yards von der Stelle, wo er geschlafen hatte; ....er war im Hemd; wahrscheinlich hatte ihn das Geräusch, welches die Burschen beim Plündern des Lagers gemacht, aufgeweckt und sie hatten, als er ihnen Einhalt thun wollte, Feuer auf ihn gegeben. Rings umher lagen in wilder Unordnung die Pferdegeschirre und die noch übrigen Vorräthe.«

»Sobald die Pferde angebunden waren, liess ich *Wylie* ein Feuer anmachen und untersuchte das Gepäck. Unter dem Wichtigsten, was die Burschen mitgenommen, befand sich unser sämmtliches gebackenes Brod, an 20 Pfund betragend, etwas Schöpsenfleisch, Thee und Zucker, des Aufsehers Tabak und Pfeifen, ein Fässchen Wasser, einige Kleidungsstücke, die beiden Doppelgewehre, etwas Pulver und Blei, und einige kleine Artikel. Gelassen hatten sie uns 40 Pfund Mehl, etwas Thee und Zucker, 4 Gallonen Wasser, die Pistolen und die Jagdflinte.«

»Bei dem Zustande unserer Pferde und der traurigen Lage, in der ich mich befand, überhaupt, war ich gezwungen, Alles, was nicht unumgänglich zu unserer Erhaltung nothwendig war, aufzuopfern. Die wenigen Bücher und Instrumente, nebst einigen gesammelten Naturalien, ein Sattel und mehre andere Dinge wurden weggeworfen, um die obnehin geringe Last der Pferde noch mehr zu vermindern.

Etwas Brod wurde gebacken und ich suchte auch die Flinte in brauchbaren Stand zu setzen, da diese die einzige Waffe war, auf die wir uns bei etwanigen feindlichen Angriffen zu verlassen hatten. Die Kugel herauszubringen, blieb kein anderes Mittel, als sie zu schmelzen; ich schraubte daher den Lauf vom Schafte los und steckte ihn mit dem Hintertheile ins Feuer, während ich ihn vorn bei der Mündung hielt. Plötzlich entlud sich der Lauf und die Kugel pfiff dicht an meiner Hand vorbei. Das im Laufe noch vorhanden gewesene nasse Pulver war jetzt trocken geworden und hatte sich entzündet. Trotz dem Schrecken, den ich über dieses gefahrvolle Ereigniss empfand, war ich doch froh, dass die Flinte nun wieder brauchbar geworden war.«

»Um acht Uhr wären wir nun reisefertig gewesen. Aber noch blieb die letzte traurige Pflicht zu erfüllen übrig, gegen den Unglücklichen, dessen irdische Laufbahn hier so unerwartet ihr Ende erreicht hatte. Bei der Beschaffenheit der Umgebung unsers Lagerplatzes war die Erfüllung dieser Pflicht nichts Leichtes. Der Boden war auf mehre Meilen weit durchaus felsig, so dass kein Grab gemacht werden konnte. Auch von der Seeküste waren wir weit entfernt, und wäre sie uns auch näher gewesen, so hätten wir doch nicht über das steile und felsige Ufer hinabsteigen und den Leichnam dort versenken können. Ich sah kein anderes Mittel,

als ihn in ein Stück Tuch zu wickeln und ihn auf der Stelle, wo er gefallen, liegen zu lassen. Mit Gefühlen, die weder Zeit noch Verhältnisse jemals auslöschen werden, verliess ich diesen Ort des Schreckens.«....

»Wir zogen eine Zeit lang schweigend dahin, *Wylie* voran, eines von den Pferden führend, und weiter rückwärts ich selbst mit den andern Pferden, durch eine Gegend, die wie bisher eine Abwechslung von Gestrüppe und offenen Stellen darbot. Es wurde ein warmer Tag und um eilf Uhr, wo wir in westlicher Richtung zehn Meilen zurückgelegt hatten, beschloss ich bis zur Abendkühle Halt zu machen. Nachdem ich etwas Brod gebacken hatte, suchte ich von *Wylie* zu erfahren, was ihm von dem schrecklichen Ereigniss der vorigen Nacht Näheres bekannt sei. Er läugnete bestimmt, etwas davon zu wissen; er habe geschlafen, sei durch den Schuss aufgewacht und als er den Aufseher todt da liegen gesehen, sogleich nach mir gelaufen. Indessen gestand er doch, dass der ältere von den beiden Burschen nach dem frühern misslungenen Versuche, mich zu verlassen und allein die Reise fortzusetzen, ihn aufgefordert habe, ebenfalls mitzugehen und zwar zurück nach der *Fowlers Bay*, wo die Vorräthe vergraben waren. Von einem Raub- oder Mordanschlag aber sei nicht die Rede gewesen.«

»Meine eigne Vermuthung war nun diese, dass

Wylie allerdings eingewilligt haben mochte, das Lager zu plündern und uns zu verlassen; dass er mit allen Vorbereitungen dazu bekannt gewesen, in dem Augenblicke aber, als der Aufseher erwachte und erschossen wurde, heftig erschrocken und, anstatt die Burschen zu begleiten, nach mir gelaufen sei. Was mich in diesem Glauben bestärkte, war sein unruhiges und scheues Benehmen, obgleich er hartnäckig Alles abzuläugnen fortfuhr.«....

»Wir blieben bis vier Uhr liegen und wollten eben aufbrechen, als *Wylie* mich auf zwei weisse Gegenstände unweit von uns, im Gestrüppe, aufmerksam machte. Ich erkannte sogleich die beiden eingebornen Burschen, die in weisse Tücher gehüllt waren und auf uns zukamen. Da sie, *Wylies* Aussage zufolge, beschlossen gehabt hatten, nach der *Fowlers Bay* zurückzugehen, so hatte ich geglaubt, sie würden mich den Weg nach dem *Georgs-Sunde* ungestört fortsetzen lassen. Ich war daher eben so überrascht als beunruhigt, sie so nahe bei mir zu finden. Mit meiner Flinte und meinen Pistolen war ich in offener Gegend und am hellen Tage ihnen freilich gewachsen; aber ich sah auch ein, dass wenn sie wie Bluthunde unsere Tritte verfolgten, unser Leben bei der Nacht oder in einer waldigen Gegend sets gefährdet seyn würde. Was sie auch immer im Schilde führen mochten: so viel war gewiss, dass unsere Sicherheit nur von

ihrer Vernichtung abhing. Sie hatten freilich ein volles Drittel unserer Vorräthe geplündert, aber ihre Fressbegierde war so ungeheuer und ihre Sorge für den nächsten Tag so gering, dass sie gewiss Alles bald aufgezehrt haben mussten, und dann blieb ihnen nichts übrig, als zu verhungern oder uns neuerdings zu berauben; denn ihr früherer Versuch, allein in der Wildniss fortzukommen, war fehlgeschlagen.«

»Während diese Besorgnisse mich beschäftigten, schien sich zu meiner Rettung kein anderes Mittel darzubieten, als den ältesten der beiden Burschen zu erschiessen. So schmerzlich mir diess gewesen wäre, so sah ich doch, wenn sie fortfuhren, uns zu verfolgen, keinen andern Ausweg. Nachdem wir unsere wenigen Habseligkeiten den Pferden aufgepackt hatten, übergab ich sie der Aufsicht *Wylie's* und ging mit meinem Gewehr auf die Burschen los. Sie waren nicht weit entfernt; jeder hatte eine Doppelbüchse auf mich gerichtet, wich aber in dem Masse zurück, als ich ihnen näher kam.«

»Da ich fand, es sei auf diesem Wege nichts auszurichten, so legte ich meine Waffen weg und hoffte, dass wenn sie mich an sich herankommen liessen, ich plötzlich über den ältesten Burschen herfallen und ihm seine Büchse würde entwinden können. Ich ging etwa 60 oder 70 Yards weiter vorwärts, fand aber, dass sie sich wieder zurück-

zogen und augenscheinlich entschlossen waren, mich, bewaffnet oder unbewaffnet, auf keinen Fall näher kommen zu lassen. Ich blieb nun stehen und versuchte mit ihnen zu reden, in der Hoffnung, sie zur Rückkehr nach der *Fowlers Bay* zu bewegen und so der schmerzlichen Nothwendigkeit zu entgehen, meine Sicherheit durch einen Mord zu erkaufen. Die Entfernung war indessen so gross, dass ich nicht wusste, ob sie mich hörten; sie blieben freilich stehen und schienen zu horchen, gaben aber keine Antwort und bezeigten offenbar kein Verlangen, in nähere Berührung mit mir zu kommen. Dagegen fingen sie an, auf *Wylie* zu rufen, und als ich fortfuhr, mit ihnen zu sprechen, sagten sie endlich: »O Massa, wir brauchen dich nicht, wir wollen *Wylie* haben.« Diess bestärkte mich in dem Glauben, dass *Wylie* mit ihnen, ehe der Aufseher erschossen wurde, zu entfliehen eingewilligt habe. Sie waren mir also bis jetzt bloss deshalb gefolgt, um *Wylie* zu bereden, mich zu verlassen und sich an sie anzuschliessen. Diess glückte ihnen jedoch nicht. Er blieb ruhig bei den Pferden, wo ich ihn gelassen hatte, und fürchtete sich augenscheinlich, näher zu kommen. Indessen war keine Zeit mit Warten zu verlieren. Die Sonne neigte sich zum Untergang; wir hatten seit vier Tagen kein Wasser gefunden und wussten nicht,

wie weit wir noch gehen müssten, um uns welches zu verschaffen.«

»Ich kehrte daher zu *Wylie* zurück, liess ihn das eine Pferd vorausführen und folgte ihm mit den übrigen nach. Als die Burschen diess sahen, erhoben sie ein lautes Klaggeschrei, setzten aber ihren Weg längs dem Gebüsch uns zur Seite fort und hörten nicht auf, *Wylie* zu bestürmen, bis das dichte Gestrüppe und der Einbruch der Nacht sie unsern Blicken entzog. Ich beschloss nun diesen Umstand zu benutzen und unaufhaltsam vorwärts gehend einen solchen Vorsprung zu gewinnen, dass es ihnen unmöglich würde, uns abermals, bevor wir einen Wasserplatz erreicht hätten, einzuholen. Mehr als fünf Meilen konnten sie vor Schlafenszeit unmöglich noch zurücklegen, um so weniger, als sie mit den uns geraubten Sachen belastet seyn mussten, von denen ich freilich, mit Ausnahme der Feuerwaffen, nichts bei ihnen gesehen hatte. Der Weg führte über struppige und felsige Anhöhen und Vertiefungen, hie und da von Strecken dürren Grases unterbrochen..... Nachdem wir so etwa 18 Meilen vorwärts gekommen, überzeugte ich mich, dass die Burschen weit hinter uns zurückgeblieben waren, und beschloss an einer Stelle, wo gute Weide war, zu übernachten. Die Pferde wurden an den Füssen gekoppelt und wir

konnten uns auf ein paar Stunden dem Schlafe überlassen.«....

Bei der Fortsetzung der Reise an den nächstfolgenden Tagen fand man zwar noch immer kein Wasser, aber es zeigte sich allmählich eine Aenderung in der Beschaffenheit des Landes, welche zu bessern Hoffnungen berechtigte. Namentlich sah *Eyre* zum ersten Male eine *Banksia*, ein Strauchgewächs, welches er westlich vom *Spencer-Busen* noch nie bemerkt hatte, das aber, wie er wohl wusste, in der Umgebung vom *König Georgs-Sund* sehr häufig vorkommt.

Als am 3. Mai Morgens wieder aufgebrochen wurde, konnten die Pferde kaum noch von der Stelle. Auch *Eyre* und *Wylie* waren so abgemattet, dass sie, wenn sie sich gesetzt hatten, nur mit Mühe wieder aufzustehen vermochten. »Ich wäre lieber« — sagt der Verf. — »ganz liegen geblieben und für immer eingeschlafen, wenn das Gefühl meiner strengen Pflicht mich nicht gehindert hätte, dieser Neigung nachzugeben.«... Endlich gelangte man, nach dritthalb Meilen mühsamen Fortkriechens an den Fuss einiger Sandhügel längs der Seeküste und fand, um 12 Uhr Mittags, am siebenten Tage nach dem Verlassen des letzten traurigen Nachtlagers und nachdem man 150 Meilen felsiges, dürres und struppiges Land durchzogen, zum ersten Male wieder einen ausgiebigen Wasserplatz, an einer Stelle, wo

die Eingebornen der Gegend einen Brunnen gegraben und mit Steinen zugedeckt hatten. Von den Eingebornen selbst war jedoch keiner zu sehen.

Das Land wurde immer besser und hoffnungsreicher. *Eyre* fand am nächsten Tage zwei andere Stellen, wo die Eingebornen nach Wasser gegraben hatten und zweifelte nicht, dass fast überall längs der mehre Meilen langen sandigen Küste dergleichen zu finden seyn würde. Auch einige schwarze Kakadus kamen auf den Hügeln zum Vorschein. *Eyre* wusste, dass diese Vögel nie in solchen Gegenden, wie die bisher durchzogenen, sich aufhalten. Am 8. Mai, als man wieder bei einer wasserreichen Stelle gelagert hatte, war gleichwohl das eine Pferd so kraftlos geworden, dass keine Hoffnung blieb, es fortzubringen. *Eyre* fand für gut, es zu schlachten und von seinem Fleische lebend einige Tage hier zu verweilen, wo dann auch die andern Pferde sich würden erholen können. *Wylie* war hoch erfreut über diesen Einfall und versicherte jubelnd, nun wolle er Tag und Nacht dabei sitzen und essen. »Nachdem ich« — erzählt der Verf. — »etwa 100 Pfund des besten Fleisches abgeschnitten und in Streifen zertheilt an den Bäumen bis zur Abreise aufgehängt hatte, überliess ich *Wylie* das Uebrige. Noch ehe es dunkel wurde, hatte er einen Ofen gebaut und an 20 Pfund gebraten, um die Nacht über davon zu schmausen.«....

Durch immer bessere Gegenden ging es nun mehre Tage lang vorwärts, obgleich noch zuweilen Wassermangel eintrat. Auch die Jagd fing an, Aushilfe zu gewähren. *Wylie* brachte eines Abends ein junges *Kängäru* heim, das er geschossen hatte. Es gab zwei gute Mahlzeiten für den Verf. *Wylie* verzehrte, nachdem anderthalb Pfund Pferdefleisch und etwas Brod den Weg gebahnt hatten, als Jägerrecht die Eingeweide, Lunge und Leber nebst den zwei Hinterschenkeln des Kängärus und nahm als Nachtisch eine Fettgans zu sich, die er todt am Meere gefunden hatte, worauf er noch das Fell des Kängäru, dessen Haare er vorher absengte, nachfolgen liess. Er gestand jetzt offenherzig, dass er satt sei, und legte sich schlafen.

Indessen traten wieder einige Tage ein, wo die Jagd fehlschlug und auch der Fischfang, mit welchem *Eyre* den Mangel zu ersetzen suchte, nicht gelingen wollte. Auch an gutem Wasser fehlte es zuweilen; das was man fand, war oft so brackisch, dass man es nicht geniessen und auch die Pferde damit nicht tränken konnte. Am 29. hatte *Wylie*, der den Tag über herumstreifte, zwei *Beutelthiere* (*Opossum*) gefangen und *Eyre* überliess sie ihm ganz, als Belohnung seiner Anstrengung und Geschicklichkeit. »Ich war indessen« — erzählt er weiter, — »begierig zu sehen, in wiefern ich mich auf seine Gutherzigkeit und Freigebigkeit würde verlassen können,

wenn allenfalls Umstände einträten, die mich von ihm abhängig machten. Ich sah ihm also dem Anscheine nach ganz gleichgiltig zu, wie er sein Abendessen zu bereiten anfing. Er wählte zuerst das grösste von den beiden Thieren, und das andere brachte er nach seiner Schlafstelle. Ich sah jetzt deutlich, dass er nicht die entfernteste Absicht hatte, mir etwas davon zu geben, fragte ihn aber doch, was er mit dem andern Thiere thun wolle. Er antwortete, morgen werde er schon wieder hungrig seyn und bis dahin wolle er es aufheben. Diesem Vorsatz gab ich meinen Beifall und sagte, ich würde es eben so machen; es wäre überhaupt billig, dass jeder von uns selbst für seine Nahrung sorgte. Ich wollte ihm damit zu verstehen geben, dass ich bei dem noch übrigen Mehlvorrath genöthigt wäre, diesen für mich allein aufzusparen und dass er bei seiner Jagdgeschicklichkeit im Stande seyn würde, für sich selbst zu sorgen. Zugleich öffnete ich meinen Mehlsack und nahm davon so viel heraus, als für mein Nachtessen erforderlich war. Da wurde er aber doch, bei dem Gedanken, dass er künftig nichts mehr von mir erhalten sollte, unruhig; er hielt mich zurück, bot mir das andere Beutelthier an und sagte, dass er es für mich zubereiten wollte. So unbedeutend dieser kleine Vorfall war, so lernte ich doch daraus, wie wenig ich von dem Beistand meines Gefährten würde hoffen

können, falls ich in eine Lage käme, die mich seiner Grossmuth preisgeben dürfte. Es schmerzte mich ein wenig, so geringe Erkenntlichkeit bei einem Menschen zu finden, den ich stets mit der grössten Güte behandelt und funfzehn Monate lang mit Nahrung und Kleidung versorgt hatte.«

Bis zum 2. Juni war die Reise immer in der Nähe der Seeküste fortgegangen. Am Abende dieses Tages, wo man an einer günstigen Stelle bei der *Distel-Bay* (*Thistle-Cove*) schon Halt machen wollte, glaubte *Eyre* ein Boot auf dem Meere zu erblicken, das eben in die Bay einlaufen wollte. Es verschwand zwar wieder, aber nach einer halben Stunde kam ein zweites zum Vorschein. *Eyre* hielt sie für Boote, die zu einem Walfischfänger gehörten und an der Küste Wasser und Brennholz einnehmen wollten. Er liess durch *Wylie* sogleich ein grosses Feuer auf einem Sandhügel anmachen, und Beide schrieen nun um die Wette, feuerten das Gewehr ab, winkten mit Tüchern und suchten auf alle Art die Aufmerksamkeit der Boote auf sich zu ziehen; aber vergebens! Diese waren entweder zu weit entfernt, oder zu beschäftigt, um etwas von diesen Signalen gewahr zu werden. Sie entfernten sich sogar wieder und überliessen die getäuschten Reisenden ihrer Betrübniss. Bald aber entdeckte *Eyre* in einer Entfernung von 6 Meilen westwärts die Masten eines grossen Schiffes, welche hinter einer

kleinen Felseninsel emporragten. Welche Freude! Der arme *Wylie* wusste nicht, wie er seinen Jubel auslassen sollte. Er sprang und tanzte wie närrisch herum, hauptsächlich entzückte ihn die Aussicht auf eine gute und reichliche Mahlzeit. *Eyre* war nicht weniger erfreut, obgleich die Möglichkeit einleuchtete, dass das Schiff, dessen Segel nicht niedergelassen waren, ehe er sich ihm kenntlich machen oder es erreichen konnte, wieder fortsegeln dürfte. Um diesem vorzubeugen, bestieg er das kräftigste Pferd, das er noch hatte und ritt so schnell, als es der sandige Boden erlaubte, nach der Gegend zu; *Wylie* sollte, so gut es ginge, mit den andern Pferden nachkommen. Bald erreichte *Eyre* eine hohe Klippe, dem Schiffe gegenüber, das in einer wohlgeschützten Bay kaum eine Viertelmeile weit vor Anker lag. Er stieg hier ab, wartete bis *Wylie* nachkam und gab nun durch Feuer und Geschrei sich dem Schiffe zu erkennen. Sogleich ward ein Boot ausgesetzt und — »ich hatte in wenig Augenblicken das unaussprechliche Vergnügen, mich wieder unter civilisirten Menschen zu befinden, und einem Landsmann, dem Capitän *Rossiter*, welcher den französischen Walfischfänger *Mississippi* befehligte, die Hand zu schütteln. Unsere Geschichte war bald erzählt und wir wurden mit der grössten Güte und Gastfreundschaft aufgenommen.«

Der Verf. eilte nun zurück, das wenige Gepäck

nachzuholen, und in einer Stunde war er am Bord des Mississippi gemächlich eingerichtet. Die Veränderung seiner Lage war so plötzlich und unverhofft erfolgt, dass ihm Alles nur wie ein Traum vorkam. Der Capitän bat ihn, so lange hier zu bleiben, als es ihm gefallen würde, und versprach, ihn bei der Abreise mit allen nöthigen Lebensmitteln und sonstigen Erfordernissen zu versorgen. Zeitig am Abend begaben sich Alle zur Ruhe und *Eyre* erhielt für sich ein eignes bequemes Gemach. Am andern Morgen ging er mit dem Capitän ans Land, um nach den Pferden zu sehen, die er an einer gras- und wasserreichen Stelle zurückgelassen hatte. Da das Wetter kalt und regnerisch war, so blieb er den Tag über ruhig an Bord und las englische Zeitungen. *Wylie* war so glücklich als möglich. Er verstand freilich kein Wort von dem, was um ihn herum gesprochen wurde, denn ausser dem Capitän verstand Niemand Englisch, aber er konnte nach Herzenslust essen und trinken. Sein Appetit machte Anfangs den Matrosen viel Spass, aber in der Folge wurden sie doch ein wenig über die Menge von Schiffszwieback beunruhigt, die in seinem Magen verschwand. Eine Abwechslung in der Kost gewährten mancherlei Fische, die täglich gefangen wurden. *Wylie* begab sich auch zuweilen ans Land, um etwa ein Kängüru zu schiessen, kam aber stets leer zurück; er hatte an Bord des

Schiffes so reichlich zu essen, dass ihm der Antrieb fehlte, sich in dieser Hinsicht besonders anzustrengen.

Während *Eyre* auf dem Schiffe verweilte, kam ein paar Mal eine Anzahl von Eingebornen an die Küste und zwei davon liessen sich bereden, an Bord zu kommen. *Wylie* verstand ihre Sprache und erfuhr von ihnen, dass sie vor der Ankunft des Mississippi an dieser Stelle noch nie weisse Männer gesehen hatten. Gleichwohl benahmen sie sich nichts weniger als verlegen und waren sehr zutraulich. Ueber das Innere des Landes konnte *Eyre* keine genügende Auskunft erhalten. So weit sie bekannt wären, sagten sie, gliche die Gegend der hiesigen; es gebe zwar viel Wasser in Thälern und in kleinen Brunnen; auch sei ein Süsswasser-See und ein Fluss zu finden, jedoch wenig oder gar keine Waldung. Sie wurden mit Fischen und Zwieback beschenkt und gingen, hoch vergnügt über Alles, was sie gesehen hatten, wieder ans Land.

Am 14. Juni machte *Eyre* Anstalt, das Schiff zu verlassen und seine Reise nach dem *Georgs-Sunde* fortzusetzen. Die Bucht, in welcher das Schiff vor Anker lag, nannte er aus Dankbarkeit für die erhaltene gastfreie Aufnahme, *Rossiter-Bay*, nach dem Namen des Capitäns. Die Vorräthe, mit welchen ihn dieser zur Weiterreise versah, be-

standen in 40 Pfund Mehl, 6 Pfund Zwieback, 12 Pfund Reiss, 20 Pfund Rindfleisch, 20 Pfund Schweinfleisch, 12 Pfund Zucker, 1 Pfund Thee, einem holländischen Käse, 5 Pfund gesalzner Butter, etwas Salz, 2 Flaschen Branntwein, und 2 zinnernen Kochgefässen. Ausserdem erhielt *Wylie*, der ein starker Raucher war, Tabak und Pfeifen und eine Büchse mit Syrup, den er zum Reiss essen konnte. Als Bezahlung für dieses Alles gab *Eyre* dem Capitän eine Anweisung auf ein englisches Haus in *Albany* (West-Australien), wohin er selbst zu gehen in Begriff war und wo auch der Mississippi nach beendigter Fangzeit eintreffen wollte. Beim Abschluss der Rechnung war der Capitän durchaus nicht zu bewegen, eine Vergütung für den zwölftägigen Aufenthalt des Verf. an Bord seines Schiffes anzunehmen, und eben so wenig liess er sich eine Bezahlung der warmen Kleidungsstücke aufdringen, mit welchen er beide Reisende versah. Er nöthigte den Verf. sogar, noch Einiges aus seinem eignen Kleidervorrathe, was er etwa wünschenswerth fände, sich auszusuchen. Auch drang er ihm noch beim Abschiede am nächsten Morgen 6 Flaschen Wein und ein Fässchen Sardellen auf.

»Wir hatten nun« — fährt *Eyre* in seiner Erzählung fort — »abermals eine lange und beschwerliche Reise vor uns und sollten wieder einsam durch unbekannte und unbetretene Wildnisse un-

sern Weg fortsetzen. Indessen waren die Umstände doch ganz anders als sie früher, vor unserm Zusammentreffen mit dem französischen Schiffe gewesen waren. Die Erholung und das gute Leben auf dem Schiffe hatten uns wieder frische Kräfte gegeben. Wir besassen jetzt einen reichen Vorrath nicht nur von unentbehrlichen Lebensbedürfnissen, sondern auch sogar von Luxus-Gegenständen; wir waren durch bessere Kleidung vor den Unbilden der Witterung geschützt und traten jetzt die Weiterreise mit einem Muthe und einem Vertrauen an, welche uns lange Zeit fremd geworden waren. Freilich hatten die Pferde auch grössere Lasten zu tragen und wir waren von neuem genöthigt, das abwechselnde Reiten aufzugeben und mussten Beide zu Fuss gehen. Doch war diess verhältnissmässig von geringer Bedeutung und die Gegend erschien so wasserreich, dass wir uns in Betreff der Lagerplätze ganz nach eigenem Belieben einrichten konnten.«

Am 18. Juni schrieb der Verf. in sein Tagebuch: »Heute vor einem Jahre (1840) hatte ich *Adelaide* verlassen, von den Abschiedsgrüssen und Segenswünschen zahlreicher Freunde begleitet und an der Spitze einer zwar kleinen aber muthigen Reisegesellschaft. Ach! wo sind die jetzt? Schmerzlich und bitter empfinde ich den Unterschied zwischen damals und jetzt! Von Allen, die sich voll

Muth zur Vollbringung des Unternehmens in die Wildniss begaben, sind nur zwei einsame Wanderer übrig, die es glücklich zu Ende zu bringen hoffen.«

Und diese Hoffnung ging auch in Erfüllung. Am Abend des 30. Juni erblickte *Eyre* am westlichen Horizont eine blaue Bergkette, die ihm aus frühern Reisen wohl bekannt war und zu dem westaustralischen Lande jenseits des Georgs-Sundes gehörte. Zeitig am nächsten Morgen machte er seinen Gefährten darauf aufmerksam, und dieser war natürlich hoch erfreut. Es waren die Berge seiner Heimath und er erblickte sich im Geiste schon in der Mitte seiner Landsleute. Aber noch waren einige Märsche zurückzulegen und es regnete drei Tage nach einander unaufhörlich, was besonders bei den kalten Nächten sehr beschwerlich wurde. Am 6. Juli erreichte man den Fluss *Candiup*, eigentlich eine lange Kette von kleinen Seen oder vielmehr nur Teichen, die durch den Fluss zusammenhangen und ins nahe Meer abfliessen. Er war, wie die übrigen Gewässer, sehr angeschwollen und die Reisenden mussten ihn durchwaten. Das Wasser ging bis an die Brust und die Strömung war stellenweise so heftig, dass sich *Eyre*, der auch das Durchführen der Pferde allein auf sich nahm, nur mit Mühe auf den Füssen erhalten konnte. Obschon *Albany*, das Ziel der Reise, nur noch 6

Meilen entfernt war, so konnte man es doch denselben Tag nicht mehr erreichen und man war genöthigt, noch ein Nachtlager im Freien zu machen. Es war eine der furchtbarsten Nächte, die *Eyre* seit Jahresfrist erlebt hatte. Der Regen fiel in Strömen nieder und nur die Ueberzeugung, dass es die letzte sei, hielt seinen Muth aufrecht.

Am folgenden Morgen musste noch der *Kings-River* durchwatet werden. Da der Regen nicht aufhörte, die Gegend aber gute Weide darbot, so beschloss *Eyre*, die Pferde sammt dem Gepäck hier zurückzulassen und mit *Wylie* allein das letzte kurze Stück Weg fortzusetzen. Kurz vor der Stadt trafen sie auf einen Eingebornen, welcher *Wylie* sogleich erkannte und ihn herzlich grüsste. Man erfuhr von ihm, dass *Eyre* schon seit mehren Monaten in *Albany* erwartet, aber auch schon längst für verloren gehalten worden sei, während *Wylie's* Verwandte und Freunde auch um diesen getrauert hätten. Jetzt stand *Eyre* am Rande des letzten Hügels und sah in der Niederung die Stadt liegen. Keine Seele war in den Strassen zu sehen. Der Ort schien ganz verödet. Das schlechte und kalte Wetter hielt Menschen und Thiere in den Wohnungen zurück.

»Während ich so dastand« — erzählt der Verf. weiter — »in Betrachtungen versunken über die zurückgelegte Reise, wurde ich plötzlich durch das

laute Geschrei des Eingebornen aufgeschreckt, welchem wir begegnet waren und der uns bis hieher begleitet hatte. Hell und kräftig drang seine Stimme in die Stadt hinab, während der damit vermischte Name *Wylie* mich belehrte, was er mit diesem Geschrei bezweckte. Noch einen Augenblick dauerte die Todtenstille, aber dann begann ein verworrnes Gesumme von Menschenstimmen, und die verödeten Strassen fingen an, sich zu beleben. Männer, Weiber und Kinder, Alt und Jung, sprangen die Anhöhe herauf, den Heimgekehrten zu bewillkommen und den schon Todtgeglaubten freudig zu begrüssen. Es war ein rührender Anblick.... Die Freudenthränen, mit welchen *Wylie* von seinen Verwandten umarmt wurde, die Herzlichkeit, mit der ihn seine Freunde empfingen, das allgemeine Jubelgeschrei: alles dieses hätte jene herzlosen Verleumder schamroth machen können, die den Wilden als ein nur rohen Leidenschaften preisgegebenes Geschöpf brandmarken, ihm jene bessern Gefühle und edlern Neigungen absprechen, welche die Natur der Brust jedes Menschen, er sei von welcher Farbe oder Rasse er wolle, eingepflanzt hat.«

Auch der Verf. fand in dem Hause der brittischen Familie, wo er schon 1840 gewohnt hatte, eine freundliche Aufnahme. Die zurückgelassenen Pferde nebst Gepäck wurden hereingeschafft und *Eyre* bestieg, nachdem er einen Bericht an den

Gouverneur von Süd-Australien vorausgeschickt, am 13. Juli ein im Hafen liegendes Schiff, welches ihn glücklich nach *Adelaide* zurückbrachte. — *Wylie* blieb in *Albany*, bei den Seinigen, und empfing als Belohnung für seine Treue die Zusicherung einer lebenslänglichen Portion Lebensmittel, die er jede Woche beim Gouverneur von West-Australien in Empfang zu nehmen hat.

V.

DIE EINGEBORNEN AUSTRALIENS.

Nach Eyre.

Wir theilen im Nachfolgenden aus dem II. Bande der Reisebeschreibung *Eyre's*, deren Wesentlichstes der vorige Aufsatz enthält, noch einige seiner allgemeinen Beobachtungen über die Ureinwohner Australiens mit. Die bisherigen Berichte anderer Reisenden beschränken sich grösstentheils auf die Bewohner von Neu-Südwales und sind insofern ziemlich einseitig. *Eyre* aber hatte Gelegenheit, nicht bloss die Eingebornen der östlichen Theile Neu-Hollands kennen zu lernen, sondern kam auch früher in West-Australien und, wie wir

gesehen haben, auf der spätern Reise längs der ganzen Südküste, mit so vielen Abtheilungen der Eingebornen in Berührung, dass er sich weit allgemeinere Ansichten bilden konnte, deren Mittheilung unsern Lesern gewiss nicht unwillkommen seyn dürfte.

Die Ureinwohner Australiens zeigen, so weit sie den Europäern bekannt geworden, in Bezug auf Körperbau, Lebensweise, Charakter, Sitten und Gebräuche eine auffallende Uebereinstimmung. Die wahrnehmbaren geringen Verschiedenheiten sind, als Folge örtlicher Einflüsse, von der Art, wie sie sich bei einem Volke, das über einen Raum von wenigstens 138000 geogr. Geviertmeilen verbreitet ist, erwarten lassen.

Die Männer sind wohl gebaut und muskulös, 5 bis 6 (engl.) Fuss hoch; Arme und Beine ebenmässig gestaltet. Das Vordergehirn ist gut entwickelt, so dass der Gesichtswinkel bei weitem weniger spitzig erscheint als bei andern schwarzen Rassen. Tiefliegende, aber grosse, schwarze und ausdrucksvolle Augen, eine platte Nase, ein grosser Mund mit guten und schönen Zähnen, gehören zu den Eigenthümlichkeiten der Gesichtsbildung. Hiezu kommt ein kurzer Hals, meistens kleine Hände und Füsse, und im Allgemeinen dünne Waden. Die Brust ist breit und verräth grosse Körperkraft; Haltung, Gang und Bewegung überhaupt sind gefällig.

Die Weiber haben im Allgemeinen eine Höhe von 5 Fuss oder auch noch weniger. Das Vordergehirn ist nicht in dem Grade entwickelt wie bei den Männern; der Scheitelwirbel liegt weiter rückwärts; der Gesichtswinkel ist spitziger; Arme und Beine sind magerer, wahrscheinlich in Folge der Mühseligkeiten, Entbehrungen und harten Behandlung, welchen sie von Jugend auf preisgegeben sind. Der Australier betrachtet, wie alle Wilden, sein Weib als seine Sklavinn. Sie muss Speise und Trank besorgen, die Hütte und das Lager für die Nacht zubereiten, Brennholz einsammeln, und auf der Reise alle Habseligkeiten, die kleinen Kinder, häufig auch die Waffen des Mannes tragen. Fehlt es an Lebensmitteln, so ist sie fast allein der hungernde Theil und wird noch überdiess schlecht behandelt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn der weibliche Körper, mit wenigen Ausnahmen, sich nicht so vortheilhaft entwickelt als der männliche. Nur unter den ganz jungen Mädchen findet man zuweilen wirklich hübsche Gesichter. — Die Hautfarbe beider Geschlechter ist schwarz oder doch sehr dunkel, das Haar entweder glatt oder kraus, aber nie so wollicht wie beim Neger. Gemeiniglich wird es kurz abgeschnitten und nach den verschiedenen Altersstufen verschieden, entweder mit Federbüschen, Kängäru-Zähnen, Hundsschweifen etc. geschmückt oder mit rothem Ocher und Fett eingesalbt.

Die Bekleidung ist möglichst einfach und besteht aus den Fellen der Beutelthiere (*Opossum*), Kängärus oder Wallabies. Man trägt gewöhnlich nur einen mantel- oder deckenartigen Ueberwurf. Die Felle werden erst an der Sonne ausgestreckt und getrocknet und dann mit den Sehnen des Emu etc. zusammengenäht. Die Grösse eines solchen Ueberwurfs wechselt nach den Jahreszeiten und dem Belieben dessen, der ihn trägt. Die grössten mögen sechs Geviertfuss betragen, aber häufig bedient man sich nur halb so grosser, und geht auch oft ganz unbekleidet. Er wird, mit der Haarseite nach aussen, über den Rücken und die linke Schulter geworfen und vorn mit einem kleinen hölzernen Pflock zusammengehalten, so dass der rechte Arm zu allen Bewegungen frei bleibt. Die Weiber ziehen das eine Ende unter der Achselhöhle durch und bilden so auf dem Rücken eine Art Sack, um ein kleines Kind darin zu tragen. Dergleichen Mäntel, besonders wenn hübsche Felle dazu genommen werden, sehen gar nicht übel aus. — An der Seeküste, wo unfruchtbares Land vorherrscht und man sich keine Thierfelle verschaffen kann, bereitet man die Bekleidungsstoffe aus Seetang oder auch aus Binsen. Uebrigens dient das ganze Jahr der am Tage getragene Mantel auch bei der Nacht als Decke. Der Kopf bleibt in der Regel unbedeckt. Nur bei sehr grosser Hitze und auf der Reise,

tragen beide Geschlechter zuweilen eine Decke von frischen Baumblättern oder andern grünen Pflanzen.

Der Charakter der Australier ist offen und zutraulich. Man gewinnt ihre Zuneigung nach kurzer Bekanntschaft. *Eyre* fand auf seinen Streifzügen, weit von den Wohnungen weisser Ansiedler, oft nur von einem einzelnen jungen Burschen begleitet, stets einen gutherzigen Empfang, wurde mit Fischen, Früchten, Kängäru-Fleisch beschenkt, und oft mehre Meilen weit zu solchen Stellen begleitet, wo Wasser zu finden war.

Im Verkehr unter einander selbst sind Eingeborne verschiedener Stämme, wenn gerade keine Ursachen zu Feindseligkeiten obwalten, beim Zusammentreffen äusserst aufmerksam und höflich. Die artigsten Begrüssungen werden gegenseitig ausgewechselt. Jeden Augenblick hört man die Namen »Vater«, »Sohn«, »Bruder«, »Mutter«, »Schwester«, und es kommt auch bald zu Umarmungen und Küssen. Auch ihre Kinder haben sie sehr lieb, spielen oft mit ihnen und hätscheln sie. Dessenungeachtet ist es eine Schattenseite ihres Charakters, dass die Männer selten eine besondere Zuneigung gegen die Weiber zu erkennen geben. »Ich habe« — sagt *Eyre* — »Eingeborne gesehen, die bei der Rückkehr nach langer Abwesenheit von ihrem Lagerplatze die grösste Kälte gegen ihre Weiber bezeigten, sich hinsetzten und aussahen, als ob sie

keinen Augenblick von den Ihrigen getrennt gewesen wären; sie schienen sogar noch schweigsamer und verschlossner zu seyn als gewöhnlich, und es dauerte lange, ehe ein offenes Gespräch wie sonst wieder in Gang kam.

Man hat die Eingebornen eines gänzlichen Mangels an Schamhaftigkeit beschuldigt. *Eyre* sah in der Niederlassung am König-Georgs-Sund eine Widerlegung dieser Beschuldigung. Er begab sich eines Abends zu einer Tanzunterhaltung der Eingebornen, welche dabei, wie gebräuchlich, alle ihre Bekleidung abgelegt hatten. Während sie im besten Tanzen waren, bemerkte ein nicht Theil daran nehmender Eingeborner, dass eine weisse Frau auf der Strasse vorüber gehe. Obschon der Tanz in einiger Entfernung davon Statt fand und es schon ziemlich dunkel war, so liefen doch alle plötzlich nach dem nahen Gebüsch, wo ihre Mäntel lagen, bedeckten sich damit und setzten dann ihre Unterhaltung fort.

Die Australier führen ein eigentliches Nomaden-Leben. Sie verweilen selten mehr als einige Wochen, oft auch nur wenige Tage an einem und demselben Orte. Die Anzahl der einzelnen Personen einer Wanderhorde hangt grossentheils von der Jahreszeit und der Beschaffenheit der Nahrungsmittel ab, welche sich eben auffinden lassen. Ist eine besondere Gattung häufiger als eine andere,

oder kann man sich dieselbe nur an gewissen Stellen verschaffen, so begibt sich in der Regel der ganze Stamm dahin. Wenn diess aber nicht der Fall ist, so zerstreuen sie sich in einzelnen Gruppen oder familienweise über ihren Bezirk.

Zu gewissen Jahreszeiten, gewöhnlich im Frühling oder Sommer, wenn reichliche Nahrung vorhanden ist, versammeln sich mehre Stämme auf gegenseitigen Gebieten, entweder um Festlichkeiten zu begehen, oder Krieg zu führen, oder um Nahrungsmittel, Kleider, Waffen, Geräthschaften aus- und einzutauschen, oder auch um gewissen feierlichen Gebräuchen beizuwohnen, welchen sich junge Leute in bestimmten Abschnitten ihres Lebens unterwerfen müssen. Bei solchen Versammlungen kommen die allgemeinen Angelegenheiten jedes Stammes zur Sprache. Hat man sich lange nicht gesehen und sind in der Zwischenzeit merkwürdige Todesfälle eingetreten, die man aus natürlichen Ursachen nicht erklären zu können glaubt und daher den Zauberern benachbarter Stämme zuschreibt, so wird beschlossen, Rache dafür zu nehmen, und über die Art und Weise derselben berathschlagt.

Wenn nun eine Versammlung zum Behuf eines Krieges Statt finden soll, so wird von einer der beiden Partheien eine passende Stelle dazu ausersehen und die andere Parthei davon benachrichtigt. Beide Theile finden sich hierauf ein und stellen

sich in zwei Reihen einander gegenüber. Gewöhnlich geschieht diess entweder bei Tagesanbruch oder gegen Sonnenuntergang, weil das mildere Licht um diese Zeit die Augen nicht beleidigt und man den Wurfspiessen leichter ausweichen kann. Beide Partheien sind mit Spiessen, Schilden und andern Waffen versehen und das Gefecht dauert oft drei oder vier Stunden, während welcher Zeit kaum ein Wort gesprochen wird und nur dann und wann ein Schrei zu hören ist, wenn einer verwundet wird. In der Regel giebt es auf beiden Seiten eine Menge zum Theil sehr schwer Verwundete, selten aber, wenn auch viele Hunderte im Gefechte begriffen sind, mehr als einen oder zwei Todte. Bei allen solchen Fehden sind die Männer stets verpflichtet, nicht nur ihren nächsten Blutverwandten, sondern auch allen Gliedern ihres Stammes beizustehen. Auch Weiber und Kinder finden sich zuweilen dabei ein. Die Weiber feuern dann die Männer zum Kampfe an, und bringen ihnen auch wohl frische Waffen. Doch ist dem Verf. kein Beispiel bekannt, dass die siegende Parthei Weiber und Kinder des Feindes gemordet hätte. Zuweilen werden einzelne Lager des Nachts im Schlafe überfallen und dann alle Männer unbarmherzig getödtet.

Wenn zwei oder mehr Stämme bloss um einer Festlichkeit willen zusammenkommen, so erscheinen sie zwar auch in kriegerischer Haltung, mit Wurf-

spiess und Schild, nähern sich aber einander friedlich und setzen sich sogleich auf den Boden nieder. Sind einzelne Fremde darunter, so werden sie von den ältern Männern förmlich vorgestellt und nach Abstammung und Wohnplatz beschrieben. Hierauf unterhält man sich über Alles, was gegenseitig interessiren kann, über Gegenden namentlich, wo die meisten Lebensmittel zu finden sind, und es erfolgen von beiden Seiten Einladungen an Verwandte und Freunde, dahin zu kommen. Auch die Verhältnisse verschiedener Stämme zu einander werden besprochen. Man berathschlagt sich über das Verhalten gegen feindlich gesinnte Stämme u. s. w. Die Weiber ihrerseits unterhalten sich über Familienangelegenheiten, Heurathen, Geburten, Todesfälle etc. Am Abend bauen die verschiedenen Stämme ihre Hütten so nahe als möglich neben einander, jeder Stamm aber nach der Seite hin, von welcher er gekommen ist. Die Grösse und Beschaffenheit der Hütten hangt von der Jahreszeit und der Gegend ab. Bei schönem Wetter enthält eine Hütte zwei bis fünf, bei schlechter Witterung auch mehr Familien, doch hat jede Familie ihren eignen Feuerplatz. Ehe man sich zur Ruhe begiebt, unterhält man sich mit verschiedenen Belustigungen, besonders mit Gesang und Tanz.

Eigentliche *Kriegstänze*, wie z. B. die nordamerikanischen Wilden, haben die Eingebornen von

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

KANGÄRU-TANZ DER NEUHOLLÄNDER.

Australien nicht, obschon sie bei manchen Tänzen in kriegerischer Haltung erscheinen und mit Waffen versehen sind. Bei vielen Tänzen ist die Haupt-, ja die Nachahmung der Thiere, namentlich wissen die Umwohner vom Victoria-See (in Süd-Australien) die Bewegungen und Gewohnheiten der Kängärus sehr geschickt und natürlich darzustellen. Die sogenannte *Musik* zu den Tänzen ist nun freilich von der rohesten Art, und besteht oft nur in dem Zusammenschlagen zweier Stöcke oder in dem Schlagen auf ein zusammengerolltes Thierfell, was einen dumpfen Ton wie von einer Trommel hervorbringt. In der Regel wird nur des Abends und bei der Nacht getanzt; doch giebt es auch Tänze bei Tage, und diese scheinen mit gewissen Feierlichkeiten und abergläubischen Gebräuchen in Verbindung zu stehen. Gewöhnlich tanzt gleichzeitig nur der eine oder den versammelten Stämmen, während der andere, so wie die Weiber, in einem Halbkreise als Zuschauer herumsitzen und von Zeit zu Zeit ihren Beifall laut zu erkennen geben. — Es giebt auch gewisse Tänze, welche nur von den Weibern ausgeführt werden. In den Gegenden, wo viel Europäer sich ansässig gemacht haben, sind manche Arten von Tänzen ausser Gebrauch gekommen, ohne dass jedoch die Europäer selbst Einfluss darauf gehabt hätten.

Eben so roh wie die Tänze und die Musik

der Australier sind ihre *Gesänge*, welche selten aus mehr als einem oder zwei Sätzen bestehen, die unaufhörlich wiederholt werden. Es sind Erzeugnisse des Augenblicks, und sie beziehen sich meistens auf etwas, das vor Kurzem allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, auf die Europäer, ihre Lebensweise etc. Zeitmass und Ton richten sich nach dem Gegenstande. Zum Tanze wird laut, lustig und schnell gesungen. Trauergesänge sind wild und pathetisch. Bei der Nacht und in einiger Entfernung gehört, haben manche Gesänge auch für den Europäer etwas Gefälliges. Zuweilen singen zwei Partheien, abwechselnd in Fragen und Antworten, oder Eine Stimme singt allein und die Uebrigen antworten im Chor.

Die *Nahrungsmittel* der Ureinwohner Australiens sind, sowohl aus dem Thier- als dem Pflanzenreiche, je nach den Jahreszeiten und den örtlichen Verhältnissen sehr mannichfaltig. Bei der grossen Ausdehnung des Landes sind diese Verschiedenheiten nicht unerheblich, aber so weit man das Land aus eigner Untersuchung und Berichten der Eingebornen kennt, giebt es weder an den Küsten noch im Innern, selbst da, wo der Europäer nur unfruchtbaren Boden erblickt, Gegenden, die den Eingebornen zur geeigneten Jahreszeit nicht den nöthigen Lebensunterhalt lieferten. Die Bewohner solcher

Gegenden haben durch langen Aufenthalt eine genaue Kenntniss von den Mitteln erlangt, ihre geringen Bedürfnisse zu befriedigen, während der Weisse dem Hunger und Durst erliegen würde. Gerade das dichte Gestrüppe, welches den Letztern in seiner Wanderung aufhält und ihm oft so furchtbar erscheint, ist für den Eingebornen eine reiche Vorrathskammer. Er findet hier einen Ueberfluss an wilden Thieren aller Art, eben so Brennholz bei kaltem Wetter, und Schatten gegen die drückende Hitze. Wie *Eyre* erzählt (s. oben S. 39), verstehen die Eingebornen auch aus den Wurzeln grosser Baumstämme und durch Aufsammeln des Thaues von den Blättern, sich Trinkwasser zu verschaffen. Hiezu kommt, dass sie auf ihren Wanderungen nur sehr kurze Tagreisen machen, also weniger erschöpft werden.

Es giebt wahrscheinlich, auch da, wo noch keine Europäer sich angesiedelt haben, keinen Landstrich und keine Jahreszeit, welche den Eingebornen nicht Lebensmittel darböte. Als die vornehmsten können angeführt werden: alle Arten von Salz- und Süsswasser-Fischen, nebst Muscheln und Krebsen; Schildkröten; Frösche; Ratten und Mäuse, Eidechsen und die meisten Schlangenarten; Insekten und Insekten-Larven; Schwämme und mancherlei Wurzeln; Kräuter; Blätter und Früchte des *Mesembryanthemum*; mehre andere Früchte und Beeren; die zarten Rinden vieler Baum- und

Strauchwurzeln; die Samen der Hülsenfrüchte; verschiedene Manna-Gattungen; Honig von Bienen, so wie von den Blumen der *Banksia*, aus welchen er durch Einweichen in Wasser erhalten wird; Eier von Vögeln, Schildkröten und Eidechsen; Kängärus, Beutelthiere, Faulthiere etc., Enten, Gänse, Kakadus, Papageien, Truthühner, Schwäne, Kropfgänse etc. etc. etc. Von diesen Artikeln sind zur geeigneten Jahreszeit viele nicht bloss hinreichend, sondern selbst in so grosser Menge zu haben, dass mehre Hundert von Eingebornen eines selbst kleinen Bezirks viele Wochen lang davon leben können, und diess sind gerade diejenigen, welche sie am liebsten geniessen. *Eyre* sah am Victoria-See (bei Adelaide), in den der Murray sich ergiesst, 600 Eingeborne gelagert, welche von den Fischen dieses Sees lebten. Bei dieser Leichtigkeit, sich fast jeden Tag Lebensmittel zu verschaffen, ist es nicht zu verwundern, dass die Eingebornen von keiner Sorge für die Zukunft wissen, und selbst, wenn sie im grössten Ueberflusse schwelgen, selten mehr als für den nächsten Tag einen kleinen Vorrath aufheben. Die einzige Ausnahme findet Statt, wenn sie auf Wanderungen begriffen sind und nicht genau wissen, wie die Gegend, wohin sie eben ziehen, beschaffen ist. Am meisten leiden sie auch bei nasskaltem Witterung, wo es ihnen unmöglich ist, etwas einzusammeln. Zum Hunger kommt dann noch die Kälte.

Einigen Stämmen ist der *Cannibalismus* nicht fremd, doch weiss *Eyre* nicht anzugeben, unter welchen Umständen er Statt findet. Die Zauberer sollen ihre magische Kraft durch Genuss von Menschenfleisch zu erlangen glauben; dieses geschieht aber nur ein einziges Mal in ihrem Leben.

Die Art und Weise, wie die Eingebornen sich ihre Nahrungsmittel verschaffen, ist verschieden, bei manchen sehr einfach, bei andern äusserst sinnreich, von grosser Geschicklichkeit zeugend, Planmässigkeit, scharfes Gesicht, Körperkraft, Behutsamkeit, Geduld und Beharrlichkeit erfordernd. Die Fische fängt man theils mit Netzen, welche aus Binsen verfertigt und an Stellen ausgebreitet werden, wo zu diesem Behuf Dämme und Wehre errichtet worden sind, theils auch, besonders die grossen Gattungen, mit Spiessen. Letzteres geschieht meistens in den grossen Flüssen, bei niedrigem Wasserstande. Es versammeln sich dann grössere Abtheilungen, wohl 40 bis 50 Männer, und bilden im Wasser einen weiten Halbkreis. Auf ein gegebenes Zeichen tauchen alle zugleich mit ihren Spiessen unter und kommen nach einigen Minuten wieder empor, um die gefangenen Fische ihren am Ufer stehenden Freunden zu übergeben. War der erste Fang nicht glücklich oder nicht reichlich genug, so begiebt sich der ganze Haufe einige Yards weiter ab- oder aufwärts, und wiederholt

das Untertauchen, welches oft eine oder zwei Meilen weit fortgesetzt wird und nicht selten Fische von 15 und mehr Pfund zum Vorschein bringt. Besonders merkwürdig ist die Art des Fischfanges durch Spiesse, wenn sie zur Nachtzeit geschieht. Der einzelne Eingeborne besteigt dann einen Kahn, und beladet diesen mit einem Vorrath von Brennholz auf die wahrscheinliche Dauer seiner Abwesenheit. Hierauf wird ein ovales Stück Baumrinde, etwa 3 Fuss lang und 2 Fuss breit, mit einer dicken Schicht von nassem Schlamm oder Lehm überzogen und am Hintertheil des Kahnes auf einem Gestell aufgerichtet. Ein paar Stücke Holz werden in den Schlamm aufrecht gesteckt, andere rings herum kegelförmig gestellt, und dann das Ganze angezündet. Der Mann treibt nun den Kahn im Strome fort und beginnt sein Geschäft. Das Brennholz ist von einer leichten, harzigen Gattung, welche ein helles Licht und einen angenehmen Geruch verbreitet, auch fast gar keinen Rauch macht. Ausser dem Kahnführer und Spiesser ist noch ein zweiter Mann im Kahne, welcher das Feuer unterhält. Vom Ufer aus gesehen fällt ein solcher Kahn, vorzüglich wenn eine grössere Zahl beisammen ist, mit den schwarzen nackten Gestalten darin, im Glanze des nachschwimmenden Feuers, höchst malerisch ins Auge, besonders in dem Augenblicke, wo der Fischer seinen Arm erhebt und die Waffe mit Blitzes-

schnelle in die Tiefe wirft. Auch grosse Süsswasser-Krebse von 2 bis 4 Pfund werden auf diese Weise gefangen. Letztere, so wie Schildkröten und grosse Muscheln, erhält man auch durch Tauchen, welches Geschäft die Weiber zu verrichten pflegen.

Es giebt auch eine besondere Jahreszeit, gewöhnlich der September, wo die Fische in den grössern Flüssen von einer Krankheit befallen und dann entweder kraftlos oder gar todt vom Strome auf der Oberfläche schwimmend fortgetrieben werden. Die Eingebornen halten dann eine reiche Aerndte, indem sie überhaupt jeden Fisch essen, wenn er auch schon einige Zeit abgestorben ist. Eben so tragen sie auch kein Bedenken, faule Eier zu geniessen.

Kängärus werden theils mit Spiessen erlegt, theils in Netzen und in Fallen gefangen. Man erforscht zu dem Ende die Wasserplätze, Quellen oder Teiche, wohin sich diese Thiere zum Trinken begeben, und die Wege, die sie dahin einschlagen. Um die Quellen her werden dann Löcher gegraben und darin die Fallen aufgestellt, die Netze aber legt man quer über den Weg. In der Nähe versteckt man sich hinter Buschwerk oder in einer aus Baumzweigen gemachten Hütte, und sobald das Thier sich im Netze verwickelt hat oder in eines der Löcher gefallen ist, springt man hervor und tödtet es mit dem Spiesse.

Auf ähnliche Art fängt man auch den *Emu* (Strauss). Dieser Vogel hat die Gewohnheit, viele Wochen nach einander zur Nachtzeit eine und dieselbe Schlafstelle aufzusuchen. Sobald die Eingebornen diese ausfindig gemacht haben, so spannen sie ein Netz in einer kleinen Entfernung davon aus und bilden durch in die Erde gesteckte Stäbe zwei Reihen, deren jede von dem einen Ende des Netzes ausläuft, aber in der Verlängerung immer mehr aus einander gehen, so dass ein Dreieck entsteht, dessen Schenkel und Grundlinie von den Eingebornen besetzt werden, die nun den Vogel aufscheuchen. Der Vogel hat nur den einzigen Ausweg nach dem Scheitelpunkte des Dreiecks hin, wo er ins Netz fällt.

Schwieriger und anstrengender ist der Fang der *Opossums* oder Beutelthiere, deren es mehre Arten und von verschiedener Grösse giebt. Sie wohnen in hohlen Bäumen oder auch wohl in der Krone der Bäume, wo sie sich aus Aesten und Zweigen eine Art von Nest bauen. Manche leben auch in Felslöchern und Höhlen. Man macht sowohl bei Tage als bei der Nacht Jagd auf diese Thiere. Am Tage untersucht der Eingeborne zuvörderst die Rinde der Bäume, um zu sehen, ob sich nicht frische Spuren von den Klauen des Thieres darin finden, welches etwa vor Kurzem hinaufgeklettert seyn könnte. Findet er dergleichen Spuren, so er-

steigt er den Baum. Im Falle dieser eine schiefe Lage oder eine rauhe Rinde hat, ist das Hinaufsteigen leicht; schwieriger aber, wenn er gerade aufrecht steht und die Rinde glatt ist. Der Eingeborne muss dann mit einem steinernen Beil, oder mit einem scharf zugespitzten Stock mehre Stufen in den Baum hauen. Er macht zuerst eine solche Stufe oder Kerbe etwa zwei Fuss hoch über dem Boden. In diese setzt er die Zehen seines linken Fusses und schliesst den linken Arm um den Stamm, sich fest zu halten, während er mit der rechten Hand eine zweite höhere Stufe etwas weiter rechts für den rechten Fuss aushaut. Auf diese folgt dann wieder eine Stufe für den linken Fuss und so gelangt er allmählich bis zur Krone des Baumes oder auch, wenn dieser hohl ist, bis zur obern Oeffnung der Höhlung. Mancher Baum hat mehre solche Oeffnungen. Um zu erfahren, in welcher Höhlung das Opossum steckt, wirft er einen Stein oder ein Stück Baumrinde hinein, und horcht dann auf die Bewegung, die das davon getroffene Thier etwa macht. Ist das Loch nicht tief, so steckt er den Arm hinein, zieht das Thier beim Schwanze heraus und schlägt es an der obern Oeffnung mehrmals mit dem Kopfe gegen die Wandung des Loches, um zu verhindern, dass es ihn beisse. Bei einer beträchtlichen Tiefe der Höhlung aber sucht der Eingeborne mittelst eines hinab-

gestossenen Stockes den Punkt zu ermitteln, wo das Thier verborgen ist und macht dann an der äussern Seite des Stammes eine Oeffnung. Wenn der ganze Baum bis auf den Boden hohl ist, so wird bei dieser Oeffnung ein Feuer angezündet und das Thier dadurch bald herausgetrieben.

Werden die Oposums zur Nachtzeit gejagt, was nur bei Mondschein geschehen kann, so bedient man sich zuvörderst des eingebornen Hundes zum Auffinden der Spur in der Gegend, wo das Thier weidet, oder des Baumes, auf welchem es beim Aufstöbern geflüchtet ist. Dieses wird dann entweder mit Knütteln todtgeschlagen oder der Baum wird am nächsten Tage auf die vorbeschriebene Art erklettert.

Die *Zubereitungen* der Nahrungsmittel sind fast eben so verschieden als diese selbst. Da die Eingebornen keine Gefässe besitzen, welche dem Feuer widerstehen, so wissen sie auch nichts vom Kochen oder Sieden, wohl aber verstehen sie sich auf Backen, Rösten, Dämpfen und Braten. Ein Loch wird gegraben und am Boden mit Steinen belegt. Ueber diesen wird ein Feuer angezündet, um sie zu erhitzen und das Loch auszutrocknen. Dann entfernt man das Feuer, nimmt einige von den obern Steinen weg und legt auf die untern das Fleisch oder auch das ganze Thier, welches man hierauf mit den übrigen heissen Steinen nebst etwas

trocknem Gras, Baumlaub oder Baumrinde, und zuletzt mit einer dicken Schicht Erde bedeckt, so dass die Hitze nicht entweichen kann. Das Dämpfen geschieht auf ähnliche Weise, nur wird statt trocknen Grases etc. nasses genommen.

Man hat allgemein, aber sehr mit Unrecht, behauptet, die Eingebornen Australiens hätten keinen Begriff von *Grundbesitz* und von damit verbundenen Rechten. Selbst hochgestellte und gegen die Eingebornen menschenfreundlich gesinnte Männer in den brittischen Ansiedlungen haben dergleichen Rechte geläugnet und sich dadurch zu schweren Ungerechtigkeiten verleiten lassen. Wenn auch die Australier nirgends den von ihnen bewohnten Boden anbauen, sondern bloss von wilden Früchten, Wurzeln etc., Jagd und Fischfang leben, und zu diesem Behuf nach den verschiedenen Jahreszeiten herumwandern, so geschieht diess doch von den einzelnen Stämmen, welche stets beisammen bleiben, immer nur innerhalb gewisser Gränzen, welche allgemein bekannt sind und nicht überschritten werden dürfen, es sei denn im Fall eines Krieges oder bei Festlichkeiten, wozu sich die Stämme gegenseitig einladen. Jeder Stamm nennt also einen bestimmten Bezirk, und eben so auch die darin lebenden wilden Thiere, sein Eigenthum.

Die *Wohnungen* der Australier sind so einfach, dass ihre Errichtung wenig oder gar keine Geschicklichkeit und Mühe erfordert. Im Sommer und überhaupt bei schönem Wetter bestehen sie aus wenig mehr als einigen Aesten und Zweigen, die in Form eines Halbkreises nach der Seite hin, von welcher der Wind kommt, auf einander gelegt werden. Im Winter aber, bei nasskalter Witterung, ist die Form zwar gleichfalls ein Halbkreis, aber die Rückwand und die Seiten werden durch andere Aeste verstärkt, welche nach oben zusammenlaufen und hier befestigt werden, so dass sie eine gewölbte Decke oder Laube bilden. Die Grösse solcher Hütten hangt von den Umständen ab. Manche sind bloss für eine einzige Familie, Mann, Weib und Kinder, auch wohl die Mutter des Mannes und einige andere nahe Verwandte bestimmt. Andere umfassen 5 bis 10 Familien, doch hat jede ihre besondere Feuerstelle. Auch vereinigen sich oft 6 bis 8 junge ledige Männer und bauen für sich eine Hütte. Man findet auch dauerhaftere Hütten von starken Baumstämmen, mit Rinde oder Grasstücken gedeckt, welche das Wasser nicht durchlassen. Im Nothfalle werden auf Wanderungen, oder wenn man feindliche Partheien in der Nähe vermuthet, auch Felshöhlen, Wasserschluchten und sonstige versteckte Plätze in Gebüschen, auf Anhöhen etc. als Wohnungen benützt. *Eyre* wurde mehrmals an

Lagerplätzen geführt, wo an 20 und mehr Eingeborne beisammen waren, Stellen, an welchen er kürzlich dicht vorüber gegangen war, ohne etwas von ihnen gewahr geworden zu seyn.

Die *Waffen* und andere *Werkzeuge* der Australier sind zwar einfach und roh, aber sehr mannichfaltig und im Allgemeinen ihren Zwecken und den Lokalverhältnissen hinlänglich entsprechend. Die allgemeinste Waffe ist der Wurfspiess (*Kürkara*, *Kiko*, *Kiro* etc. nach den verschiedenen Gegenden genannt) und von zweierlei Art; die eine wird aus freier Hand geworfen, bei der andern bedient man sich dazu eines Wurfstockes. Jede Art hat wieder mehre Unterarten, je nachdem sie bloss einfache Spitzen von hartem Holz oder gezähnte Spitzen, mit Widerhaken etc. haben. Die Länge ist allgemein 6 bis 8 Fuss, und die Wurfweite beträgt, je nach dem Gebrauche, der davon gemacht wird, oder nach der Kraft und Geschicklichkeit des Werfenden, 100 bis 300 Fuss. Gewöhnlich wird der Spiess beim Werfen am untern Ende mit der Hand so gefasst, dass der Daumen und der Zeigefinger oben, die andern unten zu liegen kommen. Dann zieht man den Arm etwas zurück und hebt den Spiess wagrecht empor bis zur Ebene des Auges, bringt ihn zielend in eine ruhige Lage und

770918A

schleudert ihn plötzlich fort. Die nöthige Uebung erlangt der Australier schon als kleiner Knabe, durch Spielen mit seinen Kräften angemessenen kleinen Spiessen.

Eine andere nicht minder gefährliche Waffe ist das *Wängnu (Bumerang* im östlichen, *Keiley* im westlichen Australien genannt), ein dünnes, flaches und gekrümmtes Stück hartes Holz von zwei Fuss Länge, welches am Rücken der Krümmung fast wie eine Messerschneide abgeflacht und ebenfalls als Wurfwaffe gebraucht wird. Es fliegt sich drehend mit grösster Schnelligkeit durch die Luft und ist im Stande einen Arm oder ein Bein zu zerschlagen. Wegen seiner drehenden Bewegung in der Luft ist das Wängnu nicht so leicht zu erkennen, wie der Spiess, und daher um so gefährlicher.

Man hat auch schwert- und beilähnliche Waffen, Keulen etc., welche theils im Kriege, theils auf der Jagd gebraucht werden. Der Schild *(Tärräm)* besteht aus hartem Holz oder starker Baumrinde, ist gewöhnlich 2 bis $2^1/_2$ Fuss lang, in der Mitte 8 bis 18 Zoll breit, und gegen die beiden Enden spitz zulaufend. In der Mitte sind zwei Löcher, durch welche ein Stück Holz als Griff oder Henkel gesteckt wird.

Die *Werkzeuge* und *Geräthschaften* sind im Wesentlichen in allen bekannten Gegenden von Australien dieselben. Das *Beil* wird aus einem

festen Stein von grünlicher Farbe gemacht, den man an beiden Enden abreibt und entweder in der Spalte eines Stockes befestigt oder mit einem dünnen Zweige an demselben fest bindet. Der *Ngakko* ist ein meisselartig zugespitzter Stock von 3 oder 4 Fuss Länge, und dient zum Zerlegen grösserer Thiere, zum Ausgraben der Insektenlarven, zum Abstreifen der Baumrinden etc. etc. *Nadeln* werden aus zarten Knochensplittern des Emu oder Käng̈aru, auch wohl aus Fischgräten, gemacht und durch Reiben auf einem Steine fein zugespitzt. Die damit verfertigten Arbeiten sind hinlänglich dauerhaft und zum Theil von bewundernswerther Feinheit und Zierlichkeit. Man hat *netzförmige Geflechte* zum Jagen, zum Forttragen der Lebensmittel, zur Bereitung von Leibgürteln, Kopfbinden etc. Sie werden theils aus den Sehnen oder den Haaren des Opossum, Käng̈aru etc., theils aus Pflanzenfasern gemacht. Aus Letztern macht man auch Stricke und Seile. Die Weiber gewisser Stämme verfertigen aus Binsen oder auch aus einer breitblätterigen Grasart recht hübsche *Körbe* und *Matten*. Grosse Säcke werden aus einer ganzen Käng̈aru-Haut, mit der Haarseite auswendig, gemacht, kleinere aus den Fellen kleinerer Thiere, mit der Haarseite inwendig. Sie dienen als Wasserschläuche auf der Reise durch wasserarme Gegenden. Die *Kähne* bestehen aus einem einzigen grossen Stück Baumrinde. Dieses wird

zuerst sorgfältig auf dem Erdboden ausgebreitet und dann durch Feuer erhitzt, bis es weich und biegsam wird und man ihm die gehörige Form geben kann. Hierauf befestigt man es am Boden mit hölzernen Pflöcken, damit es beim Austrocknen die Form nicht verliere. Nach 24 Stunden bringt man den Kahn ins Wasser, befestigt aber inwendig mehre Querhölzer von einer Wand zur andern, um zu verhindern, dass sich diese in Folge der Nässe nicht wieder zusammenziehen. Ein solcher Kahn ist oft bis 20 Fuss lang und kann 7 bis 8 Personen fassen.

Von einer eigentlichen *Regierungsform* ist bei den Ureinwohnern Australiens keine Spur zu finden. Jeder Einzelne geniesst völlige Freiheit, in so weit diese der öffentlichen Meinung, den Wünschen und Bedürfnissen seiner Stammesgenossen nicht entgegen ist. Obschon einzelne Männer in jedem Stamme einen gewissen Einfluss ausüben, so giebt es doch nirgends allgemein anerkannte Häuptlinge. Unter übrigens gleichen Umständen hangt das Ansehen und der Einfluss des Einzelnen von seinem Alter ab. Von den Knabenjahren an giebt es durch das ganze Leben hindurch gewisse Epochen, wo der Mann so zu sagen um eine Stufe höher hinaufrückt, gewisse Speisen essen, diese oder jene Waffe

führen darf, etc., welche ihm auf der nächst untern Stufe durch das Herkommen versagt war.

Das Alter allein ist aber nicht hinlänglich, Ansehen und Einfluss zu verschaffen. Der Mann muss auch schon in frühern Jahren, wo Jugendkraft und Verstand seine Ansprüche unterstützten, sich hervorgethan haben. Im Allgemeinen wird der Greis, wie bei allen Wilden, gar bald seiner Familie und Umgebung mehr oder weniger lästig und man lässt ihn nicht selten erbarmungslos zu Grunde gehen.

Jeder Familienvater herrscht unumschränkt über die Seinigen. Er kann thun und lassen, was er will, wenn ihn nicht etwa Vorsicht oder andere Umstände nöthigen, zu sagen, wohin er geht, wie lange er ausbleiben will u. dgl. Beschwerden Einzelner werden in den Versammlungen des Stammes vorgebracht, und hier von den Aeltesten entschieden. Es werden bei solchen Gelegenheiten oft stundenlange, leidenschaftliche Reden gehalten. Ein Mann kann mehre Weiber haben. Die unverheuratheten Mädchen stehen unter der Gewalt der ältern Männer, nicht bloss der Väter, sondern auch der Oheime und Brüder, welche bei der Verheurathung nach Gutdünken über sie verfügen. Gewöhnlich geschieht diess durch Tausch mit andern Familien. Das Weib ist eine Leibeigene des Mannes, welcher sie gut oder schlecht behandeln, verstossen,

vertauschen, selbst tödten kann. Die Töchter werden gewöhnlich schon in zarter Kindheit verlobt und eine solche Verlobung bleibt in Kraft. Die Verheurathung beider Geschlechter geschieht oft schon im zwölften Jahre. Zwischen nahen Blutsverwandten ist keine Ehe gestattet. Aelternlose Mädchen gehören dem nächsten männlichen Verwandten des verstorbenen Vaters, eben so Wittwen dem des Mannes. Wenn eine Wittwe, die Kinder hat, in einen fremden Stamm heurathet, so folgen ihr die Kinder. Brüder tauschen oft ihre Schwestern als Weiber gegen einander aus; diess kann aber nur mit Einwilligung der Väter oder nach deren Tode geschehen. Wenn ein Weib gestohlen wird, so entsteht blutige Fehde, bis sie zurückgegeben oder durch ein anderes Weib oder Mädchen ersetzt wird. Die Verehelichung geschieht ohne alle Feierlichkeit. Der Vater oder wer sonst über das Mädchen verfügt, sagt bloss: »Nimm dein *Rocko* (den Sack, worin sie ihre wenigen Habseligkeiten aufbewahrt) und gehe zu dem und dem!«

Die Weiber der Australier gebären sehr leicht und verrichten wenige Tage nach der Entbindung schon wieder die schwersten Arbeiten. Kindermord ist nichts Seltenes und geschieht allem Anscheine nach bloss aus Unvermögen, das Kind aufzuziehen, oder dem Manne auf seinen Wanderungen zu folgen, wo das Kind eine Last ist. Häufig trifft

dieses Loos, ohne Unterschied des Geschlechts, die ersten drei oder vier Kinder, halbbürtige (Mestizen) fast immer.

Von auffallender Schwierigkeit ist für den Europäer das Verständniss der *Namen* der Australier, welche durch das ganze Leben hindurch von Zeit zu Zeit wechseln. *Eyre* gesteht, dass er damit nicht ins Reine gekommen sei. Im Bezirk von *Adelaide* (der Hauptstadt Süd-Australiens) erhalten die Kinder einer Familie, der Reihe nach, wie sie auf die Welt kommen, Zahlennamen, deren Endsylben sich nach dem Geschlechte des Kindes richten, z. B. der erste Knabe heisst *Kertameru*, das erste Mädchen *Kertanya*, der zweite Knabe *Warrüya*, pas zweite Mädchen *Warriarto*, der dritte Knabe *Kudautya*, das dritte Mädchen *Kudnarto*, u. s. f. Bald aber nach der Geburt wird diesem Namen ein anderer beigefügt, der sich meist auf einen Gegenstand in der Natur, eine Pflanze, ein Thier etc., bezieht. Diesen Namen behält der junge Mann oder das Mädchen bis nach der Verheurathung und der Geburt des ersten Kindes, worauf der Vater den Namen dieses Kindes annimmt und das Wort *binna* oder *spinna* beisetzt, welches *Erwachsener* bedeutet; z. B. *Kadli* heisst ein Kind; der Vater nennt sich nun *Kadli-pinna*; eben so nennt sich die Mutter von jetzt an *Kadlingangki*. Bei der Geburt eines jeden folgenden

Kindes werden diese Namen der Aeltern abermals verändert. Es giebt auch Beinamen, die von gewissen Eigenschaften, Körpergebrechen etc. hergenommen sind, z. B. *Worrammo*, der Linkische, *Kukenimbe*, der gern Krebse ist, u. dgl. m.

Nicht minder verwickelt und zum Theil unbekannt sind die *abergläubischen Gebräuche* der verschiedenen Stämme der Australier. Jeder Jüngling muss sich, wenn er ein gewisses Lebensalter erreicht hat, besondern Gebräuchen unterwerfen, um zu dem Ansehen und den Rechten des Mannesalters zu gelangen. Diese Gebräuche sind nach den verschiedenen Gegenden des Landes sehr verschieden. Am *Carpentaria-Busen* (der Nordküste) z. B. ist die *Beschneidung* eingeführt, von welcher man in *West-Australien* und an 300 Meilen landeinwärts vom Schwanflusse nichts weiss, während sie wieder unter den Stämmen an der ganzen *Südküste* Australiens angetroffen wird. Dasselbe gilt vom *Tättuiren*, welches bei manchen Stämmen eingeführt ist, bei andern aber nicht. Im Bezirke von Adelaide muss der junge Australier fünf verschiedene Stufen des Tättuirens durchlaufen, ehe er den Rang eines *Bourka* oder erwachsenen Mannes erhält. Mit dem zehnten Jahre beginnt die erste Stufe, *Wilya kundarti*, indem er mit Blut aus dem Arme

eines Erwachsenen bedeckt wird. Mit 12 und 14 Jahren tritt er in die folgenden Stadien, wo auch die Beschneidung vorgenommen wird. Mit 20 Jahren werden Rücken, Arme und Brust tättuirt. Die Operation ist sehr schmerzhaft und die Zeichnungen (Kreise, Halbkreise, Strahlen, Streifen, Punkte) sind nach den Alterstufen und den Stämmen verschieden. Auch die Mädchen werden tättuirt, aber nur auf dem Rücken. Obwohl das Verfahren grosse Schmerzen verursacht und viele Wochen zur Heilung erfordert werden, so gehört doch dieser Schmuck wesentlich zur weiblichen Schönheit und kein Mädchen sucht sich demselben zu entziehen.

Auch die Behandlung der *Verstorbenen* wechselt nach den verschiedenen Stämmen ab. Bei den Eingebornen des Adelaide-Bezirkes erheben die Verwandten und Freunde ein lautes Klaggeschrei. Die Leiche wird sogleich in den Mantel gewickelt, den der Verstorbene bei Lebzeiten trug und einen oder zwei Tage auf eine Art Bahre (*Wirkatti*) gelegt und von 5 oder 6 Personen nach mehren Stellen gebracht, wo er sich aufzuhalten oder die er zu besuchen pflegte. Diess geschieht in der Absicht, um die Ursache seines Todes zu erfahren. Man fragt ihn, ob jemand und wer ihn getödtet habe. Erfolgt keine Antwort, so hört die Untersuchung auf; behauptet aber der Fragende (welcher unter der Bahre versteckt ist), dass der Todte

Jemanden genannt habe, so entsteht darüber eine blutige Fehde. Die Leiche wird dann in ein 4 bis 6 Fuss tiefes Grab gelegt, mit dem Kopfe nach Westen. Kinder unter vier Jahren begräbt man erst nach einigen Monaten. Bis dahin wickelt die Mutter (was aber unglaublich ist) die Leiche sorgfältig ein, trägt sie am Tage auf dem Rücken mit sich herum und gebraucht sie bei der Nacht als Kopfkissen, bis sie völlig trocken wird und einer Mumie gleicht, worauf man sie ebenfalls begräbt.

An der Encounter-Bay giebt es viererlei Arten, die Todten zu behandeln. Alte Leute werden begraben, Personen von mittlerm Alter legt man in einen hohlen Baum, wobei die Füsse und Hände bis ans Kinn hinauf gezogen werden. Zugleich werden alle Oeffnungen des Körpers, Mund, Nase und Ohren, zugenäht und die Leiche mit Matten, Netzen etc. bedeckt. Zuletzt wird ein Feuer neben dem Baume angezündet, um welches sich die Verwandten und Freunde setzen und wehklagen. Nach einigen Wochen ist die Leiche verwest und die nächsten Verwandten des Verstorbenen gebrauchen den Schädel als Trinkgefäss. Todtgeborne Kinder werden verbrannt. Eine vierte Methode ist die Leiche in freier Luft an die Sonne zu stellen, bis sie ganz ausgetrocknet ist, worauf sie ebenfalls in einen hohlen Baum gelegt wird. Ueber den Grabhügeln werden gewöhnlich Hütten von Baumzweigen

errichtet, um den Todten vor Regen zu schützen. Auch pflegen sie von den Weibern zu gewissen Zeiten besucht zu werden.

Die Männer *trauern* um den Verstorbenen, indem sie sich Bart und Haare abschneiden und Kopf und Brust mit einer weissen Erdart bestreichen. Auch die Weiber schneiden das Haupthaar ganz glatt ab und überziehen dann den kahlen Kopf mit weissem Thon. Manche bestreuen den Kopf mit heisser Asche.

So weit man Neu-Holland jetzt kennt, haben die Eingebornen keine eigentliche *Religion* oder sich darauf beziehende Ceremonien. Sie wissen nichts von einer Gottheit oder einem Urheber der Dinge und schreiben die Entstehung der Welt sehr unwirksamen Ursachen zu. Einige Wesen, sagen sie, riefen sich selbst ins Daseyn und hatten das Vermögen, andere Wesen und Dinge zu schaffen. Doch sind alle ihre Vorstellungen dieser Art höchst unklar und verworren, da sie von Natur nicht zum Nachdenken aufgelegt sind. Auf die Frage, warum sie diese oder jene Ceremonie verrichten, antworten sie: weil unsere Väter und Grossväter es so gemacht und uns dazu angehalten haben. Auch lassen sie sich auf Gespräche über diese Gegenstände sehr ungern ein. Vielleicht aber ist auch

die mangelhafte Kenntniss, welche die Europäer von der schwierigen Sprache der Australier besitzen, Ursache, dass man darüber nichts Genaues erfährt. *Eyre* erfuhr von den Eingebornen am Flusse *Murray* Folgendes. Ueber den Wolken leben vier Wesen (*Nurile*), ein Vater nämlich und drei Söhne. Der Vater ist allmächtig und höchst gütig. Er schuf die Erde, die Bäume, die Gewässer etc., gab jedem Dinge seinen Namen und wies den verschiedenen Stämmen der Menschen (d. h. der Australier) ihre Wohnplätze an. Die Nurili sind unsterblich und die Seelen (*Ludko*, d. h. Schatten) der Verstorbenen kommen zu ihnen in den Himmel und werden gleichfalls nie sterben. Das wäre also doch eine Art von Religion. Andere Stämme sprechen von einer ungeheuern Schlange, die auf hohen Felsengebirgen wohnt und die Welt durch einen Schlag mit ihrem Schweife geschaffen habe.

Alle Stämme glauben an böse Geister (*Tan*, auch *Kuineio*), die den Negern ähnlich sehen, bei der Nacht in der Luft herum fliegen und den Menschen, mit welchen sie zusammentreffen, Schaden zufügen. Durch Feuer kann man sie von sich fern halten und ein Eingeborner geht selten allein des Nachts aus, ohne ein brennendes Stück Holz in der Hand zu haben. Doch verschwindet diese Geisterfurcht beim Mondlicht oder wenn sie in grössern Gesellschaften auf die Opossum-Jagd gehen etc.

Auch glauben sie an *Zauberei*. Gewisse Männer besitzen angeblich das Vermögen, Krankheiten nicht bloss zu heilen, sondern auch zu verursachen, Regen, Wind, Hagel, Donner und Blitz theils hervorzubringen, theils zu vertreiben. Wer ein solcher Zauberer werden will, muss sich gewissen Ceremonien unterwerfen, die je nach den Stämmen verschieden sind. Im Adelaide-Bezirk z. B. muss er das Fleisch eines kleinen Kindes, anderwärts das eines alten Mannes geniessen. Der Zauberer kann sich unsichtbar machen, augenblicklich sich an einen weit entfernten Ort versetzen etc.

Fast alle Eingebornen halten die Europäer oder Weissen für eigne Landsleute, die wieder vom Tode erstanden sind, bloss die Farbe geändert haben und ihre ehemaligen Wohnsitze wieder einzunehmen über das Meer gekommen sind. Nur wundern sie sich höchlich, dass sie ihre ehemaligen Verwandten und Freunde nicht mehr kennen und auch ihre Sprache nicht mehr verstehen.

Am schwierigsten unter Allem, was die Verhältnisse der Australier betrifft, ist die Bestimmung der *Volksmenge* und die Ausmittelung ihrer Vertheilung über die Oberfläche des Continents. Die Nothwendigkeit, ihren Lebensunterhalt nach den verschiedenen Jahreszeiten bald da bald dort auf-

zusuchen, bedingt die Veränderlichkeit ihrer Wohnplätze und man findet daher zu gewissen Zeiten eine Gegend stark bevölkert, welche einige Monate oder Wochen später ganz verödet erscheint. Selbst in der Nähe der europäischen Ansiedelungen, wo die Eingebornen die meiste Veranlassung haben, sich längere Zeit aufzuhalten, hält es schwer, ihre Zahl zu bestimmen. Nach einer möglichst genauen Zählung hat man im Jahr 1843, in der Umgebung von *Adelaide* 920 gefunden, welche in regelmässiger Verbindung (als Dienstboten, Taglöhner etc.) mit den Europäern standen, während die Zahl derjenigen, die nur zuweilen (meist als Bettler) in Berührung mit den Weissen kamen, 680 betrug. Die Gesammtzahl des Bezirks war demnach 1600. Auf eine weitere Entfernung von Adelaide, westlich bis 120, nördlich bis 160 und östlich bis 200 Meilen dürften zusammen 3000 Köpfe (Männer, Weiber und Kinder) anzunehmen seyn. Am dichtesten ist vielleicht die Bevölkerung längs dem Flusse *Murray*, aber auch hier soll sie nicht mehr als 3 oder 4 auf jede Längenmeile betragen. Ein Mittel, die Zahl der Eingebornen in und bei Adelaide zu bestimmen, war bisher die jährlich am Geburtstage der Königinn von England stattfindende Vertheilung von Lebensmitteln. Im Jahre 1840 fanden sich zu dieser Vertheilung 283 (Männer, Weiber und Kinder) ein; diese Zahl stieg mit

jedem Jahre und betrug 1844 schon 793. In *Murunde* (Murray-Bezirk) werden jeden Monat (Vollmond) eine gewisse Menge Mehl an jeden Eingebornen, der sich dazu einfindet, ausgetheilt; im Durchschnitt sind 1841 nur 52 Portionen, 1844 aber 171 nöthig gewesen. Bei einzelnen Vertheilungen haben sich auch an 500 Personen gemeldet. In Beziehung auf Geschlecht und Alter hat die Gesammtsumme bei 33 Vertheilungen betragen: 1266 Männer, 1330 Weiber, 930 Knaben, 551 Mädchen und 52 ganz kleine Kinder, im Ganzen 4129. — Man sieht aus diesen Angaben, dass die Zahl der Eingebornen im Verhältniss zur Grösse des Landes sehr gering ist. Auch ist sie in der Nähe der europäischen Niederlassungen überall im *Abnehmen*. Es scheint diess eine natürliche Folge der Berührung mit der weissen Rasse zu seyn, gewissermassen ein Naturereigniss, das überall auf dem Erdboden, wo die Weissen sich niederlassen, wahrgenommen wird, trotz den Bemühungen, welche man sich zur Ver besserung des physischen und moralischen Zustandes der Eingebornen giebt. Im ersten Jahre der Gründung der brittischen Niederlassung Neu-Südwales 1788, liess der damalige Gouverneur *Philipp* eine Volkszählung vornehmen, welche in *Port Jackson* allein 130 Eingeborne nachwies, woraus er die ganze Bevölkerung der Gegend zwischen Botany Bay und Broken Bay zu 1500 Seelen berechnete.

Gegenwärtig ist dort kein einziger von den ursprünglichen Stämmen mehr anzutreffen. Im Juli 1839 waren von einem Stamme im Innern, der 1836 164 Seelen zählte, nur noch 4 übrig.

Die christlichen *Missionen*, welche theils von den Missionsgesellschaften aus Eigenem, theils auf Kosten der Regierung errichtet worden sind, haben bis jetzt fast noch gar keine Früchte getragen. Mehre derselben sind wieder aufgegeben worden. Nirgends ist es gelungen, die Eingebornen zur Ablegung ihrer Gewohnheiten zu bewegen, sie dahin zu bringen, dass sie ihrem herumstreifenden Leben entsagen, sich auf die Dauer in festen Wohnplätzen niederlassen und Landbau treiben. Zahlreiche Jünglinge und Mädchen, die von Europäern in Dienst oder selbst an Kindes Statt angenommen worden und Monate, sogar Jahre lang unter ihnen gelebt hatten, sind plötzlich verschwunden und in die Wildniss zu den Ihrigen zurückgekehrt. Dass es den Eingebornen nicht an Bildungsfähigkeit mangelt, beweisen die *Schulen*, welche in Süd-Australien errichtet worden sind. Eine solche Schule, die 1839 in Adelaide gestiftet wurde und unter der Leitung eines Herrnhuter-Missionärs, *Klose*, aus Dresden, steht, zählte 1844 26 Kinder, welche nicht bloss Unterricht, sondern auch Verpflegung er-

halten. Bei einer Prüfung, am 16. Febr. dess. J., ergab sich, dass 14 Kinder vielsylbige (englische) 2 einsylbige Wörter fertig lesen konnten, 14 im Rechnen bis zur Addition, 3 zur Subtraction, 9 zur Multiplication und 2 zur Division gekommen waren. Auch konnten die meisten Kinder das Vater Unser und die Zehn Gebote hersagen, und waren mit verschiedenen biblischen Geschichten bekannt. Einige konnten auch Dictirtes nachschreiben. Selbst von der Erdbeschreibung hatten einige Schüler nothdürftige Kenntnisse; 14 Mädchen konnten nähen und stricken etc. Ein grosser Uebelstand ist, dass für solche aus den Schulen hervorgehenden Kinder später nicht gesorgt wird und dass, wenn sie wieder unter ihre Landsleute kommen, Alles, was sie gelernt haben, unnütz ist und wieder vergessen wird. Da die Missionäre selten der Sprache der Eingebornen vollkommen mächtig werden, so müssen sie den Unterricht in englischer Sprache ertheilen, die aber auch von den Kindern nur unvollkommen verstanden wird. Mehr verspricht ein neuer von der Regierung entworfener Plan, Kinder zur Erlernung von Handwerken anzuhalten, auf die Civilisation der Eingebornen zu wirken; doch schein damit, wenigstens bis 1844, noch kein Anfang gemacht worden zu seyn.

VI.

DAS GEBIET OREGON.

Nach Greenhow*).

Der vorige Jahrgang unsers Taschenbuches enthielt bereits, S. 229 u. ff., nach *Duflot de Mofras*, einen Artikel über das Gebiet Oregon. Bei der politischen Wichtigkeit, welche dieses Gebiet durch den darüber zwischen den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und England entstandenen und noch fortdauernden Streit erhalten hat, dürfte ein

*) *The History of Oregon and California, and the other Territories of the North-West Coast of North America.* etc. etc. etc. By *Robert Greenhow*, Translator and Librarian to the Department of State of the United States, etc. London, 1844. (Mit einer Karte.)

Nachtrag zu obigem Aufsatze aus der Feder eines *amerikanischen* Schriftstellers den Lesern des Taschenbuches nicht unwillkommen seyn.

Die politischen Gränzen des Oregon-Gebietes sind von den beiden Partheien, die auf seinen Besitz Anspruch machen, noch nicht übereinstimmend festgesetzt worden. In den Vereinigten Staaten versteht man unter Oregon den ganzen Theil Amerikas westlich von den Felsengebirgen (*Rocky Mountains*) von 42° bis 54° 40′ nördlicher Breite. Einige Geographen betrachten indessen nur denjenigen Theil, welcher vom *Columbia*-Strom, dessen ursprünglicher Name *Oregon* seyn soll, durchflossen wird, als das fragliche Gebiet, während die brittische Regierung stets auf einer noch engern Zusammenziehung der Gränzen bestanden hat.

Was das Gebiet des Columbia betrifft, so scheinen dessen natürliche Gränzen folgende zu seyn: in Osten die Felsengebirge, von 42° bis 53° Br.; in Süden die Schneeberge (*Snowy Mountains,*) welche sich in der Richtung des 42. Breitenkreises von den Felsengebirgen westlich bis zu der grossen Küstenkette des Stillen Meeres und von da weiter westlich, bis zum Meere selbst, erstrecken sollen; in Westen das Stille Meer von Cap Mendocino bis zum Cap Flattery, am Eingange der Fuca-

Strasse, unter 49° Br., und in Norden die Fuca-Strasse selbst vom Meere bis zu ihrem östlichen Ende, von wo ein Bergrücken nordöstlich zu den Felsengebirgen streicht und die Zuflüsse des Columbia von denen des Fraser *(Frasers River)* scheidet. Genauer lassen sich übrigens die Gränzen nicht bestimmen, da die Topographie des Innern, namentlich der Verlauf der grossen Gebirgsketten, nur unvollkommen bekannt ist. Das Gebiet innerhalb dieser Gränzen, welches fast nur vom Columbia und seinen Nebenflüssen bewässert wird, beträgt wenigstens 400000 (engl. = 18900 geogr. oder teutsche) Geviertmeilen.

Der Hauptarm des *Columbia*, welcher sich unter 46° 15′ Br. ins Meer ergiesst, wird mehr als 300 (engl.) Meilen weit oberhalb der Mündung durch die Vereinigung zweier Ströme gebildet, deren einer, der *Sahaptin* (auch *Schlangenfluss* und *Lewis River* genannt), von Südosten, der andere, den man als den Hauptfluss zu betrachten pflegt, von Nordosten kommt. Beide Ströme nehmen alle vom westlichen Abhange der Felsengebirge zwischen 42 und 54° Br. herabkommenden Gewässer auf.

Die nördlichsten Quellen des Hauptarmes liegen in den Felsengebirgen, etwa unter 53° Br. Einer von den Quellenflüssen, der *Kahnfluss (Canoe River)* entsteht in einer Felsenschlucht, welche die brittischen Pelzhändler den *Punschnapf (Punch Bowl)*

nennen, nur wenige Fuss weit von der westlichsten Quelle des *Athabasca*, eines Quellenflusses des in das Eismeer gehenden *Mackenzie-Stromes*. Diese Schlucht ist der Hauptpass für die Gebiete der brittischen Pelzhändler auf beiden Seiten der Felsengebirge, eine fruchtbare grossartige Landschaft, über welche sich die höchsten Gipfel des Gebirges, der *Mount Brown*, mit nicht weniger als 16000 Fuss, und der *Mount Hooker* mit mehr als 15000 Fuss Meereshöhe erheben.

An einer Stelle etwa unter 52° Br., das *Bootlager (Boat Encampment)* genannt, verbindet sich der *Canoe River* mit zwei andern Flüssen, von welchen der eine aus Norden, der andere, grösste, aus Süden kommt, und der dadurch entstehende Fluss, der Hauptarm *Columbia (Main Columbia)*, läuft nun fast genau in südlicher Richtung weiter durch ein tiefes Thal, mit einer Breite von durchschnittlich einer Meile, erweitert sich aber auch stellenweise zu breiten Seen. Unter 48° 12′ Br. empfängt er den *Flachbogen-Fluss (Flat Bow* oder auch *Mac Gillivray's River)*, einen ansehnlichen, ebenfalls aus den Felsengebirgen kommenden Fluss, und etwas weiter südwärts den *Flachkopf-Fluss (Flat-head*, auch *Clarke River)*, der an Wassermasse keinem der andern Zuflüsse nachstehen dürfte. Seine Quellen liegen in den Felsengebirgen, unter 44° Br., nicht weit von denen des Missuri und des

Lewis. Er fliesst erst nordwärts längs dem Fusse der grossen Kette, dann westwärts, bildet unter 48° Br. einen ansehnlichen See und fällt unweit davon über eine Felsenbank in den Columbia. Letzterer fliesst nach der Aufnahme des Clarke westlich, durchbricht einen Bergrücken, wo er die *Kesselfälle (Kettle Falls)* bildet, empfängt zwischen 48° und 49° den *Spokan* von Süden und den *Okinagan* von Norden, wendet sich hierauf abermals nach Süden und bleibt bei dieser Richtung bis zu seiner Vereinigung mit dem *Lewis*, unter 46° Br. Alle diese Flüsse sind im Allgemeinen für Boote schiffbar, doch wird die Fahrt an mehren Stellen durch Katarakte und Stromschnellen unterbrochen.

Die äussersten Quellen des *Lewis* liegen ebenfalls in den Felsengebirgen, in den s. g. *Höhlen* oder *Gruben (Holes)*, etwa unter 42° Br., unweit von den Quellen des *Gelbstein-Flusses (Yellow Stone)*, des *Platte* und des *Colorado* von Californien. Die vornehmsten Quellenflüsse sind der *Heinrichs-Fluss (Henry's River)*, der östlichste, und der *Portneuf*, welcher aus der Gegend des Salzsees Utah herbeifliesst. Nach der Vereinigung beider Flüsse geht der Lewis zuerst nach Westen und dann nach Nordwesten, und nimmt auf diesem Wege links die Flüsse *Malade*, *Boisé*, *Salmon* und *Kuskuski*, rechts den *Malheur*, und den *Powder River* auf, bis er unter 46° Br., nach einem Laufe von

1000 (?) Meilen den Hauptarm des Columbia erreicht. Wie die nördlichen Zuflüsse des Columbia, fliessen auch die des Lewis durch tief eingeschnittene Gebirgsthäler, meist vulkanischen Ursprungs, und sind voll Katarakten und Stromschnellen, die sie unbeschiffbar machen; doch bietet das Land in der Nähe des Lewis im Ganzen Pässe für Wagen aus den Felsengebirgen bis zur Vereinigung mit dem Columbia dar.

Die Breite des Columbia, in geringer Entfernung abwärts von diesem Vereinigungspunkte, ist $^3/_4$ Meile. Er fliesst dann, immer schmäler werdend, westwärts, bis zu seinen Fällen in der Bergkette, welche längs der Seeküste hinläuft, und empfängt auf diesem Wege noch, sämmtlich von Süden her, den *Wallawalla*, *Umatalla*, *John Day's River* und den sehr bedeutenden *Falls River*. Dieser Theil des Columbia ist zwar für Boote schiffbar, aber der vielfachen Krümmungen und der zahlreichen Stromschnellen und Strudel wegen, sehr gefahrvoll. Man unterscheidet in der erwähnten Bergkette drei Reihen von Katarakten: *Die Fälle (the Falls)*, über wagrechte Felsenschichten, zwischen senkrechten Basaltwänden, *die Platten (the dalles)*, grosse Stromschnellen, wo sich das Wasser über flache Felsschichten beschleunigt hinabbewegt, und 30 Meilen weiter abwärts die *Cascaden (the Cascades)*, eine Reihe von Fällen, die sich auf eine halbe Meile

weit ertrenken. Bis zur letzten Cascade reicht die Ebbe und Fluth. Bei sehr hohem Wasserstande sollen jedoch einzelne Boote auch über alle diese Katarakte, obwohl mit grosser Gefahr, stromabwärts gelangt seyn. Es scheint nicht, dass diese natürlichen Hindernisse der Schifffahrt jemals durch die Kunst zu beseitigen seyn werden.

Die Cascaden befinden sich etwa 125 Meilen aufwärts von der Mündung des Columbia; in ihrer Nähe ergiesst sich in denselben noch auf der rechten Seite der *Clakamis* und ein wenig weiter abwärts der *Willamett* oder *Multonomah*, letzterer durch zwei Mündungen, welche die *Wappatu-Insel* einschliessen. Noch einige Meilen weiter unten kommt von Norden her der *Cowelitz-River*, nach dessen Aufnahme der Columbia allmählich an Breite zunimmt, die bis 10 Meilen aufwärts vom Meere 5 bis 6 Meilen erreicht, wo der Fluss an der nördlichen Seite die dem ersten Schiffe, das ihn befuhr, zu Ehren so genannte *Gray's Bay* bildet. Endlich erreicht der Strom, unter 46° 19′ Br. und 124° westl. L. (von Greenwich oder 47° von Washington) das Meer, zwischen zwei 7 Meilen von einander entfernten Punkten, dem *Cap Adams* in Süden und dem *Cap Disappointment* in Norden.

Die Mündung des Columbia ist, an der ganzen Küste, zwischen der San Francisco-Bay und der Fuca-Strasse, der einzige Hafen für Seeschiffe und

überdiess den grössten Theil des Jahres, wegen der Veränderlichkeit des Fahrwassers und der gewaltigen Brandung, gefährlich sowohl für das Einals das Auslaufen der Schiffe. Am gefahrvollsten jedoch ist das ganze Jahr hindurch die steile und felsige, mit Riffen eingefasste, Küste südlich vom Columbia. Fahrzeuge, die nicht über acht Fuss tief gehen, finden einen Hafen in der Mündung des *Umqua*, eines kleinen Stromes, der unter 42° 51′ nördlich von dem merkwürdigen *Cap Orford*, wahrscheinlich dem *Cap Blanco* der ältern spanischen Seefahrer, ins Meer fällt. Für noch kleinere Schiffe giebt es auch einige andere Ankerplätze, namentlich *Port Trinidad*, unter 41° 3′; doch findet sich nirgends an der ganzen Küste Schutz gegen Stürme und Wellen. Zwischen dem Columbia und der Fuca-Strasse giebt es nur einen einzigen sichern Zufluchtsort für Seeschiffe, den *Gimpelhafen* (*Bullfinch's Harbour*), auch *Gray's Harbour* und auf englischen Karten *Whidbey's Bay* genannt, unter 47° Br.; er ist zwar geräumig aber seicht, und die Einfahrt ist durch Sandbänke für Schiffe von mehr als 8 oder 10 Fuss Tiefgang ganz unmöglich gemacht.

Die *Fuca-Strasse* ist ein Meeresarm, welcher die grosse Insel *Quadra-Vancouver* vom Festlande trennt, und in früherer Zeit für eine Verbindung des Stillen mit dem Atlantischen Meere gehalten

wurde. Diese Strasse erstreckt sich zwischen 48 und 49° Br. östlich vom Meere an 100 Meilen weit und wechselt mit einer Breite von 10 bis 30 Meilen, läuft dann 300 Meilen weit nordwestlich, vergrössert sich zu einer langen Bay, zieht sich dann zwischen mehren kleinen Inseln zu schmalen und schwierigen Durchfahrten zusammen und vereinigt sich unter 51° Br. wieder mit dem Meere. An ihrem südöstlichen Ende zieht sich eine grosse Bay, die *Admiralitäts-Einfahrt* (*Admiralty Inlet*) in südlicher Richtung mehr als 100 Meilen tief ins Festland hinein und theilt sich in mehre Arme, worunter der *Hood's Canal*, der westlichste, und *Pugets-Sund*, bis 47° Br., der südlichste, die bemerkenswerthesten sind. Da diese Einfahrt viele treffliche Häfen darbietet und das anliegende Land gesund und fruchtbar ist, so darf man hoffen, dass dieser Theil Amerikas mit der Zeit sowohl in Hinsicht des Ackerbaues als des Handels grosse Wichtigkeit erlangen wird. Unter den vielen andern Häfen an der Fuca-Strasse sind die wichtigsten *Port Discovery*, unweit vom Eingang der Admiralitäts-Einfahrt, den Vancouver unter die besten am Stillen Meere rechnet, und *Poverty Cove*, von den Spaniern *Port Nuñez Gaona* genannt, wenige Meilen vom *Cap Flattery*. Letzteres wurde von Cook so genannt, und Vancouver gab ihm später den Namen *Cap Classet*. Es ist ein ansehnliches

Vorgebirge, unter 48° 27' Br., in der Nähe einer Felsklippe, *Tatutsche's-Insel* (*Tatooche's Island*), welche mit dem Cap durch eine theilweise von Wasser bedeckte Felsenbank zusammenhangt. Von dem sandigen Strande zwischen diesem Cap und der Admiralitäts-Einfahrt steigt das Land allmählich zu einer Bergkette an, welche sich südwärts längs dem Meere bis in die Nähe des Columbia ausdehnt und deren höchster Gipfel 1788 den Namen *Olymp* (*Mount Olympus*) erhalten hat.

Die mehrerwähnte grosse Bergkette, welche sich längs der westlichen Küste des Continents erstreckt, läuft durch das Gebiet Oregon, im Ganzen 80 oder 100 Meilen weit von der Küste, nördlich bis 49° Br., wo das östliche Ende der Fuca-Strasse ihren Fuss bespült. Von hier an dehnt sich ein Ast nordöstlich bis zu den Felsengebirgen aus und bildet die Wasserscheide zwischen dem Columbia und dem Fraser; ein anderer Ast begränzt in nordwestlicher Richtung die Seeküste. Auch die Inseln des *Nordwestlichen Archipels* (*North-west Archipelago*), welche das Festland von 49° bis 58° einfassen, können als ein untermeerischer Ausläufer betrachtet werden.

Der zum Oregon-Gebiet gehörige Theil dieser ganzen grossen Gebirgskette hat verschiedene Namen erhalten, von welcher aber keiner bis jetzt allgemein angenommen worden ist. Diese Namen

sind: das *Californische Gebirge*; das *Clamet-Gebirge*, nach einem an der westlichen Seite des Landes wohnenden Indier-Stamme; das *Cascaden-Gebirge*, von den Wasserfällen, die hier den Lauf des Columbia unterbrechen. Endlich hat auch ein patriotischer Bewohner der Vereinigten Staaten den Namen *Präsidenten-Reihe* (*President's Range*) vorgeschlagen und die höchsten Gipfel nach den obersten Staatsbeamten der Unions-Regierung benannt. Einer von diesen Piks, unter 44° Br., erhielt von den Reisenden Lewis und Clarke, den ersten Weissen, welche ihn 1805 erblickten, den Namen *Jefferson* (*Mount Jefferson*), welchen die brittischen Pelzhändler mit *Vancouver* (*Mount V.*) vertauscht haben. Die übrigen Hauptgipfel sind: der *Baker* (*Mount B.*), unter 49°, der *Rainier* (*M. R.*), unter 47°, der *St. Helena-Berg* (*M. St. Helens*), der höchste Gipfel der ganzen Kette, wenigstens 15000 Fuss messend; er liegt genau östlich von der Columbia-Mündung; auch ist der Name *Washington* (*Mount W.*) für ihn in Vorschlag gebracht worden; der *Maclaughlin* und der *Macleod*, von den Pelzhändlern der Hudsonsbay-Compagnie zu Ehren zweier Factoren derselben so genannt; der *Hood*, unter 45° Br.; der *Shasty*, unter 43°, und der *Jackson*, von den brittischen Pelzhändlern auch *Pitt* genannt, unter 41° 40′ Br. — Einige von diesen Berggipfeln, vorzüglich der *St. Helena*, sind

weit vom Meere aus sichtbar; Letzterer dient den Seefahrern, die in den Columbia einlaufen wollen, als Landmarke.

Das Land zwischen der Seeküste und dieser westlichsten Gebirgskette besteht aus niedrigern Bergreihen, welche durch schmale Thäler getrennt werden und meistens mit der Hauptkette und der Küste parallel laufen. Das Klima dieser Region gleicht dem von Californien. Der Sommer ist warm und trocken; selten regnet es zwischen April und November, wohl aber sehr anhaltend und heftig in den übrigen Monaten. Eben so selten fällt Schnee in den Thälern, welche manches Jahr den ganzen Winter hindurch von Frost verschont bleiben. Der Boden ist in einigen Thälern von trefflicher Beschaffenheit für den Anbau von Waizen, Roggen, Haber, Erbsen und Kartoffeln. Ein Acker (*Acre*, etwa $^3/_4$ östr. Joch) liefert zuweilen an 15 Bushels (9 östr. Metzen) Waizen. Mais aber, welcher Hitze und Feuchtigkeit verlangt, gedeiht weder hier noch anderwärts in Oregon. Im Allgemeinen kann bei den Eigenthümlichkeiten des Klimas das Land nicht als ausgezeichnet fruchtbar betrachtet werden, es würde denn künstliche Bewässerung angewendet, die aber nur an wenigen Stellen ausführbar ist. Die Wälder enthalten einen Ueberfluss an Eicheln, und begünstigen dadurch die Vermehrung der Wildschweine. Auch das Hornvieh nimmt an

Menge zu, um so mehr, da es im Winter im Freien ausdauern kann. Die Berge sind mit Stammholz, zum Theil von ungewöhnlicher Höhe und Dicke, bewachsen. Eine Tanne bei Astoria hatte 10 Fuss über dem Boden 46 Fuss Umfang, bis zum Anfang der Krone 153 Fuss Höhe und im Ganzen eine Höhe von 300 Fuss. An den Ufern des Umqua fand man einen andern Baum dieser Art von 57 Fuss Umfang und 216 Fuss Höhe bis zu den ersten Aesten. »Kerngesunde Fichten« — sagt *Cox* — »von 200 bis 280 Fuss Höhe und 20 bis 40 Fuss Umfang sind überhaupt gar nichts Seltenes.« Der Boden, auf dem diese Riesenbäume wachsen, ist allerdings vortrefflich, aber die Arbeit, ihn zu lichten und ackerbar zu machen, würde so gross seyn, das sich, solange noch anderer kulturfähiger Boden vorhanden ist, Niemand zu einem solchen Unternehmen entschliessen dürfte.

Die Oberfläche der westlichsten Region von Oregon übersteigt nicht 40000 (engl. = 1900 geogr.) Gev. Meilen, und auch von diesen ist nur ein kleiner Theil, etwa $^1/_8$ oder $^1/_{10}$, zum Landbau geeignet. Die besten Gründe sollen längs der Admiralitäts-Einfahrt, so wie an den Flüssen Cowelitz, Willamet und Umqua, zu finden seyn. An allen diesen Punkten, so wie an ein paar Stellen am Hauptarme des Columbia, sind von einselnen Amerikanern und von der Hudsonsbay-Gesellschaft Nie-

derlassungen gegründet worden, worunter die am Willamet das beste Gedeihen versprechen sollen. Sie sind jedoch an sich selbst von zu geringem Umfang, und bestehen erst seit wenig Jahren; auch sind die Nachrichten darüber so ungenau und von einander abweichend, dass man ein bestimmtes Urtheil darüber noch nicht aussprechen kann. Ueberhaupt sind in Betreff der Bodenbeschaffenheit des Oregon-Gebietes bis jetzt zum Theil sehr falsche Berichte, und zwar nicht bloss über die Fruchtbarkeit, sondern auch über den Flächeninhalt des kulturfähigen Landes, verbreitet worden. So hat man z. B. behauptet, das Thal des *Willamet* allein enthalte nicht weniger als 60000 Gev. Meilen des schönsten Bodens, während doch dieses ganze Thal nur ein unbeträchtlicher Theil der westlichsten Region des Oregon-Gebietes ist, dessen gesammter Flächeninhalt gewiss nicht über 40000 beträgt. (Die Fuca-Strasse, welche diese Region in Norden begränzt, hat hier $48\frac{1}{2}^{\circ}$ Br.; nimmt man 42° als die südliche Gränze der Region an, so erhält man eine Länge derselben von $6\frac{1}{2}^{\circ}$ oder nicht ganz 450 engl. Meilen. Die geometrische Breite, d. h. die Ausdehnung vom Meere bis zur grossen Gebirgskette, welche die Ostgränze bildet, übersteigt nicht 80 Meilen. Multiplicirt man diese beiden Zahlen, so erhält man 36000 Gev. Meilen, oder noch 4000 weniger als die obige Annahme.)

Das Land hinter der westlichsten oder Meeres-Bergkette, bis etwa 200 Meilen nach Osten, enthält mehre vergleichungsweise ebene Strecken und auch einige Thäler, welche breiter sind als die westlich von derselben Kette gelegenen. Der Boden ist jedoch weniger fruchtbar und das Klima dem Ackerbau weniger günstig als dort. Die breitesten Thäler dieser Region sind die, welche von den, zwischen der Seekette und den die westliche Begränzung des Lewis River bildenden Blauen Bergen dem Columbia zufliessenden Gewässern durchströmt werden. Die Ebenen (die s. g. *plains*) sind eigentlich nur wellenförmige Landstrecken und befinden sich zu beiden Seiten des nördlichen Armes, zwischen 46° und 49° Br. Sie bestehen grösstentheils aus gelbem, mit Gras, Gesträuch und Stachelbirnen bedeckten Sandthon. In den Thälern weiter südlich ist der Boden etwas besser und enthält weniger Sand, aber viel gute Dammerde. Auch findet man hier einige, obwohl wenig nutzbare, Bäume. Das Klima dieser ganzen Region ist trockner als das Land näher am Meere; die Tage sind warm, die Nächte kalt, aber die Trockenheit der Luft verhindert, dass der schnelle Temperatur-Wechsel der Gesundheit nachtheilig werde. Ueberhaupt soll dieser ganze Landstrich ausserordentlich gesund seyn. Die nasse Jahreszeit dauert, wie in der Nähe des Meeres, vom Oktober bis in den April; aber der Regen ist weder

häufig noch stark. In den übrigen Monaten regnet es sehr selten. Auch Schnee fällt wenig in den südlichen Thälern, mehr allerdings weiter in Norden, bleibt aber auch hier nur auf den höhern Bergen längere Zeit liegen.

Es ergiebt sich aus diesen klimatischen und Bodenverhältnissen, dass diese Region des Oregon-Gebietes wenig Aussicht für den *Ackerbau* darbietet. Dagegen sind die Ebenen und die Thäler trefflich zur *Viehzucht* geeignet, indem es hier das ganze Jahr hindurch theils frisches, theils trockenes Gras giebt. Auch der Mangel an Waldung muss der Gründung von Niederlassungen sehr hinderlich seyn, da das Stammholz nur aus grosser Entfernung, entweder aus den Flussthälern des nördlichen Columbia-Armes, oder aus der Meeres-Region, mit welcher aber die Verbindung höchst schwierig ist, herbeigeschafft werden kann.

Das Land weiter östlich, zwischen den Blauen Bergen und den Felsengebirgen, einige wenige kleine Stellen ausgenommen, ist für alle Ansiedler, die von Ackerbau leben wollen, schlechterdings ungeeignet. Es besteht in dürren und kahlen Felsketten, durch tiefe Schluchten von einander getrennt, durch welche nur im Frühling die zur Zeit der Schneeschmelze entstandenen Gewässer fliessen. In den tiefern Gründen regnet es selten oder gar nicht. Nördlich von 49° Br. ist das Klima weniger

trocken und am Fusse der Gebirge giebt es reichliche Waldung, aber die Temperatur ist in den meisten Lagen für Getraide und Gartengewächse zu kalt. Am besten zum Ackerbau geeignet dürften die Gegenden am *Clarke-River* geeignet seyn, vorzüglich die am *Flachkopf-See (Flat-head Lake)*, wo die Berge gut mit Waldung bestanden sind und an ihrem Fusse hinlänglich fruchtbaren Boden haben. Längs dem Lewis und einigen seiner Nebenflüsse sind zwar üppige, der Viehzucht günstige Wiesengründe, aber alle Versuche, Küchengewächse hier zu ziehen, sind fehlgeschlagen, hauptsächlich, heisst es, wegen des grossen Temperatur-Unterschiedes zwischen den Tagen und Nächten, besonders im Sommer, wo diese Unterschiede meistens 30° Fahr. (13° Réaum.) betragen, oft auch 50° (22°) übersteigen. So stand z. B. in *Fort Hall*, am Lewis, unter 43° Br., an einem Augusttage *Morgens* das (Fahrenheitsche) Thermometer auf dem Gefrierpunkte (oder $14^{2}/_{9}$ *unter Null* Réaum.) und *Mittags* stieg es bis 92° ($26^{2}/_{3}$° *über Null* R.), eine Differenz von 41° R.!

Das Land nördlich von 49° Br. und nordwestlich vom Stromgebiet das Columbia, ist von den brittischen Pelzhändlern, die zuerst, 1806, jenseits 56° Br., Handelsposten errichteten, *Neu-Caledonien (New Caledonia)* genannt worden. Es ist ein unfruchtbares Land, voll Schneegebirge, vielfach gekrümmter Flüsse und Seen, die zwei Drittel des

Jahres mit Eis bedeckt sind. Selten findet sich ein Fleckchen Erde, wo für civilisirte Einwanderer etwas Getraide und Küchengewächse gezogen werden könnten. Doch liefern die Gewässer eine Menge Fische, welche nebst mancherlei Beerengewächsen das Hauptnahrungsmittel der Eingebornen ausmachen. Die grössten Seen sind der *Babine*, der durch den *Simpsons-Fluss (Simpson's River)* ins Meer abfliesst, dann der *Stuarts-*, *Quesnel's-* und *Frasers-See*, die durch Abflüsse mit dem in die Fuca-Strasse gehenden, langen, aber seichten, *Frasers-Flusse* in Verbindung stehen.

Zwischen der sehr eingeschnittenen Küste von Neu-Caledonien und dem offenen Meere liegen die Inseln des *Nordwestlichen Archipels (North-West Archipelago)*. Sie erstrecken sich in einer Einbiegung des Continents von 48° bis 58° Br. in nordwestlicher Richtung auf eine Länge von 700 Meilen, mit einer Breite von 80 bis 100 Meilen. Ihre Zahl geht in die Tausende, doch sind es, etwa 9 oder 10 ausgenommen, nur kleine Eilande und grösstentheils nackte Felsklippen. Im Ganzen mag ihre Oberfläche 50000 engl. (2400 geogr.) Geviertmeilen betragen. Die grössten Inseln werden der Länge nach von Bergrücken durchzogen, und der ganze Archipel kann als eine submarine Fortsetzung der westlichsten Gebirgskette des Festlands betrachtet werden, welche die Gebirge des Oregon-Gebietes

mit der weiter nordwestlich streichenden Kette verbindet, deren höchste Gipfel der *Schönwetter-Berg* (*Mount Fairweather*) und der *St. Elias-Berg* sind. Das Innere der Inseln kennt man nicht; wahrscheinlich ist der Boden felsig und wenig fruchtbar. Die Küsten haben, wie die des benachbarten Festlandes, zahlreiche Buchten und die schmalen Meeresarme bilden ein Labyrinth von Durchfahrten, welche erst 1785 bis 1795 von Seefahrern verschiedener Nationen aufgenommen worden sind, weil man hier einen Weg aus dem *Stillen Meere* nach der *Hudsons-* oder *Baffins-Bay* zu finden hoffte. Man hatte nämlich bis damals den ganzen Archipel als mit dem Festlande zusammenhangend betrachtet. Der Engländer *Vancouver*, der letzte und gründlichste Durchforscher desselben, gab den vornehmsten Inseln, Vorgebirgen, Bayen und Meerengen eigne Namen, unter denen sie noch jetzt auf den Karten erscheinen, obwohl eine Menge derselben schon längst ausser Gebrauch gekommen sind.

Durch den russisch-englischen Vertrag vom 28. Febr. 1825 ist bekanntlich der Breitenkreis von 54° 40′ als die südliche Gränze des Russischen Amerika festgesetzt worden. Da dieser Breitenkreis den *Nordwest-Archipel* in zwei fast gleiche Hälften theilt, so kann man die südliche als zum *Oregon-Gebiete* gehörig betrachten. Sie umfasst drei *Inselgruppen*.

Die südlichste Gruppe, zwischen 49° und 51°, umfasst die grosse Insel *Quadra und Vancouver (Qu. and V. Island)* nebst einer Anzahl kleinerer Inseln, und wird in Süden und Osten durch die Fuca-Strasse vom Oregon-Gebiet getrennt. Die Quadra-Vancouver-Insel ist die grösste Insel an der Westseite Amerika's; sie hat eine Länge von 250 Meilen und eine mittlere Breite von 45 M., so dass man ihre Oberfläche zu 10000 engl. (480 geogr.) Geviertmeilen annehmen kann. An der westlichen Seite hat sie mehre grosse Einbuchten, namentlich den *Nutka-Sund*, unter 49° Br., welcher um 1789 zuerst eine Wichtigkeit für die Pelzhandels-Schiffe erlangte und den Grund zu den später zwischen den europäischen Regierungen und Amerika entstandenen Streitigkeiten um den Besitz der Nordwestküste legte.

Die *Königin-Charlotten-Insel (Queen Charlotte's Island)*, auch *Washingtons-Insel* genannt, bildet den Mittelpunkt einer zweiten Gruppe zwischen 51° und 53° Br., welche beträchtlich weiter als die übrigen vom Festlande entfernt ist. Die Charlotten-Insel hat die Gestalt eines Dreiecks und einen geringern Flächeninhalt als die Quadra-Vancouver-Insel, obwohl sie diese an Länge übertrifft. Das nördlichste Ende heisst jetzt das *Nordcap (Cape North)*, das nordöstliche die *Sandspitze (Sandy Point)*, das südliche das *Jakobs-Cap (Cape*

St. James). Diese Insel hat eine Anzahl guter Häfen, namentlich an der Nordseite den *Hancock's River*, an der nordöstlichen Seite den *Crafts Sound*, an der Ostseite *Skitikis*, *Cummashava*, *Ucah* und *Sturges*, an der Westküste *Magee's Sound* und *Ingraham*. Das Land um diese Häfen wird als fruchtbar und das Klima als sehr mild beschrieben.

Die *Kronprinzessinn-Inseln (Princess Royal Islands)*, auch *Burke's-* und *Pitts-Inseln* genannt, bilden die dritte Abtheilung des nordwestlichen Archipels. Sie liegen östlich von der K. Charlotten-Insel, zwischen 51° und 54° Br., nahe beisammen und dicht an der Küste des Festlandes, sind aber sämmtlich von geringer Grösse.

Mit Ausnahme der *Douglas-Insel*, der nördlichsten der dritten Gruppe, wo die Hudsonsbay-Compagnie einen Handelsposten hat, ist kein Theil des Nordwest-Archipels von irgend einer civilisirten Nation besetzt worden.

Die *Ureinwohner* des Oregon-Gebietes sind Wilde, die zu keiner Zeit eine Rolle in der Geschichte des Landes gespielt haben und wahrscheinlich auch nie einen Einfluss auf dessen Geschick ausüben werden. Die verschiedenen Stämme unterscheiden sich von einander nur so weit, als es die Naturbeschaffenheit ihrer Wohnplätze mit sich bringt. Die Stämme der Seeküste, welche auf den Walfischfang ausgehen, sind kühner und wilder

als die Bewohner des mittlern Landes, welche von der ruhigern Flussfischerei und von Wurzelgewächsen leben. Einige Stämme haben die Gewohnheit, die Köpfe der neugebornen Kinder durch Bänder und Holzstückchen so zusammen zu pressen, dass sie eine ganz andere Form bekommen. Sie haben daher von den ersten Entdeckern des Landes den Namen *Flach-* oder *Plattkopf-Indier* (*Flathead-Indians*) erhalten. Dieser Gebrauch scheint jedoch hauptsächlich bei den Stämmen am untern Laufe des Columbia, weniger bei denen an den nördlichen Zuflüssen des Stromes zu herrschen; indessen werden gegenwärtig vorzugsweise die Stämme der letztern Gegenden mit jenem Namen belegt.

Die vornehmsten Stämme im Stromgebiet des Columbia sind — oder waren vielmehr, denn einige sind jetzt ganz ausgestorben — die *Clatsops* und *Tschinuks* (*Chenooks*), zu beiden Seiten des untern Laufes des grossen Flusses; die *Killamucks*, am Umqua; die *Classets*, an der Fuca-Strasse; die *Enishurs*, in den Pässen um die Wasserfälle; die *Chopunish* oder *Durchbohrten Nasen* (*Nez-percés*), am Wallawalla; die *Kutanies*, am Clarke-Flusse; und die *Shoshones* oder *Schlangen-Indier* (*Snakes*) am Lewis-Flusse. In dem Theile des Oregon-Gebietes nordwestlich vom Columbia hausen die *Chilcotins* und die *Talcotins*, zwei Stämme, die sich tödtlich hassen und in ewiger Fehde mit einander leben.

Die *Schwarzfüsse* (*Blackfeet*), welche von den Reisenden im mittlern Theile des Gebiets so gefürchtet werden, gehören eigentlich zu dem Lande *östlich* von den Felsengebirgen, am Gelbsteinflusse (*Yellow-Stone*) und Missuri, machen aber jährlich Einfälle in die Wohnsitze der *Shoshone's* und *Chopunish*, denen sie ihre Pferde rauben. Alle eingebornen Stämme und sonstigen Bewohner des Oregon-Gebietes dürften zusammen nicht über 20000 Köpfe stark seyn.

Unter diesen Völkern sind *christliche Missionäre* verschiedener Bekenntnisse thätig gewesen, aber, wie aus allen Berichten hervorgeht, mit wenig Erfolg. Den *Katholiken* ist es gelungen, ganze Stämme wenigstens zu taufen. Die *Methodisten* und *Presbyterianer* sind eifrig bemüht, die Wilden mit den einfachsten und nützlichsten Gewerben bekannt zu machen, und haben es dahin gebracht, dass einzelne Eingeborne regelmässigen Ackerbau treiben; aber die Unfruchtbarkeit des Bodens vereitelt im Allgemeinen ihre Bemühungen. Aussendem suchen die Presbyterianer auch Religionskenntnisse zu verbreiten, und zwar mittelst der eignen Sprache der Eingebornen, in welche die Bibel etc. übersetzt und sogar im Lande gedruckt worden ist.

Die Eingebornen des *Nordwestlichen Archipels* schildert man allgemein als äusserst verwegen und wild, schreibt ihnen aber einen hohen Grad von

Selbstbeherrschung zu, mittelst deren sie ihre feindseligen Pläne bis zum geeigneten Zeitpunkte schlau zu verbergen wissen. Die Geschichte des Pelzhandels im nördlichen Theile des Stillen Meeres liefert unzählbare Beispiele von ihrer Verrätherei und Grausamkeit gegen Fremde, die ihre Küsten besucht haben. Auch fehlt es nicht an Gründen zu dem Verdacht, dass sie Menschenfresser seien, obwohl sie sich dabei nur auf die Leichname ihrer Kriegsgefangenen zu beschränken scheinen.

Die *civilisirten* Einwohner des Oregon-Gebiets sind theils Bürger der *Vereinigten Staaten*, theils Beamte und Diener der *Hudsonsbay-Gesellschaft*. Letztere ist bekanntlich *), mit Ausschliessung anderer brittischen Unterthanen, im thatsächlichen Besitz des ganzen von der brittischen Regierung in Anspruch genommenen Gebietes westlich von den Felsengebirgen, und übt kraft einer Parlaments-Akte über die hier lebenden und ansässigen Engländer die Gerichtsbarkeit aus, während die Bürger der Vereinigten Staaten bis jetzt noch ganz unabhängig sind. Die Niederlassungen der Hudsonsbay-Gesellschaft waren von jeher und bis in neuere Zeit Faktoreien und Niederlagen für den Pelzhandel; seit einigen Jahren aber sind auch

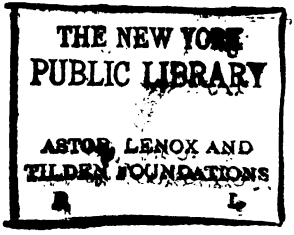
*) S. den vorigen Jahrgang dieses Taschenbuches, S. 246 u. ff.; aber auch zu vergleichen S. 261.

mehre Ackerbau-Ansiedlungen und Sägmühlen errichtet und grosse Quantitäten von Stammholz und Brettern sind für Rechnung der Gesellschaft nach den Sandwichs-Inseln und Mexico ausgeführt worden. Die Amerikaner treiben bloss Landbau, obwohl bis jetzt noch in geringer Ausdehnung. In den Jahren 1842 und 1843 sind aus den Vereinigten Staaten mehr als tausend neue Einwanderer gekommen, über deren Ansiedlungen und Schicksale aber man noch keine zuverlässigen Nachrichten hat.

Die Niederlassungen der Hudsonsbay-Gesellschaft heissen *Forts* und sind für die Verhältnisse der dortigen Gegenden hinlänglich befestigt. Die Gründung des *Forts Astoria*, an der Mündung des Columbia, ist von *Washington Irving* in einem eigenen Werke beschrieben worden. Es ist seit mehren Jahren verfallen und die so genannte »Stadt Astoria« besteht jetzt bloss aus dem kleinen Hause und der Maierei des amerikanischen Missionärs *Frost*, nebst der Wohnung eines Agenten der Hudsonsbay-Gesellschaft und einigen von Indiern bewohnten Hütten. Als im Jahre 1841 die amerikanische Weltumsegelungs-Expedition, unter dem Capitän *Wilkes*, sich eine Zeitlang hier aufhielt, hatte der Platz noch ein leidlich civilisirtes Ansehen. Es war ein Markt für alle Erzeugnisse des umliegenden Gebietes eröffnet. Zahlreiche Gesellschaften von Indiern brachten Lachs, Enten, Wild-

Rybitzka sc.

ASTORIA.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

pret etc. zum Verkauf oder suchten Beschäftigung bei der Expedition, indem sie sich zu Führern auf der Jagd, zum Wasserbringen, als Ruderer und Bootführer etc. antrugen *). Ausser den Forts bestehen im Oregon-Gebiet auch s. g. *Stationen*. Die Anzahl der Forts westlich von den Felsengebirgen war nach den letzten Berichten 22, worunter mehre längs der Meeresküste liegen. Die von den im Dienste der Compagnie stehenden Jägern (*Hunters*) und Fallenstellern (*Trappers*) erbeuteten, oder auch von den Indiern eingehandelten Pelze und Felle werden zu gewissen Zeiten an eine der grossen Niederlagen, theils am Atlantischen, theils am Stillen Meere, abgeliefert, und von dort auf den Schiffen der Compagnie nach *London* geschafft **).

Die Zahl der *amerikanischen* Ansiedlungen im Oregon-Gebiet war bis zum Anfang des Jahres 1843 noch klein. Es waren eigentlich nur Missions-Stationen. Die vornehmsten befanden sich im Thale des *Willamet* und enthielten etwa 100

*) *Narrative of the United States Exploring Expedition*, during the Years 1838, 39, 40, 41, 42. By *Charles Wilkes*, U. S. N. (5 Bände und ein Atlas). Vol. V. Philadelphia, 1845. S. 115.

**) Umständlicher beschreibt *Duflot de Mofras* die Verhältnisse der Hudsonsbay-Gesellschaft. Siehe den vorigen Jahrgang, S. 249 u. ff.

Amerikaner; eine andere Station liegt südlich am Columbia, unweit von den Cascaden; noch andere am Wallawalla und beim Fort Colville. Die Gesammtzahl aller amerikanischen Ansiedler mochte damals nicht über 200 seyn. Sie befanden sich allem Anscheine nach in gedeihlichen Umständen, aber wohl mehr in Folge ihrer Betriebsamkeit und Sittlichkeit als der geringen Vortheile, welche das Land an sich darbietet. Die amerikanischen Jäger und Fallensteller treiben ihr Geschäft meistens in *Californien*, um die Quellenflüsse des *Rio Colorado*, und in der Umgebung des Salzsees *Utah*. Jährlich im Sommer versammeln sie sich an gewissen Stellen in der Nähe des *Südlichen Passes (Southern Pass)*, wo sie ihre Ausbeute gegen Geld und Waaren an die Pelzhändler vom Missuri austauschen.

VII.

DIE KARAWANEN DER ARABER IN AFRIKA.

Nach Carette*).

Im Tell, in der Sahara und in der Wüste reisen die Araber am gewöhnlichsten, indem sie sich zu einer *Gafla* oder einer *Karawane* vereinigen. Wenn diess auch nicht die schnellste Art fortzukommen ist, so ist sie doch die sicherste und wohlfeilste, denn sie gewährt Schutzwache und einen Führer. In jeder etwas bedeutenden Stadt giebt es *Fonduks* oder *Karawanserais* für der-

*) *Lacroix: Annuaire des Voyages et de la Géographie*, pour l'année 1845. etc. Paris, 1845, S. 104 u. ff.

gleichen Karawanen nach den vornehmsten Plätzen, mit welchen Handlungsverbindungen Statt finden. Diese Fonduks sind zugleich Herbergen, Waarenniederlagen und Sammelplätze sowohl für die abgehenden als die ankommenden Karawanen. Nach den wichtigern Städten gehen regelmässige Karawanen zu bestimmten Zeiten ab. Ausserdem wird der Abgang nach dieser oder jener Stadt durch den Vorsteher der Maulthier- oder Kameeltreiber festgesetzt, und man braucht zu dem Ende nur in das Fonduk zu gehen, um alles Nöthige zu erfahren.

Die Maulthier- und Kameeltreiber bilden den Kern der Karawane und regeln den Marsch. Letzterer ist sehr verschieden, denn er hangt theils von der Beschaffenheit und Sicherheit der Strasse, theils von der Grösse der Belastung ab. Die gewöhnliche Tagreise ist 8 bis 9 Lieues, dehnt sich aber auch in wasserarmen oder durch Räuber unsicher gemachten Gegenden auf 15 Lieues aus.

Die Reisenden einer Karawane sind keiner Art von Disciplin unterworfen. Sie sind zwar gegenseitig verpflichtet, einander in Gefahren beizustehen, aber jeder Einzelne handelt im Augenblicke eines feindlichen Angriffs, nach Massgabe seiner Geistesgegenwart und seines Muthes. Nur in seltnen Fällen werden gemeinschaftliche Vorkehrungen zur Vertheidigung getroffen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, dass dergleichen Raubangriffe die

Karawane gewöhnlich in die grösste Unordnung bringen.

Die unter dem Namen *Gafla* bekannten Karawanen bestehen fast gänzlich aus Männern, hauptsächlich *Handelsleuten*. Doch sind die Frauen nicht ausgeschlossen, und es ist gar nichts Ausserordentliches Wittwen darunter zu finden, welche, jedes andern Unterhaltsmittels beraubt, das Geschäft ihres Mannes persönlich fortsetzen.

Eine andere Art von Karawanen ist die *Nedscha*, oder die Wanderung eines ganzen *Volksstammes*. Die Gafla besteht aus Leuten, von denen die wenigsten mit einander bekannt sind. Es geht dabei still, eintönig und ernsthaft zu. Die Nedscha dagegen ist ein ganzer Stamm mit seinen Weibern, Kindern, Hunden, Viehheerden, Zelten und überhaupt allen zum Nomadenleben gehörigen Habseligkeiten. Es ist nicht mehr eine Anzahl Einzelner, es sind ganze Familien oder es ist vielmehr eine grosse Gesammt-Familie auf der Wanderung. Von allen Arten zu reisen ist die Reise in der Nedscha die angenehmste und die malerischste. Das Gebell der Hunde, das Geschrei der grossen und kleinen Kinder, das Blöken der Schafe, das Krähen der Hähne, das Rufen und Schreien der Menschen auf einander, aller dieser Dorflärm gewährt dem Reisenden, welcher sich an eine solche Karawane anschliesst, die mannichfaltigste Zerstreuung.

Aber plötzlich wird es still unter der geräuschvollen Menge. Die Reiter des Vortrabs haben in weiter Ferne, am Rande des Wüsten-Horizontes, einen andern Stamm erblickt; sie geben dem Scheich davon Nachricht und in einem Augenblick schliessen sich die Reihen eng an einander. Eine Gafla hat nur Räuber zu fürchten; aber jeder der zu einer der verschiedenen Partheien, in welche die Wüstenbevölkerung gespalten ist, gehörenden Stämme betrachtet alle Stämme der Gegenparthei als seine Feinde. Je näher man sich kommt, desto mehr Vermuthungen macht man sich. Sind es Freunde? Sind es Feinde? Endlich ist man sich so nahe, dass man sich verstehen kann. Beide Karawanen halten still. »Wer seid ihr?« Sind es Befreundete, so setzen sie, bloss ein *Es Salam Alikum* gegen ein *Alikum Es Salam* austauschend, ihre Reise fort. Ist aber der fremde Stamm ein feindlicher, so regnet es Schimpfreden und Flintenschüsse, Indessen dauern solche Gefechte nie länger als bis Sonnenuntergang, worauf denn die besiegte Parthei die Nacht benützt, sich aus dem Staube zu machen. War der Ausgang des Kampfes zweifelhaft, so übernachten beide Theile auf dem Schlachtfelde und das Gefecht beginnt am Morgen aufs neue.

Die Araber zeigen bei solchen einheimischen Kämpfen weit mehr Leidenschaftlichkeit, als bei ihren Fehden mit den Franzosen. Der Krieg gegen

die »Ungläubigen« macht Gefangene; der Krieg der Stämme unter einander weiss davon nichts. Hat sich der Araber seines Feindes lebend bemächtigt, so schneidet er ihm ohne Barmherzigkeit den Kopf ab und übergiebt diesen noch blutend seinen Weibern zum Aufbewahren, welche ihn noch mit Schmähungen und Misshandlungen überhäufen. Nur drei Klassen sind von dieser barbarischen Sitte ausgenommen: die Marabuts, die Schmiedte und die Juden; die Ersten aus Achtung, die beiden andern aus Verachtung. Woher die Verachtung der Schmiedte rühre, ist nicht bekannt; aber so viel ist gewiss, dass wenn ein Mann, der auch nicht zu dieser Klasse gehört, sich von Feinden umgeben und rettungslos verloren sieht, so braucht er nur die Kragenkappe seines Bernus über den Kopf zu ziehen und mit den Armen solche Bewegungen zu machen, als ob er Eisen hämmerte. Sein Leben ist gerettet, freilich aber auch sein Name beschimpft.

Unter den Leuten, die sich an was immer für eine Karawane anschliessen, giebt es stets auch Unglückliche, welche am Tage des Aufbruches nicht wissen, wovon sie morgen leben werden. Das kümmert sie aber nicht. Sie verlassen sich auf Gottes Vorsehung, und mit Recht; denn kaum hat sich der Zug in Bewegung gesetzt, so finden sie Gelegenheit, sich beim Ab- und Aufpacken etc. nützlich zu machen, und werden dafür frei gehal-

ten. Auf diese Art kommen eine Menge armer Wüstenbewohner nach den französischen Niederlassungen an der Küste, wo sie reichlichern Lebensunterhalt finden, als in der Heimath.

Die merkwürdigste aller Karawanen, theils ihrer Stärke, theils ihres zugleich religiösen, politischen und commerciellen Charakters wegen, ist die unter dem besondern Namen *Rakeb* bekannte *Mekka-Karawane*. Sie unterscheidet sich von den andern periodischen Karawanen auch dadurch, dass sie an das arabische Kalenderjahr (ein Mondenjahr) gebunden ist, während die andern sich nach den physischen Jahreszeiten richten.

Die afrikanische Rakeb bricht stets am 2. des Monats Redscheb auf, und zwar abwechselnd, ein Jahr ums andere, von *Fez* und von *Tafilelt* (in Marokko), unter dem Befehl eines Anführers, welcher den Titel *Scheich el Rakeb* führt. Diese Würde gehört gesetzlich der Familie der Scherifs, und gewöhnlich bekleidet der Kaiser einen seiner nächsten Verwandten damit. Der Prinz hat eine zahlreiche Leibwache bei sich, welche stets mit fliegenden Fahnen und kriegerischer Musik an der Spitze zieht.

Alles ist auf diesem Zuge unabänderlich festgesetzt: die Ortschaften, durch welche die Karawane geht, die Rastplätze, die Dauer des Aufenthalts, sind seit Jahrhunderten dieselben. Ueberall,

wo sie durchzieht, werden ihr vorschriftmässige Ehrenbezeigungen erwiesen, obwohl mehr aus Furcht, als aus Frömmigkeit; denn selbst Araber gestehen offenherzig, dass wenn die Karawane nicht so zahlreich und nicht von Soldaten begleitet wäre, man sich weniger aus ihr machen würde. Uebrigens erstreckt sich jene Ehrfurcht keineswegs auf das persönliche Eigenthum der Einzelnen. Die einzelnen Pilger werden auf dem ganzen Zuge bestohlen und geplündert; vorzüglich in der Wüste zwischen *Aegypten* und *Syrien* darf sich keiner ungestraft von der Hauptmasse entfernen.

Auch ist die Mekka-Karawane, trotz ihrer ursprünglich rein religiösen Bestimmung, keineswegs den weltlichen Interessen fremd. Freilich giebt es in ersterer Hinsicht nichts Majestätischeres als diese seit zwölf Jahrhunderten bestehende jährliche Versammlung aller Bekenner des Islam um eine Wiege und um ein Grab, nichts Erhabneres als den Anblick so vieler durch einen gemeinschaftlichen Glauben vereinigten Völker, an einem und demselben Orte, einem und demselben Tage. Aber vom irdischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ändert sich das Feierliche der Rakeb. Man erblickt in jedem Einzelnen nicht bloss einen frommen Pilger, der mit Inbrunst eine der ersten Pflichten seiner Religion erfüllt, sondern auch einen Erwerbslustigen, der ein Päckchen Waare mitbringt, das er vortheilhaft zu verwerthen sucht.

Das Zelt ist nicht bloss ein Betgemach, sondern auch eine Boutike; die Karawane nicht bloss eine Prozession, sondern auch ein Bazar.

Die Rakeb wird für die spärlich bevölkerten Gegenden, wo sie durchzieht, auch durch ihren starken Verbrauch von Lebensmitteln und andern Bedürfnissen wichtig. In *El Arhuat*, wo sie nur erst aus den Pilgern von Marokko und einigen Algeriern besteht, zählt sie doch schon an 8000 Personen. Da der Tag der Ankunft an jedem Orte im voraus bekannt ist, so können Verkäufer aus weiter Ferne herbeikommen. Kaum sind die Zeltpflöcke eingeschlagen, so erscheinen auch schon auf allen Punkten des Horizontes mit Waaren beladene Kameele. Was sie bringen', sind in der Regel Schafe, Datteln und Butter, wofür Pferde, Maroquin, Kopftücher und andere Kleidungsstücke ausgetauscht werden. Lagert die Karawane in der Wüste, an einer Stelle, die allzuweit von menschlichen Wohnungen entfernt ist, als dass solcher Tauschverkehr Statt finden könnte, so eröffnen die Pilger unter sich selbst einen Handel, gerade so, als ob sie Bewohner einer und derselben Stadt wären. Man nennt daher die Rakeb auch »eine wandernde Stadt.«

Der *Scheich el Rakeb* hat einen Kadi bei sich, welcher jeden Tag zu Gericht sitzt. Seine Gerichtsbarkeit beschränkt sich aber nicht auf die Pilger,

sondern sobald das Lager aufgeschlagen ist, kommen auch die Bewohner der benachbarten Ortschaften und ganze Stämme zu ihm und tragen ihm ihre Streitigkeiten vor.

Die vornehmsten Städte, durch welche die Pilger-Karawane zieht, sind: in Algerien: *El Arhuat*, *Sidi-Chaled*, *Sidi-Okba*; in Tunis *Tozer*, *Tagius*, *Zavited-Debabscha*, *Gabes*; in Tripoli *Zuara*, *Tripoli*, *Mesrata*, *Ben-Razi*, von hier kommt sie nach *Kairo*, wo sämmtliche *ägyptische* Pilger sich anschliessen, und zieht nach einem Aufenthalt von zehn Tagen weiter. Auf ihrem Zuge in Arabien längs dem Rothen Meere trifft sie mit den Karawanen aus *Syrien* und von *Bagdad* zusammen, deren Reise gleichfalls so fest bestimmt ist, dass alle drei Karawanen an einem und demselben Tage (dem *Aïd-el-kebir*, d. h. dem Grossen Feste) in *Mekka* ankommen. Es ist diess der Tag, an welchem Mohammed von *Mekka* nach *Medina* flüchtete.

Ueber die Verrichtungen der Pilger in Mekka und später in Medina, verweisen wir auf den IX. Jahrgang (1831) unsers Taschenbuches, wo diese (nach *Burckhardt's Travels in Arabia* etc. London, 1829) S. 69, 79, 83, 90, 91, 95 bis 110 sehr umständlich beschrieben sind.

VIII.

SKIZZEN AUS TEXAS UND MEXICO.

Nach Kendall*).

Im Jahre 1841 veranstaltete der Präsident von Texas, General *Lamar*, eine Expedition nach *Santa Fé* in Neu-Mexico, welche angeblich bloss einen commerciellen Zweck hatte. Er wollte nämlich einen unmittelbaren Verkehr mit *Santa Fé* auf einem Wege eröffnen, der viel kürzer seyn sollte, als der bisherige, von den Vereinigten Staaten aus, westlich durch das Missuri-Gebiet. Es zeigte sich aber später, dass der Präsident die Absicht hatte, den

*) *Narrative of the Texan Santa Fé Expedition* etc. etc. etc. By *Geo. Wilkins Kendall*. II. Voll. New-York, 1844. (Mit Bildern und einer Karte).

ganzen Theil der Provinz *Neu-Mexico*, welcher links oder östlich vom Rio *Grande* (*del Norte*) liegt, bei dieser Gelegenheit der Republik Mexico zu entfremden und dem Freistaate *Texas* einzuverleiben. Neun Zehntel der Bevölkerung dieser Gegenden sollten, wie man glaubte, des mexikanischen Joches überdrüssig seyn und würden sich mit Freuden an den Nachbarstaat anschliessen.

Während sich der texanische Major *Howard* im April 1841 zu *New-Orleans* befand, um daselbst Waaren zum Behuf dieser Expedition einzukaufen, machte er Bekanntschaft mit einem Amerikaner, Namens *Kendall*, einem jungen, wohlhabenden und reiselustigen Manne, welcher längst gewünscht hatte, die Wildnisse der Felsengebirge, die Prairien des »Fernen Westen«, die Büffelheerden und die Indier dieser Gegenden kennen zu lernen. In gutem Glauben, wie er sagt, an den commerciellen Zweck der Expedition entschloss sich *Kendall* Theil daran zu nehmen, aber sie noch, ehe *Santa Fé* erreicht wäre, zu verlassen und für sich allein die Reise südwärts über *Chihuahua*, *Durango*, *Zacatecas*, *Guanaxuato* etc. bis zur Hauptstadt *Mexico* fortzusetzen. Mit einem Passe des mexikanischen Vice-Consuls in New-Orleans versehen, der ihn als amerikanischen Bürger berechtigte, überall in Mexico zu reisen, fuhr er am 17. Mai auf einem Dampfer nach *Galveston* ab. Alles war hier mit der Santa

Fé-Expedition beschäftigt. Man betrachtete sie als eine lustige Jagdparthie durch eine grosse Länderstrecke, die den Weissen grossentheils noch unbekannt sei. Was man davon, bis zum *Rothen Flusse* nordwärts, kenne, sei reich an allen Arten von Wild, Büffeln, Hirschen, Bären, Antilopen, so wie an Fischen und wildem Honig, das Klima trocken und gesund. Nur das Land über den Rothen Fluss hinaus war eine *Terra incognita*, wo bloss wilde Indier hausten. Aber Niemand fürchtete sich, mit diesen Bekanntschaft zu machen.

Noch lebhafter fand es der Verf. in *Houston*, wo sich eine Gesellschaft junger Freiwilliger aus Texas zur Abreise nach *Austin* vorbereitete, von welchem Orte die Expedition aufbrechen sollte. Als man in *Austin* eintraf, erfuhr man, dass dieser Aufbruch erst in 10 oder 12 Tagen Statt finden dürfte. Diese Zeit wurde vom Verf. zu einem Ausfluge nach *San Antonio de Bexar* (gewöhnlich nur *Bexar* genannt) angewendet. Diese Stadt ist nicht nur eine der ältesten des spanischen Amerika, sondern auch die angenehmste und merkwürdigste von ganz Texas. Der Fluss *San Antonio* durchströmt sie der ganzen Länge nach und versorgt durch Seitenkanäle fast jedes Haus mit Wasser. Letzteres hat das ganze Jahr hindurch eine ziemlich gleichförmige milde Temperatur, so dass selten ein Tag vergeht, wo man den Fluss nicht mit Baden-

den, Männern, Weibern und Kindern, angefüllt sieht. Auch die umliegenden Felder und Gärten können, wenn längere Zeit kein Regen fällt, durch den Fluss mittelst Kanäle schnell bewässert werden. Man baut mancherlei Feld- und Gartenfrüchte, besonders gewinnt man treffliche Pfirsiche und Melonen. Die benachbarten Wiesenfluren (Prairies) gewähren bei dem milden Klima das ganze Jahr hindurch die herrlichste Weide für Rindvieh und Pferde.

Aber die grössten Merkwürdigkeiten in der Umgebung von San Antonio de Bexar sind die, freilich jetzt verfallnen, *Missionen*. Sie waren sämmtlich sehr solid gebaut, und konnten als kleine Gränzfestungen betrachtet werden. Die meisten hatten eine Kirche, an der Seite eines, von einer hohen und kahlen Mauer umgebenen Vierecks, in dessen Inneres ein einziges Thor führte. Die Mauer war die Rückseite mehrer Gebäude, welche den Missionären und den bekehrten Indiern zur Wohnung dienten. Rings um die Mission befanden sich Felder und Gärten. Die Mission *Alamo*, bei Bexar, ist jetzt eingegangen; nur zwei oder drei Häuser sind noch bewohnt. Weiter am Flusse abwärts liegen nach einander die Missionen *Concepcion*, *San José*, *San Juan*, *La Espada*, ebenfalls mehr oder weniger verfallen. Sie sind sämmtlich durch die Gefechte merkwürdig, welche 1835 in dem Befrei-

unge-Kampfe zwischen den Texanern und Mexicanern hier Statt fanden.

Die Stadt San Antonio ist ziemlich regelmässig angelegt. Die Häuser haben ein Stockwerk, dicke Mauern und wenig Fenster. Die ehemalige Volkszahl, 12- bis 15000, hat in Folge der blutigen Revolutionen neuer Zeit beträchtlich abgenommen, doch ist die Stadt immer noch ein wichtiger Handelsplatz und wird, sobald dauerhafter Friede eintritt, sich wieder zu ihrer ehemaligen Blüthe erheben.

Die Vorbereitungen zur Abreise von *Austin* zogen sich bis in die zweite Hälfte des Juni hinaus. Am 18. musste endlich aufgebrochen werden, und dennoch war General *Mac Leod*, welcher die aus 2- bis 300 Freiwilligen bestehende militärische Schutzwache befehligte, gezwungen, beim Abmarsch noch manches Nothwendige zurückzulassen. Die Hauptmasse der Expedition war bis zum *Brushy*, einem kleinen Flusse, etwa 20 Meilen von Austin, vorausgezogen. Bis hieher gab der Präsident, General *Lamar*, der Expedition das Geleite. *Kendall*, welcher einige Tage vorher einen gefährlichen Fall gethan und sich einen Fuss verrenkt hatte, konnte weder gehen noch reiten, sondern musste die Expedition in einem von zwei Maulthieren gezogenen Wagen begleiten. Am nächsten Morgen wurde eine Musterung des Ganzen vorgenommen und vom Prä-

sidenten eine Rede gehalten, worauf dieser nach Austin zurückkehrte.

»Zwei Tage« — erzählt der Verf. — »wurden noch am Brushy mit Vertheilung des Gepäcks und andern Vorbereitungen zu der weiten Reise zugebracht. Ich darf wohl sagen, dass seit der Entdeckung von Amerika keine solche Reise unternommen worden ist. Ehe der erste Wagen von *St. Louis* (im Staate Missuri) nach *Santa Fé* sich in Bewegung setzte, war schon seit Jahren jeder Zoll breit Landes wohl bekannt und der einzuschlagende Weg genau bestimmt. Alles aber, was *wir* jetzt wussten, war, dass *Austin* in der und der Breite und Länge, und *Santa Fé* in einer andern lag. Von dem Lande zwischen beiden Punkten wusste kein Mensch etwas. Dass wir tiefe Gewässer übersetzen, durch Erdspalten und Schluchten aufgehalten werden, salzige und unfruchtbare Prairien durchziehen, überhaupt auf unzählige Hindernisse würden gefasst sein müssen, waren Dinge, woran Niemand zweifelte.... Gleichwohl sollten im Angesicht solcher fast unübersteiglich scheinenden Hemmnisse 24 Lastwagen wohlbehalten durch eine Landstrecke von 1000 Meilen gebracht werden, die bis jetzt nur Wilde betreten hatten. Bei der Abreise wusste man, dass der gerade Weg in nordwestlicher Richtung einzuschlagen sei. Da man aber besorgte, auf dieser Linie nicht Wasser genug an-

zutreffen, so hielt man es für rathsamer, dem Laufe des *Brazos« (Rio de los Brazos de Dios,* Fluss der Arme, d. h. Hilfe, Gottes) »zu folgen, dann, ehe man den *Red River«* (Rothen Fluss, in Louisiana) »erreichte, die berühmte Waldstrecke *Cross Timbers* zu durchschneiden und hierauf an diesem Strome, dessen Lauf ziemlich genau von Westen nach Osten gehen sollte, aufwärts« (gegen die Felsengebirge) »zu ziehen. Wir hätten auf diese Weise einen rechten Winkel gemacht und die Reise wäre länger und schwieriger geworden.«

»Am 21. Juni verliess endlich die Expedition das fruchtbare Thal und die kühlen Gewässer des Brushy. Zwei Compagnien, etwa 80 Mann stark, wurden als Vortrab vorausgeschickt; dann kamen, eine lange Reihe bildend, die Wagen und hinter diesen das Rindvieh, welches bestimmt war, uns auf dem Marsche mit frischem Fleische zu versorgen. Eine dritte Compagnie der Mannschaft diente zur Aufsicht über das Vieh, zum Wegräumen verschiedener Hindernisse auf dem Wege, zum Aushauen des Gehölzes etc. Diess war das beschwerlichste Geschäft und die Compagnien lösten einander darin ab. Auch der Nachtrab bestand in drei Compagnien nebst der Artillerie, welche einen Sechspfünder stark war. Die Zahl sämmtlicher diensthuenden Freiwilligen war 270. Hiezu kamen der General *Mac Leod* mit seinem Stabe, die Re-

gierungscommissäre, die Kaufleute, die Reisenden und die Dienstleute, zusammen an 50 Personen.«....

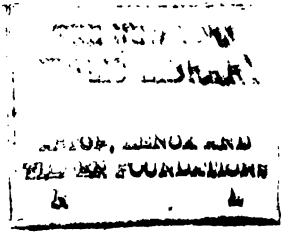
Man kam in den nächsten Tagen in Gegenden, wo sich ungeheure Heerden von *Büffeln* befanden, auf welche Jagd gemacht wurde. Das Fleisch dieser Thiere ist ungemein zart und schmackhaft. Beim Nachtlager wurden von den alten Jägern eine Menge Büffel-Geschichten erzählt, auf welche die jungen Männer begierig horchten. »Wie viel Büffel habt ihr wohl je auf einmal beisammen gesehen?« fragte ein Bursche, der kurz zuvor ein fettes Stück erlegt und ins Lager gebracht hatte, einen alten Hinterwalds-Mann *(Backwoods-man)*. »Weiss nicht genau, aber wahrscheinlich zwei oder drei Millionen«, antwortete der Alte, ganz gleichgiltig und in ruhigem Tone. Der Bursche machte ein ungläubiges Gesicht, wagte es aber doch nicht, seinen Zweifel laut werden zu lassen. *Kendall*, der ebenfalls Lust hatte, dem Alten zu widersprechen, fand am nächsten Morgen Gelegenheit, sich wenigstens einigermassen von der ungeheuern Menge der Büffel in den Prairien zu überzeugen. Das nördliche Texas enthält unstreitig noch gegenwärtig die grössten Büffelheerden in ganz Nord-Amerika; denn die Indier, die furchtbarsten Feinde dieser Thiere, kommen, seitdem die Weissen sich immer weiter ausbreiten, nicht mehr so weit in die südlichern Bezirke herab. Indessen nehmen die

Büffel doch mit jedem Jahre ab, und zwar ebenfalls in Folge des immer weitern Vordringens der weissen Bevölkerung.

»Die Weissen« — sagt *Kendall* — »jagen die Büffel auf zweierlei Art. Die eine Art besteht darin, dass der Jäger sich bis in die Nähe der Heerde schleicht und dann das nächste Thier mit einer Kugelbüchse von schwerem Kaliber erlegt. Auf die andere Art verfolgt man den Büffel zu Pferde und sucht ihn vom Sattel herab zu schiessen. Es ist diess freilich die unterhaltendste und aufregendste, aber auch zugleich die gefahrvollste Methode. Ein dazu gut abgerichtetes Pferd findet bald eben so viel Wohlgefallen an dieser Jagd als der Reiter selbst. Es nähert sich dem Büffel bis auf 9 oder 12 Fuss, weiss ihm aber, sobald er sich zur Wehre setzt, geschickt auszuweichen. Ist es dem Jäger bloss um Fleisch zu thun, so reitet er mitten unter die Heerde, und sucht sich eine fette Kuh oder ein junges Stierkalb aus. Will er sich aber bloss ein Jagdvergnügen machen, so ist es auf den ältesten und grössten Stier abgesehen, und dieser wird nun verfolgt, viele Meilen weit, so lange, bis es gelingt, einen sichern Schuss anzubringen. Höchstens wird dann bloss die Zunge mitgenommen. Das Thier selbst bleibt liegen und dient den Raubvögeln zur Beute.«

Einige Tage später kam man, jenseits des

BÜFFELJAGD.



Kleinen Flusses (Little River), in eine Gegend, wo die Expedition am Abend einen flüchtigen Besuch von einer Heerde *Mustangs*, oder wilder Pferde, erhielt. Man sah sie zuerst auf einer Anhöhe, eine halbe Meile entfernt, wo sie sich in eine Reihe neben einander aufgestellt hatten und neugierig die Köpfe emporstreckten, so dass man sie im ersten Augenblicke für einen Trupp Indier zu halten geneigt war. Als sie aber ihre Neugier befriedigt hatten, machten sie, so regelmässig wie eine Schwadron dressirter Cavallerie-Pferde, plötzlich eine Rechtsschwenkung und galoppirten mit fliegender Mähne und fast den Boden mit ihren langen Schweifen kehrend, auf und davon.

Die alten Jäger erzählten des Abends im Lager allerlei Abenteuer und Volksmährchen, unter andern die Geschichte von der *Weissen Prairien-Stute (White Steed of the Prairies)*, einem grossen, weissen Pferde, welches oft in der Nähe der *Cross Timbers* und des Rothen Flusses angetroffen werde. Niemand hat es jemals galoppiren oder traben gesehen; es geht nur im Schritt, aber so schnell, dass kein anderes Pferd, auf dem man es verfolgen will, es einzuholen vermag. Grosse Geldsummen sind geboten worden, wenn es Jemanden gelingt, es einzufangen, aber stets vergeblich. Auch weidet es stets allein, weil es, wie die alten Jäger sagen zu stolz ist, um sich andern Pferden zuzugesellen.

Im Lager selbst ereignete sich eines Abends unter den Pferden der Expedition eine s. g. *Stampede*. Da sich am Lagerplatze selbst kein Holz befand, so wurden einige Leute nach einem benachbarten Wäldchen geschickt, um ein paar Stämme zu holen. Einer von diesen Leuten hatte ein wildes, störriges Pferd, an dessen Schweif er unklugerweise eines von den abgehauenen Bäumchen befestigte. Das Thier liess sich die ungewohnte Last eine Weile gefallen, als es aber in die Nähe des Lagers kam, wurde es unruhig und galoppirte, trotz dem beschwerlichen Anhängsel, auf und davon. Jetzt wurden auch einige Pferde im Lager aufgeregt. Sie spitzten zuerst die Ohren, schnaubten dann, trabten im Kreise herum und stürzten endlich, von panischem Schrecken ergriffen, in die Prairie hinaus, ohne dass Jemand im Stande war, sie aufzuhalten. »Eine *Stampede*!« schrieen vom Boden aufspringend mehre der alten Jäger. »Eine *Stampede*! Seht nach den andern Pferden, sonst sind sie verloren!« Zum Glück hatte man schon früher die widerspenstigsten Thiere angebunden und mit den Füssen gekoppelt.

»Der Anblick einer solchen Stampede« — sagt *Kendall* — »hat etwas Grossartiges. Die ältesten, gebrechlichsten Stuten, Thiere, welche schon längst als unbrauchbar zu jeder schweren Arbeit aufgegeben worden sind, verwandeln sich plötzlich in

wilde, sich bäumende Füllen.... Einige von den erschrockensten machen gewöhnlich den Anfang und stürzen voraus; dann folgen die übrigen, alle in einer einzigen geraden Linie, und der Schrecken scheint mit jedem Sprunge zuzunehmen. Das Schnauben und Brausen, mit dem die Heerde über die Ebene hinfährt, gleicht einem Sturme, und der Boden zittert von dem Schlage ihrer Hufe wie bei einem Erdbeben.«

Aber nicht bloss die Pferde, sonder auch die Büffel der Prairien werden zuweilen von solchem panischen Schrecken ergriffen, und man hat Beispiele, dass sie an 40 Meilen weit fortgerennt sind, ohne ein einziges Mal stehen zu bleiben oder sich umzusehen. Nur gänzliche Erschöpfung kann dem *Stampede* ein Ziel setzen. Bei einem spätern Aufruhre dieser Art verlor die Expedition nicht weniger als 72 Pferde.

In der zweiten Hälfte des Juli kam die Expedition zu den bereits oben erwähnten *Cross Timbers*, eine merkwürdige Waldstrecke des nördlichen Texas, von welcher Kendall folgende Beschreibung giebt.

»Die unermesslichen Prairien des Westen sind an ihrer östlichen Seite mehre Hundert Meilen weit von einem Waldgürtel eingefasst, welchen die Pelsjäger und Fallensteller die *Cross Timbers* nennen. Dieser Waldgürtel streicht ziemlich genau von

Süden« (wo er unter 32° 30′ nördl. Br. beginnt) »nach Norden und hat eine Breite von 30 bis 50 Meilen. Das Holz ist meistens von kleinem Wuchs, knorrige Eichen, Schwarzdorn, nebst anderm Unterholz und Strauchwerk. Stellenweise findet man ein kleines, fruchtbares Thal, wo auch hochstämmige Bäume wachsen; auch kleine Wiesengründe unterbrechen hie und da das Waldland. Im Allgemeinen ist die Oberfläche hügelig und die obere Schicht Dammerde nur seicht. Am östlichen Rande gehen die *Cross Timbers* in grössere Waldstrecken am westlichen in die grossen Prairien über, die sich wie ein Ocean bis zum Fusse der *Felsengebirge* ausbreiten. Der ganze Waldgürtel ist gewiss nicht unabsichtlich vom grossen Schöpfer der Welt als eine ungeheure natürliche Hecke dorthin gepflanzt worden, um eine Scheidewand zu bilden zwischen den bewohnten Ländern der Vereinigten Staaten und den offenen Prairien, die von jeher die Heimath und der Jagdgrund der Rothen Rasse gewesen sind. In anderer Weise kann man sie als den westlichen Theil des Rahmens eines unermesslichen Landschaftsgemäldes betrachten, dessen Gegenstand die Vereinigten Staaten sind. Der Busen von Mexico würde dann die südliche, das Atlantische Meer die östliche, und die Canadischen Seen mit den übrigen Binnenland-Gewässern die nördliche Seite des Rahmens vorstellen. — In dem

von uns durchzogenen Theile der *Cross Timbers* — wir brauchten dazu 14 Tage — fanden wir das Land sehr durchschnitten, und voll tiefer, fast unüberschreitbarer Wasserrisse und Schründe. Während der Regenzeit führen diese das von den Anhöhen kommende Wasser in die grössern Flüsse ausserhalb des Waldes; jetzt im Juli waren sie alle trocken. .... Bären und Rothwild leben in den *Cross Timbers* und in der Nachbarschaft; auch kleine Büffelheerden flüchten sich hieher, wenn sie in den Prairien von den Indiern verfolgt werden. In mehren hohlen Bäumen findet man wilde Bienen, di köstlichen Honig liefern.« ....

Die Reise der Expedition war bis jetzt immer nordwärts gegangen. Am 31. Juli verliess man die *Cross Timbers* an ihrer westlichen Seite und wandte sich nach Westen. Noch denselben Tag erreichte man eine »Brandstätte« *(a burn)*, oder eine Stelle, wo das Gras der Prairie vor Kurzem von Feuer verzehrt worden war. Ausserdem stiess man noch auf andere Spuren von nicht weit entfernten Lagerplätzen der *Indier*. Am nächsten Morgen kam ein magerer, schäbiger Hund einhergeschlichen, welchem bald mit grossem Geheul zwei andere folgten, alle drei in halb verhungertem Zustande. Dass es indische Hunde seien, war nicht zu bezweifeln. »Indier!« »Indier!« schrieen plötzlich mehre Stimmen. »*Kamantschen!*« »Der ganze Stamm!« Es

waren aber nur zwei, die zu Pferde einen Büffel verfolgten und so hastig und gierig an dem Zuge der Expedition vorbei galoppirten, dass sie diesen gar nicht zu bemerken schienen. Schon in fünf Minuten waren sie nicht mehr sichtbar, aber der Schreck, den sie den Reisenden eingeflösst hatten, dauerte länger, da man nicht wusste, wie viel hintennach kommen würden. Indessen war nichts weiter von den Indiern zu hören, obschon man am Abend an einer Stelle lagern musste, in deren Nähe kurz zuvor ein Indier-Lager gewesen war. Aus den Ueberresten von Fischgräten, Schlangenköpfen etc. liess sich schliessen, dass die Indier grossen Mangel an Lebensmitteln gehabt hatten, und selbst die Hunde mochten seit langer Zeit Noth gelitten haben.

Bald darauf berichteten die Kundschafter, welche täglich 20 bis 30 Meilen vorausgeschickt wurden, um die Beschaffenheit des einzuschlagenden Weges zu erforschen, dass sie in der Entfernung von etwa 5 Meilen, an den Ufern eines Baches, ein grosses indisches Dorf gesehen hätten, und dass die Expedition allem Anscheine nach ihre Richtung dahin würde nehmen müssen. »Als wir« — heisst es weiter — »nur noch ein paar Meilen von dem Dorfe entfernt waren, hatten wir auf einmal das herrlichste Schauspiel. Vor uns lag ein weites und fruchtbares Thal, durch welches ein Bach seinen Lauf

nahm, an dem das von Mais-, Kürbiss- und Melonenpflanzungen umgebene Dorf sich ausbreitete. Weiter entfernt, auf der andern Seite, erhob sich sanft die Prairie, ohne dass ein Baum oder Strauch die schöne Einförmigkeit ihres grünen Teppichs unterbrochen hätte... Als wir dem Rande des Thales näher kamen, sahen wir das ganze Dorf in stürmischer Bewegung. Eine ansehnliche Menschenmenge, von einem grossen Trupp Pferde begleitet, begab sich in südwestlicher Richtung auf die Flucht. Obwohl noch eine Meile vom Dorfe entfernt, konnten wir doch wahrnehmen, dass die Flüchtigen aus Weibern, Kindern und Greisen bestanden... Wir schlossen daraus, dass wir keinen freundlichen Empfang zu erwarten haben würden, da die Kriegerstämme, wenn sie sich zum Kampfe rüsten, stets ihre Familien und Habseligkeiten fortzuschicken pflegen. ....Bald darauf sahen wir abermals einen Haufen Flüchtlinge abziehen, aber in nördlicher Richtung, jenseits der Stadt. Aus allen diesen Bewegungen ging hervor, dass die Indier« (sie gehörten zum Stamme der *Waku*) (Wacoe) »ihr friedliches Dorf verlassen hatten.... Eine kleine Abtheilung von uns überschritt nun den Fluss und ging in den verlassenen Ort. Alles zeugte von der Eile, mit welcher die Einwohner entflohen waren. Bei jedem Wigwam brannten noch Feuer und standen irdene Töpfe mit kochenden Kürbissen. Säcke

von Thierfellen gemacht und mit Mais angefüllt, waren in der Eile zurückgelassen worden.... Wir schlugen unser Nachtlager am Flusse auf, an einer Stelle, die im Rücken durch ein dichtes Gebüsch gedeckt war. Strenge Befehle wurden gegeben, nichts zu berühren oder zu beschädigen, was den Indiern gehörte, und da man besorgte, diese würden in der Nacht uns überfallen, oder wenigstens einen Versuch machen, uns Pferde und Ochsen zu stehlen, so wurde Alles in besten Vertheidigungsstand gesetzt. Indessen ging die Nacht ruhig vorüber.«

»Zeitig am Morgen besuchte ich das Dorf. Es lag an der westlichen Seite einer grossen Krümmung des Flusses, die sich auf 5 bis 6 Meilen weit erstreckte, und überall gut angebaut war. Die nächste Umgebung des Dorfes war sehr rein gehalten, was man nicht von allen indischen Wohnplätzen rühmen kann. Die Wigwams oder Häuser — welchen Namen sie wirklich verdienten — standen in Reihen neben einander und hatten ein gefälliges Ansehen. Sie waren kegelförmig, 20 bis 25 Fuss hoch und am Boden eben so breit, übrigens aus Stangen oder Pfosten, Büffelhäuten und Binsen errichtet. Die Stangen erhoben sich bis 10 Fuss vom Boden und waren oben in der Mitte von allen Seiten so zusammengebogen, dass ein kuppelähnlicher Dachstuhl entstand, über welchen Büffelhäute ausgebreitet und mit Binsen und Schilfrohr bedeckt

waren, so dass weder Staub noch Regen durchdringen konnte.«

»In mehren Häusern befanden sich, etwa 4 oder 5 Fuss über dem Boden, fast rings im Kreise bankähnliche Erhöhungen, auf Pfosten ruhend und aus Flechtwerk bestehend. Die Feuerstätte zum Kochen der Speisen war stets ausserhalb des Hauses angebracht. Die Bewohner hatten zwar ihre vornehmsten Geräthschaften mitgenommen, aber in der Eile doch so viel zurückgelassen, dass man daraus auf einen gewissen Wohlstand schliessen konnte. Bei jedem Wohnhause befand sich dicht an der Hinterseite eine kleine Hütte, welche augenscheinlich die Vorrathskammer war. Wir fanden darin Mais, Kürbisse und Pökelfleisch. Ueber dieser Vorrathskammer erhob sich ein zweites Stockwerk, wenn man es so nennen darf, welches, nach dem, was einer von unsern Pelzjägern davon wusste, das Schlafgemach der ledigen Mädchen war, zu welchem sie auf einer Leiter emporsteigen, die dann von der Mutter weggenommen wird.... In einem Hause fanden wir auch ein musikalisches Instrument, eine Art langer Rohrpfeife mit fünf Löchern für die Finger und einem Mundstück. Es war recht sauber gearbeitet und der Ton glich ziemlich dem einer Flöte.«....

»Etwa in der Mitte des Dorfes stand ein grösseres Gebäude von zierlicherer Bauart als die übrigen. Wahrscheinlich war es das allgemeine Versamm-

lungshaus oder auch die Wohnung des Häuptlings.... Das Dorf mochte 3- bis 400 Einwohner haben. Auch sah man weiter auf- und abwärts am Flusse noch einige andere Dörfer.... Die *Waku's* sind zwar kein zahlreicher, aber ein kriegerischer und tapferer Stamm und zugleich, wie die *Panis (Pawnees)* und *Kamantschen (Camanches)* treffliche Reiter, übertreffen diese aber an Wohlstand und einem gewissen Grade von Gesittung. Der Verkehr mit den Weissen und der Branntwein hat sie noch nicht entnervt und weibisch gemacht. In frühern Jahren lebten sie mit den weissen Einwohnern von *Texas* in Frieden, so dass Letztere selbst Jagdparthien auf dem Gebiete der *Waku's* machen durften. Aber eine Handlung der Treulosigkeit, welche sich die Texaner eines Tages gegen sie erlaubten, reizte diese zu Feindseligkeiten und sie haben seitdem mehrmals Einfälle in das Gebiet der Republik gemacht.«....

Im August kam die Expedition in eine Gegend der Prairien, wo sich ein s. g. *Dorf der Wiesenhunde* befand. Diese »Wiesenhunde« *(Prairie-Dogs)*, wie sie die Pelzjäger nennen, sind eine kleine Art *Murmelthiere (Arctomy sludoviciana)*, deren Geschrei Aehnlichkeit mit dem Bellen eines jungen Hundes hat*). Sie leben in Erdhöhlen und ge-

*) Vergl. den III. Jahrgang (1825) dieses Taschenbuches, S. 212 u. f.

wöhnlich in grossen Gesellschaften neben einander, so dass sie weite Strecken Landes bedecken. *Kendall* beschreibt ein solches s. g. Dorf in folgender Weise.

....»Wir waren kaum ein wenig in der Prairie vorgeschritten, als wir an den Rand des Dorfes kamen. Einige Hunde, die hier zerstreut herumstrichen, fingen sogleich an zu bellen und brachten die ganze Gemeinde in Aufruhr, so dass man nach allen Seiten die flinken Bewohner ihren Löchern zueilen sah..... Wir ritten langsam vorwärts, bis in den am dichtesten bevölkerten Theil des Dorfes. Hier machten wir Halt, liessen die Pferde weiden und schickten uns zu einem Angriffe auf die Bewohner an.« (Das Fleisch dieser Thiere ist sehr zart und wohlschmeckend). »Die Höhlen waren etwa 30 bis 45 Fuss von einander entfernt und man sah in verschiedenen Richtungen stark ausgetretene Wege; ich glaubte sogar eine gewisse Regelmässigkeit in der Anlage der Strassen zu bemerken. Wir setzten uns im Schatten eines Strauches nieder und betrachteten mit Musse, was hier vorging. Unsere Ankunft hatte jedes Thier in der Nähe in seine Wohnung getrieben. Aber einige Hundert Fuss weiter hin sass auf dem Erdwalle« (der jede Höhle 12 bis 15 Zoll hoch umgiebt und in dessen Mitte sich der Eingang befindet) »auf seinen Hinterfüssen ein Hund und sah sich nach der Ursache des allgemeinen Aufruhrs um. Hier und da kam

auch ein keckerer Insasse aus seinem Loche hervor, machte einen flüchtigen Besuch bei seinem Nachbar, und schlüpfte dann eiligst wieder in seine Wohnung. Allmählich steckten auch, da wir uns ganz ruhig verhielten, einige unserer nächsten Nachbarn neugierig ihre Köpfe aus den Löchern hervor. Einer oder der andere war auch kühn genug, ganz heraus zu kommen, seine Warte zu besteigen und sich bellend umzuschauen..... Wir gaben Feuer auf sie, aber viele entkamen, obschon sie drei oder vier Schrotkörner im Leibe hatten, dennoch glücklich in ihre Höhlen..... Merkwürdig war ein Beispiel von Anhänglichkeit dieser Thiere an einander. Ein wohl angebrachter Schuss aus meinem Gewehre hatte einem Neugierigen, der ganz furchtlos auf seiner Warte sass, den Kopf glatt weggerissen. Während ich mich zu einem zweiten Schuss auf einen andern Hund anschickte, der bloss aus seinem Loche herausguckte, kam dieser keck hervor, packte seinen todten Nachbar bei einem Fusse und lief mit ihm, ehe ich ihn einholen konnte, davon. Es lag etwas Rührendes, fast Menschliches, in diesem Anblick und ich habe mich in der Folge nur, wenn der äusserste Hunger mich zwang, zu neuen Angriffen auf diese Thiere entschliessen können.«

»Der Wiesenhund gleicht an Grösse und Gestalt ziemlich dem gemeinen wilden Kaninchen der

Vereinigten Staaten, nur dass er vielleicht etwas stärker ist und kürzere Beine hat.... Er hat eine dunkele, röthlich braune Farbe. Kopf und Zähne sind wie beim Eichhörnchen. Sie leben gesellig und stets in grossen gemeinschaftlichen Wohnplätzen beisammen und führen allem Anscheine nach ein lustiges Leben, sind stets in Bewegung, jagen sich herum, treiben allerlei Possen, laufen von Höhle zu Höhle, als ob sie das Bedürfniss fühlten, sich mit den Nachbarn zu unterhalten etc. Die Art, wie sie in ihre Löcher springen, ist besonders drollig; es geschieht beinahe mit einem Purzelbaum.... Ich schlich mich mehrmals in der Prairie zu einem solchen Dorfe, um ihre Lebensweise zu beobachten. Eines Tages sah ich in der Mitte des Dorfes einen Hund, der an Grösse alle andern übertraf, aber ruhig und ernsthaft vor dem Eingange seiner Höhle sass, und gleichsam der Häuptling oder der Schulze der Gemeinde zu seyn schien Wenigstens eine Stunde lang sah ich dem Treiben dieser Thiere zu. Während dieser Zeit empfing der grosse Hund vielleicht ein Dutzend Besuche von andern Hunden, welche einige Augenblicke bei ihm stehen blieben, mit ihm schwatzten und dann wieder nach Hause liefen. Er aber blieb unbeweglich sitzen und schien diese Besuche mit einer gewissen Würde anzunehmen.«....

»Merkwürdig ist, dass eine Art *Eulen*« (die

Höhleneule, *Strix cunicularia*, vielleicht auch *Strix americana*) »stets in solchen Hundedörfern, oder doch in der Nähe derselben, wohnt. Sie nimmt zwar keinen Theil an den Belustigungen der Einwohner, lebt aber in gutem Vernehmen mit ihnen und legt sogar ihre Eier in die Höhlen der Hunde..... Aber auch Klapperschlangen finden sich zuweilen ein und vertreiben aus ihren Löchern die rechtmässigen Bewohner, welche ihnen gern aus dem Wege gehen. .... Dieses erste Dorf war das grösste, welches wir auf der ganzen Reise erblickten. Es dehnte sich 2 bis 3 Meilen in der Länge und fast eine Meile in der Breite aus. In der Nähe befanden sich kleinere Dörfer, gleichsam Vorstädte der grössern Stadt.« ....

(Ein mit dem nordamerikanischen Wiesenhunde verwandtes Thier ist der *Biskatscho (Biscacho)*, welcher in den Pampas der Laplata-Staaten von *Süd-Amerika* ebenfalls in grossen Schaaren mit andern zusammen lebt, so dass man Tausende solcher Höhlen auf einer mässigen Strecke findet. *Head* beschreibt jedoch die Biskatschos als die »ernsthaftesten Thiere,« die er jemals gesehen habe *).

Die Expedition war seit mehren Wochen in grosse Verlegenheit gerathen. Ein Mexicaner, Namens *Carlos*, der sie begleitete, hatte versichert, dass

*) S. den VI. Jahrgang (1828) S. 109.

ihm der rechte Weg nach *Santa Fé* bekannt sei und man hatte sich seiner Führung überlassen. Es zeigte sich aber, schon bald nachdem man die *Cross Timbers* im Rücken hatte, dass er entweder in grossem Irrthum befangen gewesen oder vielleicht gar absichtlich die Reisenden irre geführt hatte. Die Expedition gerieth in Gegenden, wo viele Tage lang kein Tropfen Wasser zu finden war. Ein Feuer, das in der Nähe ihres Lagerplatzes eines Abends das dürre Gras der Prairien ergriff, breitete sich so schnell aus, dass ganze Wagen mit Waaren und Lebensmitteln verbrannten, eine Anzahl Pferde und Ochsen unwiederbringlich davon liefen etc. Als die Noth immer grösser wurde und man allgemein den Mexicaner als den Urheber davon zu betrachten anfing, machte sich auch dieser aus dem Staube. Man befand sich jetzt muthmasslich nicht mehr als etwa 100 Meilen von der nächsten Ortschaft in *Neu-Mexico* und es wurde beschlossen, eine Abtheilung von hundert auserlesenen Leuten und den besten Pferden im Lager abzuschicken, mit dem Auftrage, nicht eher zurückzukehren, als bis sie die Gränze von Neu-Mexico gefunden hätten. Sie sollten im Ganzen immer nach Nordwesten gehen und sobald sie bewohnte Orte gefunden, einen Theil der Leute mit tüchtigen Führern und hinlänglichen Lebensmitteln zurückschicken. Wie gewagt auch diese Trennung der Mannschaft er-

scheinen mochte, um so mehr, da man von einem zahlreichen Stamme feindseliger Indier bedroht war, der jede Gelegenheit benutzte, Pferde zu stehlen etc., so blieb doch der Expedition kein anderer Ausweg übrig, sie hätte denn die Wagen verbrennen und so eilig als möglich nach *Texas* zurückkehren müssen, was aber nicht minder schwierig war als die Fortsetzung der Reise nach Santa Fé.

Die abgeschickte Parthei bestand aus 99 Personen, theils Militär, theils Kauf- und Handelsleuten und Privat-Reisenden, zu welchen Letztern der Verf. gehörte. Alle waren wohl bewaffnet und gut beritten, so dass sie es mit den herumschweifenden Indiern aufnehmen zu können hofften. Diese Indier gehörten zu dem nicht unbedeutenden Stamme der *Kayguas*, deren Wohnplätze und Jagdgründe bis damals sehr ungenügend bekannt waren. Man wusste bloss, dass sie zwischen der Reiseroute der *Missuri-Handelsleute* in Norden und den von den *Kamantschen* bewohnten Gegenden in Süden begränzt seien, aber noch kein Weisser schien bis jetzt in ihr Gebiet eingedrungen zu seyn. Sie gleichen in ihren Sitten und Gebräuchen den *Kamantschen*, von welchem grossen und mächtigen Stamme sie vielleicht ein Zweig seyn mögen, führen ein herumschweifendes Leben, und betrachten die

Weissen als ihre natürlichen Feinde. Wie die Kamantschen sind sie ausserordentlich geschickte Reiter, springen in vollem Galopp von einem Pferde auf das andere und machen mehre andere Kraftstücke, die selbst unsern besten Kunstreitern nicht gelingen würden. Bei ihren Angriffen auf einen Feind suchen sie ihre Person so wenig als möglich bloss zu stellen; sie reiten, den Körper auf die entgegengesetzte Seite ihrer wohlabgerichteten Stuten geneigt, in paralleler Richtung neben dem Feinde und machen in dieser Stellung ihren Angriff, indem sie den Bogen unter dem Halse des Pferdes abschiessen. Sind sie aber gleich anfangs dem Feinde an Zahl überlegen, so greifen sie ihn ohne Umstände an und geben in keinem Falle Pardon. Im Lager leben sie unter leichten Zelten, aus Stangen mit Büffelhäuten bestehend, welche in wenig Minuten abgebrochen und wiederhergestellt werden können. Mit den Bewohnern von *Neu-Mexico* stehen sie in gutem Vernehmen, so weit und so lange es ihnen Vortheil bringt, denn während die Einen hier Handel mit ihnen treiben, überfallen die Andern einen unbewachten Gränzort, plündern und skalpiren die unglücklichen Bewohner desselben. Die meisten *Kayguas* sind mit Spiessen, Schilden, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Feuergewehre haben nur einige wenige; auch wissen sie mit ihnen nicht gehörig umzugehen. Zum Glück hatten die Reisenden keine

Gelegenheit, die Kriegskunst dieser Indier aus der Erfahrung kennen zu lernen.

Die vorausgeschickte Parthei war bald so glücklich aus den eintönigen und unwirthbaren Prairien herauszukommen. Sieben Tage nach ihrem Aufbruch sah man in der Ferne die blauen Gipfel einer Bergkette, die sich, je näher man kam, immer deutlicher herausstellte; ein Anblick, der allgemeinen Jubel verursachte. Bald entdeckte man auch ein schönes Thal, mit zerstreuten Baumgruppen, und nach Norden hin einen breiten Fluss, den man unbedenklich für den längst so sehnlich erwarteten *Red River* (Rothen Fluss) erklärte. Am 8. Septbr. erreichte man die Berge, und betrat ein schmales aber fruchtbares, von Osten nach Westen gerichtetes Thal, von einem Flusse bewässert, der noch grösser war als der früher gesehene. An seinen Ufern fand man Spuren von gefällten Bäumen, Bruchstücke von Wagengestellen und Rädern etc., welche deutlich zeigten, dass diese Gegend von Weissen durchzogen worden war.

»Allgemein ergingen wir uns nun« — erzählt der Verf. — »in Vermuthungen über den Namen des Flusses, an dem wir hielten. Einige behaupteten, dass wir schon früher über die Quellenbäche des *Red River* gekommen, und dass dieser Fluss hier einer von den südlichen Armen des *Canadian* seyn müsse. Andere dagegen sagten, dass

wenn es wirklich einen solchen Fluss gebe, wie der, den man oberhalb und in der Mitte der Prairien *Red River* nenne, es kein anderer als der hier vorüber strömende seyn könne..... Zwei oder drei alte Pelzjäger, welche nach *Santa Fé* auf dem Wege von *St. Louis* gekommen waren, versicherten, dass wir am *Mora* und nur wenige Meilen von *San Miguel* entfernt seien. Das Wahrscheinlichste war, dass wir uns am *Arkansas* befanden und den *Red River* der Vereinigten Staaten bereits überschritten hatten. War diess wirklich der Fall, so muss der letztere Fluss 200 bis 300 Meilen kürzer seyn, als er auf den meisten Karten verzeichnet ist.«

»Wenn der *Red River* der Vereinigten Staaten wirklich in den *Felsengebirgen* entspränge, wie könnte er aus den Hochebenen, die den Fuss dieser Gebirge einfassen, in die Prairien unterhalb der vornehmsten westlichen Steppe herabkommen? Es könnte unmöglich stufenweise geschehen, sondern der Strom müsste stellenweise viele Hundert Fuss über die Anhöhen hinabstürzen, welche der Reisende westlich von den *Cross Timbers* zu ersteigen genöthigt ist. Jene Hochebenen werden immer höher und fallen immer steiler ab, je weiter sie sich von den Thälern des *Canadian* und *Arkansas* nach Süden erstrecken.... Die Neu-Mexicaner haben auch einen *Red River*, welcher in den Gebirgen nördlich von *Santa Fé* entspringt; aber

dieser ist ein Arm (Quellenfluss) des *Canadian*. Weiter südlich entspringt der *Mora*, welcher ebenfalls in den Canadian geht, obwohl er, ehe er denselben erreicht, einen andern Namen führen mag. Ich bin fast überzeugt, dass wir uns jetzt am Mora befanden..... Die meisten Kartenzeichner haben, indem sie den *Red River*, so weit er bekannt ist, mit einem aus den *Felsengebirgen* kommenden Flusse in Verbindung brachten, einen langen und stattlichen Strom daraus gemacht. Wenn sie jemals längs diesem eingebildeten Strome eine Reise machen und das Wasser, das sie anzeigen, zu finden hoffen sollten, so würden sie wahrscheinlich von grossem Durst geplagt werden, ehe sie die endlose Prairie, die sich ostwärts vom Fusse der Felsengebirge ausbreitet, überschritten hätten.«....

»Ich bin meines Theils überzeugt, dass der *Red River* am Fusse der erwähnten Hochebenen (die sich längs den Felsengebirgen ausbreiten), und zwar nur wenige Meilen nördlich von den Quellenflüssen des *Brazos* und *Colorado von Texas*, entspringt. An seiner südlichen Seite empfängt er dann die Gewässer des *Quintufur* und *Palo Duro*, welche an den Abhängen der Hochebenen entstehen, nebst einigen andern Flüssen, die jedoch nur im Frühling besonders wasserreich sind..... Südöstlich von der Hochsteppe, vielleicht 75 Meilen

davon, entspringt der *Wichita*, der nach kurzem Laufe in der Richtung Nord gen Ost den Red River 50 oder 70 Meilen westlich von den *Cross Timbers* erreicht..... Es ist wahrhaft belustigend, den Red River auf den verschiedenen Landkarten zu betrachten. Auf mehren, die vor mir liegen, sehe ich ihn nördlich von *Santa Fé*, etwa unter 38° Br. und bald 104° bald 106° westl. Länge von Greenwich, entspringen. Auf einer von diesen Karten fliesst er im Ganzen genommen etwa 500 Meilen südwestlich, auf einer andern nur 300 Meilen in dieser Richtung und lenkt dann quer durch die Prairien nach Nord gen Ost ab. Am richtigsten dürfte der Lauf des Stromes auf *Tanners* Karte von *Mexico* erscheinen, doch ist er auch hier etwas zu lang ausgefallen, obwohl der östliche Theil des Laufes im Wesentlichen fehlerfrei ist.«....

Die Reisenden waren endlich, nachdem sie mehre Tage lang Hunger und Durst gelitten, so glücklich, die Felsengebirge zu überschreiten und die Provinz *Neu-Mexico* zu betreten. Man beschloss hier, zwei Mitglieder der Expedition, den Artillerie-Capitän *Lewis* und den Secretär der texanischen Commission, *Van Ness*, nach *San Miguel* voraus zu schicken, um mit den Behörden dieser Gränzstadt vorläufig das Nöthige zu verhandeln. Beide waren der spanischen Sprache mächtig. Sie empfingen, ausser den mündlichen

Verhaltungsregeln, ein Schreiben an den *Alcalden* von San Miguel, worin diesem gemeldet wurde, dass eine zahlreiche Gesellschaft von Handelsleuten aus Texas auf dem Wege nach Santa Fé sei; dass diese durchaus friedliche Absichten habe und dass die Anführer einstweilen eine beträchtliche Menge von Lebensmitteln einzukaufen wünschten, welche der Haupt-Karawane zugeschickt werden sollten. Ausserdem erhielten die Abgeordneten, zur Vertheilung unter die vornehmsten Einwohner von San Miguel, mehre Exemplare einer in spanischer und englischer Sprache abgefassten Proclamation des Präsidenten *Lamar*, des Inhalts, dass die Expedition nur Handelszwecke habe, und dass, wenn die Bewohner von Neu-Mexico sie nicht friedlich aufzunehmen geneigt seyn sollten, man unverzüglich zurückkehren wolle. Auch zwei Kaufleute, so wie der Verfasser, schlossen sich an die Abgeordneten an. »Es war der 14. September« — sagt der Verf. — »und als ich Abschied von meinen Gefährten nahm, ahnte ich nicht, dass ich sie erst im folgenden *April*, und zwar in der Hauptstadt *Mexico* und in Ketten wiedersehen würde!«

Unterwegs trafen sie mit einzelnen Landleuten zusammen, von welchen sie erfuhren, dass in *San Miguel* ein Texaner nebst seinen Begleitern gefangen genommen und nach *Santa Fé* geführt, auch ein amerikanischer Kaufmann in San Miguel, auf

Befehl des neumexikanischen Gouverneurs *Armijo* eingekerkert und sein Vermögen confiscirt worden sei. Indessen wurden diese Geschichten auf so verschiedene Art erzählt und widersprachen sich zum Theil so sehr, dass man ihnen wenig Glauben schenkte.

Nach einer Stunde kam man in das kleine, am Rio Pecos liegende Dorf *Anton Chico*, dessen Einwohner, eswa 2- bis 300, in grosser Aufregung waren. Weiber und Kinder liefen nach allen Richtungen herum und versteckten sich hinter Mauern und Zäunen, oder stiegen auf die Dächer der niedrigen Häuser. Alles verrieth die grösste Bestürzung über die plötzliche Ankunft der Texaner. Als sich diese jedoch nach Futter für ihre Pferde und Lebensmitteln für sich selbst erkundigten, wurden die Leute beherzter und näherten sich den Reisenden. — Das Dorf bildete ein Viereck; die Fronte der Häuser ging nach Innen, doch hatten sie auch stark verwahrte Thüren nach Aussen. Die Häuser waren von *Adobes* (einer Art grosser, an der Sonne gedörrter Ziegel) gebaut und hatten flache Dächer, übrigens weder Fenster noch regelmässigen Fussboden, und standen in Hinsicht der Wohnlichkeit kaum eine Stufe höher als die schlechtesten Wigwams der Indier. Dennoch dienen diese kleinen Dörfer als Festungen gegen die Angriffe der Letztern, welche stets auf Raub und Plünderung herum-

streifen, aber, da sie nur zu Pferde fechten, ihre Verfolgung der Einwohner nicht weiter als bis zu den Häusern ausdehnen. Wie *Anton Chico* sind die meisten Dörfer und Landgüter (*Ranchos*), ja selbst die kleinern Landstädte in Neu-Mexico, angelegt und gebaut.

Die Reisenden übernachteten höchst elend in einem schlechten Hause, obwohl es das ansehnlichste im ganzen Dorfe zu seyn schien, und der vornehmsten Familie gehörte. Gegen ein Uhr Morgens entstand ein Lärm unter den Pferden vor dem Hause. *Kendall* ging hinaus und fand hier einen Mann, der ihn fragte, ob er der Anführer der Parthei sei. Des Spanischen unkundig, rief Kendall den Capitän *Lewis* herbei. Der Mann sagte, sie würden am folgenden Tage auf der Weiterreise sammt und sonders von einer Abtheilung Truppen gefangen genommen und ganz gewiss erschossen werden, und bat sich für diese tröstliche Nachricht einen Dollar als Belohnung aus. Die Reisenden lachten darüber, gaben ihm nichts und legten sich wieder schlafen.

Am Morgen brachen sie nach *San Miguel* auf. Obschon die Einwohner des Dorfes sich sehr freundlich bezeigten, so lag doch etwas Verdächtiges in dem Benehmen der Männer, welches vermuthen liess, dass sie nur durch die Furcht vor den Waffen der Reisenden von Feindseligkeiten

zurückgehalten würden. *Kendall* hatte eine beträchtliche Summe Geldes in Goldstücken bei sich, die er in einem Gürtel um den Leib gebunden trug. Er versteckte sie unter den Seitenknöpfen seiner Reithosen. Auch seine Uhr, eine Brustnadel, etc. suchte er möglichst zu verbergen.

Gegen Mittag kam man in das kleine Dorf *Cuesta*, im Thale des Flusses *Pecos*. Der Weg war so schlecht, dass man absteigen und die Pferde führen musste. Schon von weitem sah man, dass hier Alles in grosser Aufregung war. »*Van Ness*, *Lewis* und ich« — erzählt der Verf. — »kamen zehn Minuten früher ins Thal hinab als *Howard* und *Fitzgerald*. Während wir hielten, diese zu erwarten, wurden wir plötzlich von mehr als Hundert schlecht gekleideten, aber gut berittenen, mit Lanzen, Degen, Bogen, Pfeilen und elenden altmodischen *Escopetas* (Flinten) bewaffneten Soldaten umringt. Der Anführer« (wie sich später zeigte, *Dimasio Salezar*) »ritt sogleich auf uns zu, und begrüsste uns mit anscheinender Herzlichkeit als *Amigos* (Freunde). Er fragte, wer wir seien und ob wir aus *Texas* kämen. *Lewis* sagte ihm unsere Namen und dass wir von der Haupttruppe, die dreissig Meilen rückwärts hielte, abgeschickt wären, mit den Behörden entweder von *San Miguel* oder *Santa Fé* uns zu verständigen; auch sei ihm daran gelegen, den Gouverneur zu sprechen. *Salezar* ant-

wortete höflich, das sei Alles recht, und wir wünschten uns schon aufrichtig Glück zu diesem Empfange.«....

»Als *Howard* und *Fitzgerald* uns eingeholt hatten, stiegen wir wieder zu Pferde und ritten nach dem ersten Hause, das sich uns darbot. Hier rief *Salezar* Halt und bemerkte, während seine Leute uns abermals umringten, mit grösster Höflichkeit, dass es uns nicht gestattet sei, mit Waffen in der Hand ihr Gebiet zu betreten; er hoffe, wir würden ihm ohne Einwendung unsere Büchsen und Pistolen, jede Waffe gehörig bezeichnet, wem sie gehöre, in Verwahrung geben, so lange bis unser Geschäft mit den Behörden abgemacht sei. Es schien ihm herzlich leid zu thun, dass seine Pflicht ihn zwang, ein solches Begehren an honette Leute zu stellen. .... Umgeben von einer wenigstens zwanzig Mal grössern Zahl, ohne Aussicht zu entkommen und getäuscht durch die anscheinende Aufrichtigkeit in Salezars Benehmen, übergaben ihm meine Gefährten ihre Waffen; ich aber fand es für nöthig, ihn über meine Person und die Absichten meiner Reise näher zu unterrichten. Durch *Van Ness* sagte ich ihm, dass ich ein Bürger der Vereinigten Staaten sei und nur als Reisender das Innere von Mexico zu durchziehen wünsche; zugleich übergab ich ihm meinen Pass vom mexicanischen Consul in New Orleans. Nicht ein Wort konnte der Kerl lesen. Er gab ihn seinem Lieutenant,

Don Heusa, dem es nur an Kopf fehlte, um ein noch grösserer Schelm zu seyn, als der Hauptmann, und befahl ihm, den Pass genau zu untersuchen. Dieser las ihn von Anfang bis zu Ende und stellte ihn dem Hauptmann zurück, welcher nun bemerkte, er zweifle gar nicht, dass Alles in Ordnung sei, müsse aber doch, obwohl höchst ungern, darauf bestehen, dass ich ihm meine Waffen in Verwahrung gebe. Ich musste mich fügen.«....

Nachdem *Salezar* die Waffen seinen Leuten übergeben hatte, zog er sich mit seinen Offizieren in das nächste Haus zurück, kam aber bald wieder und bat nun die Reisenden, dass sie sich in einer Reihe aufstellen möchten. Hierauf sagte er, jedoch mit grösster Höflichkeit, er habe Befehl vom Gouverneur, auch alle Papiere und was sie sonst noch bei sich hätten, in Verwahrung zu nehmen. Die armen Texaner mussten sich alle geduldig ihre Taschen durchsuchen lassen.

»Wir erwarteten nun mit ziemlicher Ungeduld, was weiter geschehen würde, als *Salezar* plötzlich 12 Mann von seiner Truppe, alle mit Musketen bewaffnet, commandirte sich in Fronte vor uns aufzustellen. Diese Bewegung war um so auffallender, als wir bemerkten, dass die nur drei Yards vor uns stehenden Leute ganz bleich aussahen und vor Furcht zitterten; gleichwohl konnten wir das abscheuliche Vorhaben des Hauptmanns noch nicht

errathen. Unsere Ungewissheit war jedoch von kurzer Dauer. Denn kaum waren die 12 Mann aufmarschirt, als es am Tage lag, dass wir auf der Stelle erschossen werden sollten. *Fitzgerald* war der Erste, der das Stillschweigen brach. Der wackere, hitzköpfige Irländer hatte lange in Spanien gedient, kannte nicht bloss die Sprache, sondern auch den treulosen und verdächtigen Charakter der Mexicaner und durchschaute sogleich die Absichten Salezars. Er ballte die Fäuste, stiess einen kräftigen Fluch aus und schrie: »Sie wollen uns erschiessen; lasst uns über sie herfallen und im heissen Kampfe sterben; es ist wahrhaftig so besser!« In demselben Augenblicke sah ich mich um und bemerkte, dass die Menschenmenge hinter uns sich zu beiden Seiten in zwei Reihen abgetheilt hatte, als ob man den Kugeln ausweichen wollte, während die Weiber und Mädchen händeringend und wie verzweifelt umher liefen..«....

In dem Augenblicke, wo *Salezar* Feuer! commandiren zu wollen schien, entstand ein heftiger Wortwechsel zwischen ihm und einem andern Mexicaner, welcher sich der Texaner lebhaft annahm und darauf bestand, dass diese zum Gouverneur *Armijo* gebracht werden sollten, der allein über Leben und Tod zu entscheiden hätte. *Salezar* musste nachgeben und befahl nun seinem Lieutenant *Herrera*, die Gefangenen sogleich nach *San Miguel*

zu führen, wo *Armijo* mit einer Truppenabtheilung angekommen war. Der erwähnte Mexicaner hiess *Vigil*, war ein Gutsbesitzer in der Nähe von San Miguel, und ein Mann von Einfluss.

Unter einer Escorte von sechs Soldaten und einer zahlreichen Begleitung von gemeinem Volk mussten nun die Texaner zu Fuss nach *San Miguel* aufbrechen, und ihre guten Pferde zurücklassen. Der Lieutenant führte sie zuerst in das Haus des Alcalden von Cuesta, mit dem er noch Einiges zu verhandeln hatte. Hier wurden sie von allen Weibern und Kindern des Dorfes besucht, welche ihnen Brod, Käse und gekochte Kürbisse brachten und das grösste Mitleid mit ihrem unglücklichen Zustande zu erkennen gaben. Der Lieutenant kam bald zurück und befahl aufzubrechen. Da um diese Jahreszeit die Nächte im Gebirge schon kühl waren, so baten ihn die Reisenden, welche keine andere Kleidung hatten, als die sie auf dem Leibe trugen, um die Rückgabe wenigstens einiger wollnen Decken. Er aber liess, ohne auf die Bitte zu achten, drei oder vier Stricke bringen, mit welchen sie gebunden werden sollten. Sie widersetzten sich entschieden, versprachen jedoch, sich ruhig nach *San Miguel* geleiten zu lassen und der Lieutenant gab endlich nach. Die Soldaten waren mit Bogen und Pfeilen und schweren Knütteln bewaffnet, allesammt barfuss, während der Lieutenant auf einem Maulthiere,

mit einer Flinte und einem alten rostigen Säbel neben dem Zuge herritt und jedem, der seinen Platz verlassen würde, augenblicklich den Kopf abzuschlagen drohte. »Es lag« — sagt *Kendall* — »etwas höchst Lächerliches, nicht bloss in dieser Drohung, sondern auch in dem ganzen Anblick unserer Escorte..... Wir hätten leicht über diese elenden Kerle herfallen und sie entwaffnen können; aber es fehlte uns an Mitteln, unsere zurückgebliebenen Gefährten der Haupttruppe zu erreichen, und da, falls wir wieder eingefangen worden, unfehlbar der Tod unser Loos gewesen seyn würde, so mussten wir jeden Gedanken an Flucht aufgeben.«

Der Weg von *Cuesta* bis *San Miguel* war 14 oder 15 Meilen; es war bald Abend, als man hier anlangte. Auf dem Wege erhielten die Gefangenen zahlreiche Beweise von Mitleid. In San Miguel selbst aber schickte ihnen der Alcalde ein elendes Nachtessen, in *Tortillas**) und schwacher Fleischsuppe bestehend, während der freigebigere Geistliche des Städtchens durch seinen Diener für jeden einzelnen Gefangenen eine Kanne warmen Kaffeh bereiten liess. Das Nachtlager war die blosse Erde in einem kleinen Gemache, ohne die mindeste Bedeckung gegen die kalte Nachtluft. Eine gutherzige

---

*) Eine Art Eierkuchen (Omeletten) von Maismehl. S. den XXII. Jahrg. (1844), S. 244.

Frau aus der Nachbarschaft schickte eine Büffelhaut und eine Wollendecke, und *Kendall* kaufte für einen englischen *Sovereign* (10 fl. C. M.) noch eine solche Decke von einem Manne aus der neugierig vor dem Hause versammelten Volksmenge, so dass ein Lager für fünf Personen zurecht gemacht werden konnte.

Am Morgen hiess es, der Gouverneur sei noch nicht angekommen, und man müsse nach dem, 60 Meilen entfernten, *Santa Fé* aufbrechen, wo man ihm wahrscheinlich auf der Strasse begegnen würde. Die Escorte wurde noch um vier Mann verstärkt, damit ja Niemanden die Lust ankommen möge, zu entfliehen. Ein paar Meilen vom Orte kam ein ziemlich gut gekleidetes Weib aus einem Hause und brachte den Gefangenen eine Flasche Whiskey. Ueberhaupt bezeigten sich auf der ganzen Reise, wie auch späterhin, die mexicanischen Weiber und Mädchen weit gutherziger und mitleidiger gegen die Gefangenen als die Männer. Bald kam die Nachricht, dass der Gouverneur *Armijo* mit einigen Hundert Mann Truppen auf dem Wege nach *San Miguel* sei und dass man ihm noch heute begegnen werde. *Don Hesusa* erklärte jetzt mit anscheinendem Bedauern, dass es seine Pflicht sei, die Gefangenen zu binden. Nach einigem Widerstreben willigten *Lewis*, *Van Ness* und *Fitzgerald* ein. Jedem ward ein Strick um den Leib

gebunden, dessen anderes Ende ein Soldat hielt und ihn so wie einen Hund führte. Major *Howard* und *Kendall* beriefen sich, jener auf eine Wunde, dieser auf die noch nicht verschwundene Lähmung seines Fusses, als Bürgschaften dafür, dass sie nicht entfliehen könnten, und wurden verschont. Doch befahl ihnen der Lieutenant, dass sie beim Zusammentreffen mit Truppen auf der Strasse, als Zeichen der Unterwürfigkeit die Hände über der Brust kreuzen sollten.

Nach Sonnenuntergang verkündigte endlich das Blasen von Trompeten die Annäherung des Generals *Manuel Armijo*, Gouverneurs von *Neu-Mexico*, umgeben von einer zahlreichen, mit Bogen, Pfeilen und alten Musketen bewaffneten Reiterschaar. »Wenn ich sage« — bemerkt *Kendall* — »dass die Escorte uns den ganzen Tag mit Geschichten von Armijo's Grausamkeit und Roheit unterhalten und versichert hatte, wir würden, sobald er ankäme, erschossen werden, so brauche ich nicht hinzuzufügen, dass der gegenwärtige Augenblick höchst peinlich war.«

»Der Gouverneur selbst«, — fährt er fort — »ein hübscher, ansehnlicher Mann, sass auf einem grossen, reich und prächtig geschmückten Maulthiere. *Don Hesusa* hatte uns seitwärts an der Strasse in einer Linie aufgestellt. Sobald uns der Gouverneur ansichtig wurde, ritt er auf uns zu,

redete uns, ohne jedoch abzusteigen, sehr höflich an, gab jedem die Hand, nannte uns Freunde (*Amigos*) und fragte nach unsern Namen. *Lewis* antwortete sogleich, dass wir Kaufleute aus den *Vereinigten Staaten* seien. *Van Ness* aber unterbrach ihn, indem er sagte, wir wären, bloss mich ausgenommen, sämmtlich *Texaner*. Jetzt ergriff *Armijo* den Capitän *Lewis* beim Kragen seiner Dragoner-Uniform, zog ihn ans Maulthier heran und sagte, auf die Knöpfe zeigend, auf denen ein einzelner Stern« (das Wappen von Texas) »und das Wort »Texas« zu sehen war: Was heisst das? Ich kann lesen — *Texas*!... Glaubt nicht, mich betrügen zu können! Kein Kaufmann aus den Vereinigten Staaten wird auf der Reise eine texanische Militär-Uniform tragen.«

»Nach einigen andern Fragen, die *Lewis* stotternd beantwortete, erkundigte sich *Armijo* nach unserer Haupttruppe, wie stark sie sei und was die Commissäre dabei zu thun hätten. *Van Ness* und *Howard* versicherten, dass es eine Handels-Expedition aus Texas sei und dass die Anführer keine feindlichen Absichten hätten. Auch sagte *Van Ness*, dass ich mich nur deshalb an die Parthei angeschlossen habe, um gegen die *Indier* Schutz zu finden, und dass ich mit einem Pass vom mexicanischen Consul in New-Orleans versehen sei. Dieser Pass befand sich in den Händen des *Don Hesusa*, welcher ihn sogleich dem Gouverneur überreichte.

Nachdem ihn dieser laut gelesen, gab er ihn dem Anführer unserer Escorte zurück, bemerkte aber, dass, obwohl der Pass richtig sei, ich dennoch, weil ich in der Gesellschaft von Feinden der Provinz Neu-Mexico angetroffen worden, nicht eher in Freiheit gesetzt werden könne, als bis er die Absichten meiner Reise näher kennen gelernt habe.«..

Armijo erkundigte sich nun, wer von den Gefangenen am besten *Spanisch* spreche, damit er ihn als Dolmetsch begleiten könne. *Lewis*, der allerdings dieser Sprache mächtiger war, als die Uebrigen, bot sogleich seine Dienste an. Der Gouverneur liess ihn losbinden, ihm ein Maulthier geben und er musste neben ihm her reiten. Es zeigte sich später, dass er die glücklichere Wendung seines Schicksals keineswegs zum Besten seiner frühern Geführten benützt hatte.

»*Armijo*« — führt *Kendall* fort — »wandte sich jetzt zu *Don Hensa* und befahl ihm in stolzem, hochtrabenden Tone, uns diese Nacht noch sicher nach *San Miguel* zurückzubringen, wo er am folgenden Morgen uns näher verhören wolle. »Aber, Euer Excellenz,« antwortete der Kerl, dem es mehr um seine eigene Gemächlichkeit zu thun war, »die Leute sind heute schon zehn *Leagues**) gegangen

*) Spanische Meilen, angefähr 20 engl. Meilen.

und werden schwerlich diesen Weg noch in dieser Nacht zurücklegen können.« »Sie werden schon noch zehn Leagues marschiren können,« erwiederte Armijo. »Die Texaner sind rüstige Leute — ich kenne sie. Sollte sich aber Einer krank oder müde stellen, *so schiessen Sie ihn nieder und bringen Sie mir seine Ohren. — Marsch!*«

Kendall war fest entschlossen, dass der Gouverneur etwas mehr von ihm als seine Ohren sehen sollte, und erkaufte sich für schweres Geld die Erlaubniss, auf einem Esel reiten zu dürfen, welcher einem, die Gesellschaft begleitenden Mexikaner gehörte. Um Mitternacht war man etwa noch sechs Meilen von *San Miguel* entfernt, als der Himmel sich überzog und ein heftiges Donnerwetter ausbrach. Der Anführer liess mitten im Freien Halt machen. Man legte sich auf den blossen Erdboden und schlief, ungeachtet der Regen in Strömen herabfiel, gesund bis an den Morgen. Nach ein paar Stunden war man auf dem Hauptplatze von *San Miguel*, wo die Gefangenen einer andern Truppen-Escorte übergeben und in einem kleinen Gemache eingesperrt wurden.

»Wir waren kaum zehn Minuten hier« — heisst es weiter — »als ein junger Priester draussen an der Thüre erschien und uns meldete, dass einer von unsern Leuten so eben erschossen werden sollte.... Wir eilten sogleich an das nach dem Platze ge-

hende Fenster und sahen mit Schrecken, dass ein Mann mit verbundenen Augen und auf dem Rücken befestigten Händen von einigen Soldaten über den Platz geführt wurde. Wer der Mann war, konnten wir jetzt nicht erkennen, aber aus seiner Kleidung sahen wir, dass es ein Texaner war. Der Geistliche sagte, er sei ergriffen worden, als er habe entfliehen wollen, und werde nun mit dem Tode bestraft. Und was für ein schrecklicher Tod war das! Die feigen Henker führten ihn zu einem benachbarten Hause, wo er mit dem Gesichte gegen die Mauer niederknieen musste und von sechs Soldaten, die nur drei Schritte hinter ihm standen, *durch den Rücken* erschossen wurde. Aber auch aus dieser geringen Entfernung verrichteten die Henker ihr barbarisches Amt nur zur Hälfte. Der Mann war nur verwundet und lag vor Schmerz sich krümmend auf dem Boden, bis der Corporal mit einem Pistolenschuss durchs Herz seinen Leiden ein Ende machte.«....

»Kaum war dieses schreckliche Schauspiel vorüber, als wir mit einer starken Wache aus dem Gefängnisse gebracht wurden. Ohne zu wissen, was man mit uns vorhabe, zogen wir, an der Leiche unsers Geführten vorbei, durch zwei oder drei Gassen und stellten uns zuletzt vor einer kleinen schlechten Hütte auf, die nur Ein Fenster hatte. Alles ging so still, geheimnissvoll und feierlich vor

sich, dass uns dieser zweifelhafte Zustand unerträglicher wurde, als es der unmittelbare Befehl zu unserer Hinrichtung gewesen wäre.... Bald erschien auch *Armijo*.... Er zeigte einen von uns nach dem andern mit dem Finger einer Person hinter ihm, die wir jedoch nicht sehen konnten, und fragte diese, wer der Gefangene sei, auf den er zeigte, wie er heisse, was sein Geschäft sei und in welchem Verhältniss er zur texanischen Expedition stehe. Diese Fragen geschahen mit lauter Stimme, so dass wir Alles deutlich hören konnten; nur von der Antwort vernahmen wir nichts. Es schien, als ob es sich um eine willkürliche Entscheidung über unser Leben handelte, einen Prozess, bei dem wir keinen rechtlichen Beistand hatten, keine Zeugnisse oder andere Argumente dem blutdürstigen Schurken vorlegen konnten, der für sich allein das Tribunal ausmachte. Diese quälende Ungewissheit war jedoch von kurzer Dauer, denn sobald *Armijo* sich mit seinem versteckten Gehilfen über jeden von uns besprochen hatte, kam er mit erzwungener Würde langsam auf uns zu, die wir nicht ohne Bangigkeit einen Urtheilsspruch erwarteten, von dem, wie wir wussten, keine Appellation möglich war.«

»Meine Herren!« — fing er an — »Sie haben mir gestern die Wahrheit gesagt — *Don Samuel* hat Ihre Aussagen bestätigt — ich schenke Ihnen

das Leben; aber Don Samuel wird in fünf Minuten erschossen werden. Er versuchte zur Hauptpartei zu entfliehen und wurde ergriffen. Sie sehen jetzt, welche Strafe ein solcher Versuch mit sich bringt... Sergeant, führt die Herren ins Gefängniss zurück.«

»Während wir über diesen unerwarteten Ausgang des Prozesses herzlich froh waren, aber zugleich verwanderungsvoll uns fragten, wer der *Don Samuel* sei, dessen Zeugniss uns das Leben gerettet hatte, wurde unser alter Freund und Führer, *Howland*, aus dem Gefängnisse geholt. Wir sahen nun deutlich — wir wussten, dass *er Samuel* hiess; dass er in frühern Jahren mit *Arnijo* bekannt gewesen war, und dass die Mexicaner, wenn sie jemanden anreden oder von jemanden sprechen, meistens nur seinen Taufnamen gebrauchen *). *Howlands* Hände waren ihm auf den Rücken gebunden und als er näher kam, bemerkten wir, dass ihm das linke Ohr abgeschnitten und auch der linke Backen, so wie der linke Arm, mit Säbelhieben verwundet war... Wir eilten ihm begierig entgegen, um mit ihm zu reden; aber unsere Wächter stiessen uns mit den Musketen zurück und verweigerten uns so das Vergnügen, mit dem alten Ge-

*) Bekanntlich ist diess auch in *Spanien* (von wo die Sitte nach dem Spanischen Amerika gekommen), *Portugall* und *Italien* der Fall. D. M.

führten, der einem schmählichen Tode entgegen ging, noch einige Worte zu wechseln. *Howland* sah unsere Betrübniss. Mit einem Blick voll Entschlossenheit und Ergebung sprach er, an uns vorüber gehend, zwar leise aber deutlich: Lebt wohl, Kameraden. ... Was er weiter sagte, konnten wir nicht mehr vernehmen. Unsere Wache führte uns jetzt auf demselben Wege ihm nach und hielt auf dem Hauptplatze, dicht bei der Leiche unsers so eben erst gemordeten unglücklichen Gefährten still. *Howland* musste sich, nachdem er die Leiche gesehen hatte, die Augen verbinden lassen und neben derselben mit dem Gesicht gegen die Mauer niederknien. Sechs Soldaten traten dann einige Schritte zurück und ehe noch der Knall ihrer Musketen verschollen war, hatte der arme *Howland* den Geist aufgegeben. Er stammte aus einer guten Familie in *New-Bedford*, in Massachusetts, und war durch sein gebildetes und freundliches Benehmen allen Theilnehmern der Expedition sehr lieb und werth geworden.

Nach vollbrachter Hinrichtung wurden die Gefangenen in ihren Kerker zurückgeführt, und mehre Reiterabtheilungen begaben sich in kurzen Zeiträumen hinter einander nach *Anton Chico*, wo sich, wie man erfuhr, die Reste der Expedition unter Capitän *Sutton* und Oberst *Cooke* gelagert hatten. Auch zwei von Ochsen gezogene Kanonen gingen

dahin ab und ein bunter Haufe schecht bewaffneter und halbnackter Indier und Mexicaner, welche *Armijo* seine »Landmiliz« (*rural militia*) zu nennen beliebte, folgte nach. »Gegen Mittag« — fährt *Kendall* fort — »war die Stadt ganz verödet, nur die Weiber und Kinder nebst etwa 200 Mann Truppen und Freunden des Gouverneurs blieben zurück; denn ein so tapferer Krieger er auch war, so hielt er es doch für klug, die Texaner, so lange sie die Waffen noch nicht niedergelegt hatten, sich auf dreissig Meilen weit vom Leibe zu halten. Sein Operations-Plan war, so weit er seine eigene persönliche Sicherheit betraf, mit grösster Geschicklichkeit entworfen. Er hatte den Obersten *Cooke* mit wenigstens tausend Mann Truppen umgeben, während nicht mehr als 94 Texaner zu fürchten waren. Im Falle aber doch die Letztern die Mexicaner geschlagen hätten, war er entschlossen, sich, so schnell als die Pferde ihn tragen könnten, nach *Albuquerque*, seiner eigentlichen Residenz, zu begeben, hier sein Geld und andere Kostbarkeiten zusammenzuraffen und dann sich in das Innere von *Mexico* zu flüchten. .... Den Befehl über die gegen *Cooke* abgeschickten Truppen hatte Armijo seinen wenigen persönlichen Freunden übertragen, niedrigen Schmeichlern, deren Anhänglichkeit ihm aber viel Geld kostete. Er wusste recht gut, dass neun Zehntel der Einwohner von *Neu-Mexico* ihn hassten

und gar nicht abgeneigt waren, sich unmittelbar an *Texas* anzuschliessen; es war ihm aber auch bekannt, dass sie ihm fürchteten und nur aus diesem Grunde schon seit Jahren verhindert waren, sein Joch abzuschütteln. So lange sie und das Militär unter der Herrschaft seiner Creaturen standen, glaubte er sich ein überwiegendes Ansehen geben zu können und eben so war er überzeugt, dass, wenn es ihm gelingen sollte, durch militärischen Pomp, schöne Versprechungen und heuchlerisches Benehmen die Texaner zur Niederlegung ihrer Waffen zu bewegen, er noch lange im Besitz seiner Herrschergewalt würde bleiben können. Das Schicksal wollte, dass ihm sein Vorhaben gelingen sollte.«....

Der ganze Tag bis zum Abende wurde in grosser Spannung zugebracht. Couriere flogen zwischen *San Miguel* und *Anton Chico* hin und her. Bald hiess es, es sei zu einem blutigen Gefechte gekommen, bald wieder, die streitenden Partheien würden sich friedlich vertragen. Endlich sprengte mit Sonnenuntergang ein mexicanischer Reiter auf den Platz und verkündigte, dass sich sämmtliche Texaner ergeben hätten. Laute *Viva's* erfüllten nun die Luft. »Lange lebe die Mexicanische Republik!« »Lange lebe der tapfere General Armijo« und »Tod den Texanern!« hörte man auf allen Seiten. Dann folgten Musketensalven, Glockengeläute, Trompetengeschmetter und allerlei

Musik von zersprungenen Mandolinen und Geigen. In der Kirche wurde ein *Te Deum* angestimmt und das Bild des heiligen Michael in feierlicher Procession herumgetragen. Der Lärm dauerte die ganze Nacht fort, und am Morgen brachte man die Gefangenen in ein anderes Gemach, aus dem sie aber nach kurzem Verweilen wieder abgeholt und zum Gouverneur geführt wurden. Dieser verhörte sie neuerdings in Betreff des Generals *Macleod* und seiner Parthei, und rühmte die grossen Hilfsquellen der Provinz Neu-Mexico, so wie die Tapferkeit und Ergebenheit seiner Truppen, behandelte jedoch die Gefangenen anständig und schärfte auch dem Alcalden ein, nicht zu vergessen, dass er es mit »Caballeros« zu thun habe, widrigenfalls er das ganze Gewicht seines Zornes empfinden sollte. Hierauf entliess er sie, bemerkte aber beim Abschied, dass jeder Versuch zu entfliehen mit dem Tode bestraft werden würde. — Noch in derselben Nacht zog auch Armijo selbst mit seiner Reiterschaar ab und kaum zehn oder zwölf Soldaten blieben in San Miguel zurück.

Der Verf. scheint sich von seinem Schrecken ziemlich schnell erholt zu haben; denn er verbreitet sich in dem, was er über den fernern Aufenthalt in seinem neuen Gefängnisse und in San Miguel überhaupt bemerkt, umständlich über das weibliche Geschlecht dieser Stadt, ihre Annehmlichkeiten,

Sitten und Gebräuche; besonders rühmt er, so wie auch bei der Fortsetzung der Reise durch das Innere von Mexico, die vielen Beweise, welche er nebst seinen Leidensgefährten von der Gutherzigkeit der Frauen und Mädchen erhielt. In dem an das Gefängniss anstossenden Zimmer wohnte ein Schuhmacher, und die Schildwachen, mit welchen die Gefangenen sich bald in gutes Vernehmen zu setzen wussten, hatten nichts gegen den Umgang mit dieser Familie einzuwenden. »Seine Frau« — fährt *Kendall* in der Erzählung fort — »war ein junges, geschwätziges, wohlgebautes Weib und hätte, wenn ihre rechte Wange nicht durch einen grossen, rothen Fleck entstellt gewesen wäre, wahrhaft hübsch genannt werden können. Wenigstens zwei Drittel von allen hiesigen Weibern, die uns zu Gesicht kamen, waren mehr oder weniger durch solche rothe Flecke entstellt..... Am folgenden Morgen sahen wir den Fleck auf dem andern Backen unserer Nachbarinn, und am dritten Tage erschien sie ohne Fleck und sah nun wirklich recht artig aus. Auf Befragen erfuhren wir, dass diese Flecke zum Puts der Mexicanerinnen gehörten und dass man dazu den Saft gewisser rothen Beeren, in Ermangelung derselben auch Zinnober und selbst rothen Lehm gebraucht.« .....

Die Kleidung der Mexicanerinnen besteht in einem Hemd von Baumwollenstoff oder Leinwand,

und einem blauen oder rothen kurzen Wollenrock. Zum Letztern wird von den wohlhabendern Frauen nicht selten ein buntgeblümter Merino genommen, den man eigens dazu aus der Fremde einführt, während die gewöhnlichen, gröbern Stoffe im Lande verfertigt werden. Beide Kleidungsstücke sind, besonders das Hemd, sehr sauber gearbeitet, mit Stickereien von Blumen und andern Mustern, auch wenn es die Vermögensumstände erlauben, mit kostbaren Halskrausen, Manschetten etc. verziert. Der Engländer und Amerikaner findet beim ersten Eintritt in das Land die etwas paradiesische Tracht der Frauenspersonen anstössig; er glaubt, sie seien nur halb angekleidet und wundert sich, wie sie so unzart, oder, wie er sich zu Hause ausdrücken würde, so unverschämt seyn können, in so unanständigem Négligé vor ihm zu erscheinen. Aber bald erfährt er, dass es so Landessitte ist; er behandelt solche Kleinigkeiten, wie z. B. ohne Strümpfe und lange Kleider herumzugehen, mit Nachsicht und überzeugt sich, wie der Verf. treuherzig bemerkt, dass ein hübsches Mädchen in diesem Punkte nicht eben sehr eigensinnig zu seyn braucht. Corsets und lange Kleider sind wirklich etwas ganz Ungewöhnliches und den meisten Frauen, jungen und alten, auch vielleicht etwas ganz Unbekanntes. Nur die grossen Städte, wo sich Fremde und besonders französische Modehändlerinnen seit Jahren

niedergelassen haben, bieten in dieser Hinsicht Ausnahmen dar. Auch Hüte werden nicht getragen, weder von Reichen noch von Armen. Dagegen sind die *Mantilla* und der *Reboso* unter allen Volksklassen gebräuchlich. Letzterer ist eine Art langer Schärpe, gewöhnlich von Baumwolle und meistens mit blauen oder weissen Mustern verziert. Diese wesentlichen Bestandtheile der weiblichen Toilette dienen nicht nur als Hut und Sonnenschirm, sondern auch als Shawl, Schleier und Arbeitsbeutel. Man trägt sie auf verschiedene, aber stets geschmackvolle Weise, bald über dem Kopf, bald über den Schultern und auch um den Leib, so dass die Enden über die Arme herabhangen, oder sie vertreten auch die Stelle einer Schürze, um manche Kleinigkeiten aufzunehmen, die sich nicht füglich in der Hand tragen lassen. Der Reboso wird von zarter Kindheit an getragen und die Frauen sind so daran gewöhnt, dass sie ihn selbst bei den gemeinsten häuslichen Arbeiten nicht ablegen. — Die *Mantilla* besteht gewöhnlich aus einem feinern Stoff als der Reboso und ist auch weiter; man findet sie jedoch mehr in den grössern Städten.

Die Reize der Frauen und Mädchen in Nord-Mexico bestehen hauptsächlich in ihren kleinen Füssen, ihren nicht minder kleinen und musterhaft *(»classically«)* geformten Händen, dunkeln und

feurigen Augen, schön gebildeten und blendend weissen Zähnen und einem Haarwuchs, der, was Dichtigkeit, Glanz und Schwärze betrifft, an die creolischen Mädchen in Louisiana und zum Theil in West-Indien erinnert. Nur die Gesichtsfarbe thut der mexicanischen Schönheit Eintrag. Die Mischung von spanischem und indischem Blut hat ihrer Haut einen gewissen gelblichen, fast lehmartigen Teint mitgetheilt. Auch sind die Züge nicht eben besonders anmuthig, obschon man einzelne Gesichter findet, die als vollkommene Musterbildungen gelten können. Uebrigens sind die Mexicanerinnen frohgelaunte, gesellige, gutherzige Geschöpfe, freigebig bis zum Uebermass *(liberal to a fault)*, voll natürlicher Anmuth im Benehmen, und allem Anscheine nach auch gescheidter als die Männer.

Bis in die zweite Hälfte des Oktober blieben die Texaner in der Gefangenschaft zu *San Miguel*, ohne dass etwas über ihr ferneres Schicksal entschieden worden wäre. *Kendall* hatte unter der Hand von mehren Seiten die Versicherung erhalten, dass *Arrejo* ihn auf freien Fuss setzen würde. Unterdessen waren auch alle übrigen Mitglieder der Expedition eingebracht worden, und am 17. Okt. war es beschlossen, dass sie sämmtlich, also auch *Kendall*, nach der Hauptstadt *Mexico* geführt werden sollten. »Nachdem wir« — heisst es nun —

»auf dem Platze von San Miguel in Reihe und Glied aufgestellt und abgezählt worden waren, erfuhren wir, dass *Salesar*, der roheste unter allen Offizieren Armijo's, unser Führer seyn sollte. Diess hielten wir alle für ein grosses Unglück und selbst unsere Freunde unter den Einwohnern, die Abschied von uns zu nehmen kamen, gaben leise ihr Bedauern zu erkennen, dass wir einem so hartherzigen Schurken preisgegeben wurden. Auch die Weiber kamen uns glückliche Reise zu wünschen und viele Mädchen weinten laut und beten uns inständig, doch ja so viel als möglich nachgiebig gegen Salesar zu seyn und seinen Zorn nicht zu reizen. Ein kalter Winter war vor der Thüre, als wir zu Fuss einen Marsch von mehr als 2000 Meilen antreten sollten; wir befanden uns in der Gewalt eines Elenden, dem Grausamkeit und Blutvergiessen zum Vergnügen machten, und waren wir auch glücklich genug, die Beschwerlichkeiten der Reise zu überstehen, so wussten wir doch nicht, was unser Loos in *Mexico* seyn würde. Der Leser kann sich wohl denken, dass unsere Lage im höchsten Grade traurig war.«

Die Escorte bestand aus ungefähr 200 Mann, die auf Pferden, Maulthieren und Eseln ritten und aufs jämmerlichste mit Bogen und Pfeilen, Lanzen oder schlechten Musketen bewaffnet wären. Die Gefangenen hatten sich, nachdem sie so lange von

einander getrennt gewesen, tausenderlei zu erzählen und so verging ihnen die Zeit ziemlich angenehm. Der 17. Oktober war den Tag über warm und zum Theil regnerisch. Die Strasse von *San Miguel* führte zunächst westlich auf die grosse, von *Santa Fé* südwärts nach Mexico ziehende Hauptstrasse, und durch eine Gegend, die *Kendall* schon früher mit *Lewis* etc. hatte durchwandern müssen, aber auf Befehl Armijo's wieder nach *San Miguel* zurückgebracht worden war. Am Abend liess *Salezar* die durch einen Marsch von 30 Meilen ermüdeten Texaner in das verfallene Gebäude der ehemaligen Mission *Pekos* einsperren, ohne ihnen auch nur das Mindeste zu essen zu geben. Alles, was sie bei sich hatten, bestand in der leichten und zerlumpten Kleidung, die sie auf dem Leibe trugen, und einer wollnen Decke für jeden Mann. In diese eingehüllt streckten sie die müden Glieder auf dem feuchten Boden aus und rechneten auf einen erquickenden Schlaf, welcher aber durch einen kalten, schneidenden Wind vereitelt wurde, so dass *Kendall* und mehre Andere genöthigt waren, aufzustehen und sich durch Bewegung einigermassen zu erwärmen.

»Zeitig früh« — fährt die Erzählung fort — »mussten wir wieder aufbrechen. *Salezar* liess unter 187 halbverhungerte Menschen 50 kleine Kuchen (von Maismehl) austheilen, und die Art,

wie diess geschah, zeigte die ganze Roheit des jämmerlichen Schurken. Er liess die Gefangenen zu sich rufen, warf dann einen Kuchen nach dem andern hoch empor und weidete sich nun mit teuflischer Lust an dem Anblick, wie die hungrige Menge (gleich Hunden) darüber herfiel.... Die edlern Eigenschaften der menschlichen Natur, welche uns über das Thier erheben, waren bei der Mehrzahl durch langen Hunger und andere körperliche Leiden für den Augenblick unterdrückt.«....

In ähnlicher Weise ging es die folgenden Tage fort. Dreissig Meilen war der gewöhnliche Marsch. Einen Trost fanden die Reisenden zuweilen in den Dörfern, durch welche sie zogen. Die Weiber liefen herbei, brachten Tortillas, gebackene Kürbisschnitten, Wassermelonen, Aepfel etc. und grüne Maisähren, und vergossen heisse Thränen über das elende Aussehen der Gefangenen Schrecklich war die Nacht, welche in *Algodnes*, einem Dorfe am *Rio Grande* (*del Norte*) zugebracht wurde. Da eine empfindliche Kälte zu erwarten war, so bat *Van Ness* im Namen aller Uebrigen den Anführer um ein schützendes Obdach.

»Zwei kleine Gemächer, die durch eine Thüre zusammenhingen, aber kaum für 20 Mann geräumig genug waren, wurden ausfindig gemacht, und in diese 180 Mann wie Schafe getrieben und dann das grosse Thor hinter ihnen verschlossen. Von

Niederlegen oder Sitzen war keine Rede und bald erfolgte eine Scene des Elends und der Verzweiflung, die keiner Beschreibung fähig ist.«

»Das hintere Gemach hatte weder ein Fenster noch sonst eine Oeffnung, um frische Luft einzulassen, ausgenommen die in das Vordergemach gehende Thüre, welche aber durch die hier zusammengehäufte Menschenmenge ganz verstopft war. Im Vordergemach war ein einziges offnes Fenster, von etwa 2 Fuss Höhe und 18 Zoll Breite!... In dieser Stube befand ich mich, etwa 10 Fuss weit vom Fenster, so eingezwängt, dass ich weder rücknoch vorwärts, weder rechts noch links einen Schritt machen konnte. Aber auch in dieser geringen Entfernung vom Fenster war ich in Gefahr zu ersticken: wie mochte es erst denen in der zweiten Stube gehen?«

»Bald hörte man Geschrei von dieser Seite her. Man verlangte mit Ungestüm, dass die Thüre geöffnet oder zertrümmert werde und Alle drängten sich wüthend vorwärts, um sie durch das Gewicht ihres Körpers einzustossen. Unterdessen baten die zunächst am Fenster standen, welche Spanisch sprachen, die Schildwache, die Hausthüre zu öffnen und wenigstens einen Theil von uns ins Freie zu lassen. Aber diese hörte entweder nichts, vor dem grossen Lärm, oder achtete nicht darauf. Schon halb erstickt und fast ohnmächtig stiegen schrecken-

volle Erinnerungen an die Geschichte der *Schwarzen Höhle* in *Calcutta* in uns auf, und ein Befehl, uns auf der Stelle hinzurichten, wäre den Meisten von uns willkommener gewesen, als längeres Verweilen in diesen finstern und furchtbaren Gemächern. Es wurde nun ein Versuch gemacht, die Thüre nach innen zu öffnen, aber das Gedränge vereitelte jede Anstrengung..... Indessen hörten wir, dass von aussen aufgeschlossen wurde. *Salezar* hatte bewilligt, dass *fünfzig* Personen herausgelassen würden.«...

Kendall befand sich unter der Zahl dieser Glücklichen. Die Wache führte sie in einen offnen, für das Vieh bestimmten Pferch und sperrte sie hier die Nacht über ein. Die Luft war schneidend kalt, aber doch rein. Auch die Wachen fanden den Nordwind unangenehm und verkrochen sich in die anstossenden Häuser. Gleichwohl fiel es den Gefangenen nicht ein, zu entfliehen.

Am Morgen erhielt jeder zum Frühstück abermals nichts weiter als eine grüne Maisähre und es ging wieder in der gewöhnlichen Weise fort. Beim Aufwachen am 30. Oktober waren sämmtliche Gefangene, nachdem sie die Nacht auf blosser Erde unter freiem Himmel zugebracht hatten, mit 5 oder 6 Zoll Schnee bedeckt. Wenige Tage nachher änderte sich das Schicksal der Texaner. Sie kamen nach der Stadt *El Paso (del Norte)*, am Flusse des Rio Grande, unweit von der Gränze

der Provinz *Chihuahua*. Hier hörte die Gewalt des Generals *Armijo* auf und *Salezar* musste die Escorte der Gefangenen an einen andern Offizier übergeben. Sie wurden in einen grossen Hof gebracht, abgezählt und unter die Aufsicht einer neuen Wächterschaar gestellt, die jedenfalls weit besser und menschlicher aussah als die vorige. Zwei Stunden später erhielten sie sogar, wider alle Erwartung, in Abtheilungen von 6 oder 8, Quartierbillets für verschiedene Häuser der Einwohner, wo sie mit gut zubereiteten Fleischspeisen, Eiern, herrlichem Brod, manche selbst mit Wein, tractirt wurden. Der Verf. erhielt nebst *Van Ness* und *Falconer* *) gastliche Aufnahme in dem Hause des Militär-Commandanten Don *Elias Gonzalez*, eines sehr gebildeten und humanen Mannes, welcher, sobald er das schlechte Benehmen des Hauptmanns *Salezar* erfahren hatte, diesen sogleich wegen verschiedener Unterschleife, die er sich in Hinsicht der ihm anvertrauten Gelder auf dem Marsche hatte zu Schulden kommen lassen, verhaften liess, und den Gefangenen drei Rasttage gewährte, damit sie sich von den ausgestandenen Strapazzen erholen und zur Weiterreise stärken könnten.

*) Dieser *Falconer* hatte schon im März 1841 eine Reise nach Texas unternommen und schloss sich hier an die Expedition nach *Neu-Mexico* an. (S. den XXIII. Jahrg. (1845) S. LXXVI.)

Die geographische Ausbeute der Wanderungen *Kendalls* bis er nach *Mexico* kam, ist eben nicht von Wichtigkeit. Er hatte zu wenig Zeit, Gelegenheit und wie es scheint, auch Neigung, sich um das zu bekümmern, was ihm nicht unmittelbar vor Augen lag. Am 9. Febr. 1842 erreichten die Texaner die Hauptstadt, wo es dem Verf. und einigen andern Amerikanern nach vielen Schwierigkeiten endlich gelang, durch Vermittelung des amerikanischen Gesandten ihre Freiheit zu erhalten. Im April reisten sie von Mexico nach *Vera Cruz* ab und gingen von hier im Mai nach *New-Orleans* unter Segel.

IX.

ERINNERUNGEN AUS BRASILIEN.

Nach Kidder.

Der Bericht, welchen der nordamerikanische protestantische Missionär *Daniel Kidder* im Jahre 1845 über seine Reisen in Brasilien veröffentlicht hat *), ist das Neueste, was bis jetzt über dieses merkwürdige Kaiserreich geschrieben worden ist. Der Verf. hielt sich, hauptsächlich als Agent einer Bibelgesellschaft, dritthalb Jahre in den verschiedenen Provinzen des Reiches auf und hatte mehr

*) *Sketches of Residence and Travels in Brasil*, embracing Historical and Geographical Notices of the Empire and its several Provinces. By *Daniel P. Kidder*. II. Voll. (Mit Illustrationen.) Philadelphia und London, 1845.

als irgend einer der frühern europäischen Reisenden, da diese persönlich nur die Hauptstadt und einige Provinzen durchforschen konnten, hinlängliche Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen. Wir beschränken uns bei der nachfolgenden Uebersicht auf die vornehmsten von ihm mitgetheilten geographischen, statistischen und ethnographischen Bemerkungen, übergehen aber Alles, was auf sein Missionsgeschäft Beziehung hat, so wie die zahlreichen historischen Notizen, welche theils aus dem von *Armitage* fortgesetzten grössern Werke *Southey's* entlehnt, theils, was die neueste Geschichte betrifft, ohnehin durch die öffentlichen politischen Blätter allgemein bekannt sind.

Rio de Janeiro (gewöhnlich nur *Rio* genannt *) ist nicht bloss die Haupt- und Hofstadt, sondern auch der Haupt-Handelsplatz Brasiliens und die grösste Stadt von ganz Süd-Amerika. An der

*) Wir haben zwar schon im III. Jahrgange (1825) S. 86 bis 98 und S. 334 bis 336, Schilderungen von dieser Hauptstadt Brasiliens, nach *Arago*, *Spix* und *Martius*, mitgetheilt; aber diese Reisenden besuchten Brasilien in den Jahren 1817 bis 1820, und es sind seit jener Zeit Veränderungen vorgegangen, welche eine neue Darstellung, nach dem gegenwärtigen Zustande der Stadt, gewiss nicht überflüssig machen.

südlichen Gränze der Heissen Zone gelegen, steht ihr Hafen mit dem Atlantischen Meere durch eine schmale, zwischen Granitbergen hinführende Einfahrt in Verbindung, welche so sicher ist, dass der Schiffer keines Lootsen bedarf. Zugleich ist die Lage der verschiedenen Befestigungen an der Mündung dieses Hafens, auf den Inseln und Anhöhen, von der Art, dass sie bei gehöriger Bemannung den feindlichen Angriffen der mächtigsten Kriegsschiffe des Erdbodens Trotz bieten können. Rings von Gebirgen umgeben liegen in der prachtvollen ruhigen *Bay Nitherohy* (dem »Versteckten Wasser *) zahlreiche englische, französische und amerikanische, zuweilen auch russische, portugiesische, österreichische und hanseatische Schiffe ruhig vor Anker; sie hören nur das Toben der draussen stürmenden Brandung, ohne von ihr berührt zu werden.

Der neu ankommende Reisende findet beim ersten Anblick von *Rio de Janeiro* keine Aehnlichkeit, weder in der Bauart der Häuser noch in der Lage, mit den nordamerikanischen Städten. Die Oberfläche der Stadt bietet eine Mannichfal-

*) Diese Bay von *Nitherohy*, wie sie die Eingebornen hiessen, wurde durch den portugiesischen Seefahrer *Martin Alfonso de Souza* am 1. Januar 1531 entdeckt. Er hielt sie für die Mündung eines Flusses *(Rio)* und gab ihr daher den Namen *Rio de Janeiro* (Januarius-Fluss).

HAFEN VON RIO JANEIRO.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

tigkeit von Hügelreihen, den letzten Ausläufern benachbarter Küstengebirge, dar, zwischen denen sich flache Niederungen mehr oder weniger weit ausbreiten. Längs dem Fusse dieser Anhöhen und an ihren Abhängen erheben sich Reihen von Häusern, deren weisse Mauern und rothe Ziegeldächer angenehm gegen das sie umgebende dunkelgrüne Laub der Bäume abstechen. Auf dem am meisten hervorragenden Hügel, dem *Morro do Castello*, von welchem man die Einfahrt des Hafens überblickt, steht eine hohe Signalflaggen-Stange mit einem Telegraphen, welcher die Nationalität und die Klasse jedes ein- oder auslaufenden Schiffes anzeigt. Oberhalb dieses Hügels erblickt man bis zu einer Parallele zwischen der *Ponta do Calabouço* und der *Schlangeninsel* (*Ilha das Cobras*) den ältern und gedrängter beisammen liegenden Theil der Stadt. Man kann ihn mit den Einwohnern die »Stadt der Paläste« nennen. Zwei dieser Paläste sind kaiserlich. Der eine, mit der Fronte gerade gegen den Landungsplatz gerichtete, war sonst die Residenz des Vicekönigs und wird jetzt bloss an Gala- oder andern Hoftagen gebraucht; der andere, weit prachtvollere, liegt fünf (engl.) Meilen weiter, in der Vorstadt *San Christovao* (St. Christoph), von der er auch den Namen führt; er war ehemals nur ein Lustschloss, ist aber jetzt der bleibende Wohnsitz der kaiserlichen Familie. Nächst diesen beiden

verdienen die Paläste der National-Versammlung, des Senats, der Municipalität, des Bisthofs, so wie des *Campo da Houra*, und von sonstigen öffentlichen Gebäuden die Kathedrale, gegen 50 Kirchen und Kapellen, insbesondere die Hof-Kapelle, dann das Marine- und Landtruppen-Zeughaus, die Casernen, das Zollgebäude und das Consulat, der Regierungspalast, der Oberste Gerichtshof, das ehemalige, zu einer Medicinischen Akademie umgeschaffene Jesuiten-Collegium, die Akademie der Schönen Künste, das National-Museum, die National-Bibliothek, zwei öffentliche und drei Privat-Kranken- und Armenhäuser und zwei Begräbnissplätze erwähnt zu werden.

Wo die Bodenbeschaffenheit es zulässt, ist die Stadt regelmässig in Strassen abgetheilt, welche einander rechtwinkelig durchschneiden; an manchen Stellen aber, längs dem Meeresufer und den Bergabhängen, hat sich nur Raum für eine einzige, krumm verlaufende Strasse oder Häuserreihe dargeboten. Der *Passeio Publico* (der öffentliche Spazierplatz) befindet sich in einem frei gelegenen, luftigen, besonders den kühlen Seewinden zugänglichen Stadttheile. Ausserdem giebt es zahlreiche andere öffentliche, mit schönen steinernen Fliess- und Springbrunnen verzierte, öffentliche Plätze. Die Brunnen erhalten mittelst Wasserleitungen ihren Bedarf aus den nächst gelegenen Gebirgen.

Von der eigentlichen Stadt erstrecken sich die *Vorstädte* in drei Hauptrichtungen 4 bis 5 Meilen weit, zusammen mit der Stadt an 200000 Menschen enthaltend. In den Vorstädten wohnen ausser dem kaiserlichen Hofe eine grosse Anzahl adeliger Familien, die Volksabgeordneten der verschiedenen Provinzen (zur Zeit des Landtages), die Staatsminister, die fremden Gesandten und Consuln, und eine buntgemischte Klasse gemeinen Volks, sowohl Eingeborner als Fremder, Letztere fast alle Völker des Erdbodens vertretend.

Von welcher Seite her auch der Fremde in den Hafen von Rio kommt, so landet er doch in der Regel am Palast-Platze oder *Largo do Paço*, wo er aus dem Boote trockenen Fusses eine schöne Granittreppe hinaufsteigen kann. Es giebt zwar noch andere Landungsplätze, aber hier muss sich der Reisende entweder auf den Schultern eines Negers durch die Brandung tragen lassen oder, auf die Gefahr hin tüchtig durchnässt zu werden, mittelst eines kräftigen Sprunges das Ufer zu erreichen suchen. Am Palast-Platze befindet er sich sogleich mitten unter einem Menschenhaufen, eben so verschieden in Hautfarbe und Leibesgestalt als in Sprache und Benehmen. Die Meisten sind Neger und Negerinnen, welche sich um den Fliessbrunnen drängen, um Wasser zu schöpfen und es in kleinen Fässchen auf dem Kopfe wegzutragen. Ihre Un-

terhaltungen an diesem Sammelplatze sind äusserst lebhaft und enden nicht selten mit Zank und Streit, zuweilen auch mit Schlägerei. Um dergleichen zu verhindern oder zu beendigen, sind bei allen Brunnen Soldatenwachen aufgestellt. — Zu gewissen Stunden des Tages findet man auf dem *Largo do Paço* auch zahlreiche einheimische Bewohner der Stadt, welche hier lustwandelnd sich am Anblick der Bay ergötzen oder sich in der kühlen Seeluft erfrischen.

Die Strassen in der eigentlichen Stadt sind meistens enge, aber sämmtlich mit grossen Quadersteinen gepflastert. Die Häuser sind selten mehr als drei Stock hoch und fast jeder Stock ist bewohnt. Selbst in den eigentlichen Gewerbstrassen dient nur das Erdgeschoss zu Werkstätten, Kaufläden und Magazinen, während die Familien die obern Stockwerke inne haben. Fast alle Häuser sind von Granit gebaut; doch besteht die äussere Mauer nicht aus regelmässigen Quadersteinen, sondern ist aus kleinern Bruchstücken ungeordnet zusammengesetzt und mit Gyps überzogen. Die Häuser erhalten dadurch ein gleichförmiges weisses Ansehen, aber auch im Sonnenschein einen für die Augen empfindlichen Glanz.

Aus dem *Largo do Paço* gelangt man rechts in die *Rua Direita* (die »Gerade Strasse«), die breiteste und wichtigste Strasse der eigentlichen Stadt. Sie läuft ziemlich parallel mit dem Ufer

der Bay. Nichts kann lebhafter und eigenthümlicher seyn als das Schauspiel von Geschäftsthätigkeit, welches sich hier täglich von 9 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags entwickelt. Nur während dieser fünf Stunden dürfen Schiffe aus- und einladen, und Waaren und Gepäck nach dem Zollhause gebracht oder von dort abgeholt werden. Wenn man übrigens erwägt, dass alle diese Arbeiten durch Menschenhände verrichtet werden müssen und selbst für die schwersten Lasten selten ein Wagen oder eine Schleife vorhanden ist, die ebenfalls nur von Negern gezogen werden, so kann man sich eine Vorstellung von dem Negerschwarme machen, der sich hier nach allen Richtungen in Bewegung setzt. Die Kaffehträger gehen gewöhnlich in Truppen von zehn oder zwölf, von welchen einer den Anführer macht und der »Capitän« genannt wird. Sie tragen bei der Arbeit selten ein anderes Kleidungsstück, als ein Paar kurze Pantalons; das Hemd wird als lästig abgelegt. Jeder nimmt einen Sack Kaffeh von 160 Pfund auf den Kopf und Alle setzen sich gleichzeitig mit gleichförmigen Schritten in Marsch. Da sie die Last nur mit Einer Hand zu halten brauchen, so tragen sie in der andern häufig eine Art von Kinderklapper *(rattle-box)*, mit welcher sie taktmässig lärmen, während sie eines ihrer afrikanischen Lieder dazu singen. Ein Versuch, den die Regierung einst

machte, dieses betäubende Lärmen und Singen zu untersagen, musste aufgegeben werden, da die Neger nun entweder gar nicht arbeiten wollten, oder das Geschäft wenigstens sehr nachlässig verrichteten.

Dieselbe *Rua Direita* enthält das *Börsengebäude*, ehemals zum *Zollhause* gehörig, aber seit 1834 von der Regierung dem Handelsstande überlassen. Hier befindet sich, ausser den Geschäftssälen etc. auch ein *Lesezimmer*, wo man täglich die neuesten brasilischen und die wichtigsten fremden Zeitungen aufgelegt sieht. Unweit vom Haupteingange des Zollhauses *(Alfandega)* gelangt man durch eine grosse Vorhalle in das *General-Postamt* (*Correio Geral*), mit welchem auch die Bureaux der *National-Bank* und der *Staatskasse* in Verbindung stehen. Die eingelaufenen Briefe und Zeitungen liegen in verschiedenen Haufen, je nach den Provinzen, aus welchen sie kommen, beisammen, aus welchen die Kaufleute nach einer dabei befindlichen Liste sich die an sie gerichteten Briefe heraussuchen müssen. Nur wer jährlich eine gewisse Summe bezahlt, erhält sie ins Haus geschickt. Die grössern Brief-Felleisen werden täglich längs der Küste durch Schiffe befördert. Mit den innern Provinzen findet nur alle fünf Tage eine Postverbindung Statt, und zwar ziemlich langsam, theils durch Fussboten theils durch Reiter. Das Postgeld ist übrigens sehr billig.

Die Strassen von Rio haben meistens recht wohlklingende Namen, wenigstens in der portugiesischen Sprache. So gehen z. B. von der Rua Direita in rechten Winkeln die *Rua dos Pescadores* (Fischerstrasse), *Rua da Alfandega* (Zollhaus-Strasse), *Rua do Rosario* (Rosenkranz-Strasse) und m. a. aus. Parallel mit der Rua Direita läuft die *Rua dos Ourives*, wo fast lauter Gold- und Silberarbeiter wohnen. Die *Rua do Ouvidor* wird grösstentheils von französischen Kaufleuten und Modehändlern bewohnt und erinnert an das *Palais Royal* und die *Rue Vivienne* in Paris. — An mehren Strassenecken sieht man, ungefähr in der Höhe des zweiten Stockwerks der Häuser, Nischen mit Heiligenbildern, meist mit dem Bilde der Jungfrau Maria, vor welchen an gewissen Tagen Lichter brennen und geistliche Lieder gesungen werden; doch sind in neurer Zeit viele solche Bilder in Verfall gerathen, ohne wiederhergestellt zu werden. — Die Jalousien und Gitter vor den Fenstern, welche ältere Reisende als eine Eigenthümlichkeit der brasilischen Hauptstadt anführten, sind gleich in der ersten Zeit, nachdem *Johann VI.* seine Residenz (im November 1808) von *Lissabon* nach *Rio de Janeiro* verlegt hatte, auf königlichen Befehl abgeschafft worden, weil sie Gelegenheit zu meuchlerischen Verstecken darzubieten schienen.

Ein bemerkenswerther Zug in der Physiognomie

von Rio besteht darin, dass die meisten Höhenpunkte der Stadt und ihrer nächsten Umgebung mit *Kirchen* und *Klöstern* besetzt sind. Diese gehören im Allgemeinen unter die ansehnlichsten und prachtvollsten Gebäude des Landes, obschon viele in Hinsicht des Geschmacks keineswegs ausgezeichnet sind. Der Baustyl ist theils römisch theils griechisch, theils gemischt. Eine der grössten und am besten ins Auge fallenden Kirchen ist die *Maria Lichtmess-Kirche (Igreja da Candellaria)*, obschon sie im tiefern Theile der Stadt und in einer engen Strasse steht. Viele Klosterkirchen sind grösser als die Pfarrkirchen. Unter die ältesten Klöster gehört das der *Benediktiner (Convento de S. Bento)*, welches schon 1671 ein altes Gebäude war und damals erneuert wurde. Dieser Orden ist bei weitem der reichste in Brasilien und besitzt ansehnliche Häuser und grosse Landgüter; doch zählt er jetzt wenig Mitglieder. Sämmtliche Kirchen werden übrigens, die Fastenzeit ausgenommen, nur schwach und meist nur von Frauenspersonen besucht.

Von den zahlreichen *Hospitälern* gehören mehre gewissen *Brüderschaften (Irmandades)*. Diese bestehen in der Regel aus Layen und nennen sich *dritte Orden (? third Orders)*, z. B. *Ordem terceira do Carmo, da Boa Morte* (vom Guten Tode), *do Bom Jesus do Calvario*. Sie tragen, aber nur an Festtagen, eine eigene, der geistlichen ähnliche

Kleidung. Jedes Mitglied zahlt ein Eintrittsgeld und einen Jahresbeitrag, und wird in Krankheitsfällen oder bei Verarmung aus dem Vermögen der Gesellschaft unterstützt, auch auf dessen Kosten begraben. Viele solche Brüderschaften sind durch Schenkungen und Vermächtnisse sehr reich geworden.

Das Hospital der *Aussätzigen* (*dos Lazaros*), in der Vorstadt S. Christovao, ist bloss zur Verpflegung von Kranken bestimmt, welche mit der s. g. Elephantiasis und andern ähnlichen Hautkrankheiten behaftet sind. Leider sind dergleichen sehr häufig in Rio. Man sieht oft Bettler an den Strassenecken mit geschwollnen Beinen, die fast Elephantenfüssen gleichen. Man glaubt allgemein, dass die Krankheit ansteckend sei und die Lage der Unglücklichen wird dadurch um so schlimmer. Das erwähnte Hospital ist erst in neurer Zeit in dem Gebäude eines ehemaligen Jesuitenklosters errichtet und der Oberleitung der Brüderschaft *do Santissimo Sacramento* übergeben worden. Es enthält im Durchschnitt 80 Kranke, von denen jedoch die wenigsten als geheilt entlassen, die meisten aber in der Anstalt bis zum Tode verpflegt werden. »Vor einiger Zeit« — erzählt der Verf. — »behauptete Jemand die Entdeckung gemacht zu haben, dass die brasilische Elephantiasis dieselbe Krankheit sei, welche die alten Griechen durch den Biss

einer Schlange geheilt hätten. Er machte verschiedene Untersuchungen darüber bekannt und erregte die öffentliche Aufmerksamkeit. Bald fand sich Gelegenheit, dieses Mittel zu erproben. Ein Kranker des Hospitals, der seit sechs Jahren hier lebte, war bereit, den Versuch damit zu wagen. An einem dazu bestimmten Tage fanden sich verschiedene Aerzte und andere Personen ein, um das Ergebniss zu beobachten. Der Kranke war ein Mann von fünfzig Jahren und erwartete, entweder aus innigem Vertrauen auf den glücklichen Erfolg, oder aus Verzweiflung an einer Milderung seines Uebels, den Anfang der Kur mit grösster Ungeduld. Eine Klapperschlange wurde in einer *Gaiola*, einer Art von Käfich, herbeigebracht, und der Kranke steckte sogleich mit grösster Entschlossenheit die Hand hinein. Die Schlange aber schien sich vor der Berührung zu scheuen, und selbst, als er sie angriff, begnügte sie sich, die Hand bloss zu lecken, ohne zu beissen. Der Kranke sah sich endlich genöthigt, die Schlange heftig zu drücken, wodurch sie nun zum Zorn gereizt wurde und ihm einen Biss am kleinen Finger beibrachte. Der Biss war jedoch so schwach, dass der Kranke nichts davon fühlte und nur ein wenig Blut aus der Wunde floss, worauf ein leichtes Anschwellen des Fingers erfolgte. Aber später traten, während alle Anwesenden aufmerksam die Wirkung des Mittels be-

obachteten, Beängstigungen ein, und obschon die Krankheit selbst augenscheinlich den Kampf verlängerte, so erfolgte doch in 24 Stunden der Tod.«

Das grösste Hospital, der Stadt nicht nur sondern auch des ganzen Reiches, ist das *Kloster der Barmherzigen Brüder (Santa Casa da Misericordia)*. Es liegt am Meere, dicht unter dem Castello-Berge, und steht Tag und Nacht armen Kranken jedes Geschlechts und Alters, Schwarzen und Weissen, Heiden und Christen, offen. Mehr als 5000 Kranke werden jährlich aufgenommen, von welchen etwas mehr als 1000 sterben. Es befinden sich darunter namentlich viel Matrosen der fremden Schiffe. Die Wohlthätigkeit der Anstalt erstreckt sich auch auf die Gefängnisse der Stadt, welche Arzneien und Speisen für ihre Kranken erhalten.

Zum Allgemeinen Krankenhause gehört das *Findelhaus*, auch *Casa da Roda* (Radhaus) genannt, von der durch ein Rad in Bewegung gesetzten Vorrichtung nach der Strassenseite, in welche das Kind gelegt und durch Umdrehung in das Innere des Hauses gebracht wird, ohne dass die es hineinlegende Person sich zu zeigen braucht. Von 3630 Kindern, die hier 1831 bis 1840 ausgesetzt wurden, waren am Schluss dieser 10 Jahre nur noch 1024 am Leben. Die Mädchen kommen später in das *Waisenhaus*, wo aber auch andere älternlose Mädchen Aufnahme finden. Die Anstalt sorgt zugleich für

das Unterkommen und selbst bei Verheurathungen für die Ausstattung der erwachsenen Mädchen, mit Summen von 200 bis 400 Milreis (430 bis 840 fl. C. M.). Am 2. Juli (Mariä Heimsuchung) ist grosses Kirchenfest, wo zahlreicher Zudrang von Menschen Statt findet, die Kinder beschenkt, auch mehre Heurathsfähige verlobt werden. Im Jahre 1840, wo der Verf. hier war, wohnte der ganze kaiserliche Hof dem Gottesdienste bei und vertheilte reichliche Gaben.

Der zum ersten Male nach Rio de Janeiro kommende Fremde wundert sich über die Seltenheit der *Gasthöfe* und öffentlichen Speisehäuser. Es giebt zwar verschiedene französische und italiänische Hotels, welche die stets zahlreich ankommenden fremden Reisenden bewohnen; aber für die einheimische Bevölkerung sind in dieser an 200000 Seelen zählenden Stadt nur etwa 8 oder 10 Gasthöfe vorhanden, und nur wenige davon übertreffen an Grösse ein gewöhnliches Privathaus. Es wäre unbegreiflich, wie die zahlreichen in Geschäften die Stadt besuchenden Fremden, aus allen Theilen des Reiches, das nothdürftige Unterkommen finden könnten, wenn sie nicht auf die Gastfreundschaft der Einwohner rechnen dürften, an welche sie sich gewöhnlich Empfehlungsbriefe zu verschaffen so glücklich sind. Wer dieses nicht vermag, miethet

sich ein Zimmer, richtet es mit Hilfe seines Dieners nothdürftig ein und geht in eines der wenigen Speisehäuser *(Casa de pasto)*. Auf diese Art behelfen sich die meisten zum Landtage kommenden Mitglieder der National-Versammlung. Ausserdem pflegen auch die grössern Handlungshäuser eine tägliche Mittagstafel nicht nur für ihr Comtoir-Personale, sondern auch für ihre in Rio anwesenden Geschäftsfreunde zu unterhalten. Engländer und Amerikaner, welche nebst ihren Familien längere Zeit hier leben, miethen für diese in einer Vorstadt eine Wohnung, oft ein ganzes Haus, gehen des Morgens nach der Stadt und kehren am Abend zu den Ihrigen zurück.

Obwohl es ein öffentliches *Schlachthaus (Matadouro)* giebt, wo alles für den Verbrauch der Stadt bestimmte Vieh geschlachtet wird, so hat man doch keine eigentlichen Fleischbänke, sondern wer Fleisch kaufen will, muss in die von den Fleischhauern gemietheten Verkaufsgewölbe gehen, welche sich indessen grossentheils in der Josephsstrasse *(Rua de S. José)* beisammen finden. Gemüse und Obst sind nebst ungeheuern Mengen von lebendem Geflügel auf den meisten Plätzen und Strassen von Negerinnen und Mulattinnen zum Verkauf ausgestellt. Auch wird hier im Freien für Sklaven und andere gemeine Leute gekocht, welche ihre Mahlzeit gleich hier zu sich nehmen. — Die brasilischen

Gewässer sind reich an einer Menge, dem Bewohner kälterer Himmelsstriche unbekannter Fischgattungen. Der Gemüsebau hat zwar noch wenig Fortschritte gemacht, aber das Land bietet einen Ueberfluss an den köstlichsten Früchten. Ausser Orangen, Citronen, Kokosnüssen und Ananas, die auch uns Nordländern nichts Fremdes sind, giebt es Mangopflaumen, Bananen, Granatäpfel, Chirimoyas, Goyakas, Jambos, Araçaş, Mangabas, und noch viele andere Früchte, deren jede sich durch einen eigenthümlichen Wohlgeschmack auszeichnet. Bei solcher Fülle von Lebensbedürfnissen und selbst von Luxus-Gegenständen darf Niemand über Mangel klagen. Alle diese Dinge sind stets auf den Märkten zu haben oder werden von Sklaven und freien Negern in Körben auf den Köpfen durch die ganze Stadt zum Verkauf herumgetragen. Auch die Verkäufer anderer Waaren durchstreifen den ganzen Tag die Strassen und preisen singend und schreiend ihre Vorräthe bis zum Ueberdruss an. Es werden zu diesem Geschäft, selbst zum Hausiren mit feinen Waaren, Gold- und Silber-Artikeln, Juwelen etc. die muntersten und zugleich zuverlässigsten Sklaven verwendet, welche sich nicht selten mit grossem Geschick zu benehmen und ihre Waare sehr vortheilhaft an Mann zu bringen wissen.

Die Haupt-Gefängnisse sind das *Aljube*, innerhalb der Stadt, und *Santa Barbara*, auf einer klei-

nen Insel, unweit von der *Ponta da Saude*, am nördlichsten Ende der Stadt. Nach dem letzten Berichte (1840) befanden sich in beiden Gefängnissen 366 Personen, die wegen Beschuldigung folgender Verbrechen eingekerkert waren: 62 wegen Mord, 4 wegen Drohungen, 50 Raub, 9 Wechselfälschung, 3 Meineid, 79 Diebstahl, 27 Schlägerei, 11 Raubversuch, 6 Missbrauch von Waffen, 3 Verleumdung, 2 verbotene Spiele, 23 Falschmünzer, 2 Hilfeleistung bei Flucht aus der Haft, 6 Widersetzlichkeit gegen Polizei, 2 Nothzucht, 2 Unterschleif; 39 waren wegen unbekannter Vergehungen von fremden Orten eingebracht und 21 dem Zuchthause übergeben. Nur 159 von dieser Zahl wurden in demselben Jahre verhört und abgeurtheilt, und davon 5 am Leben gestraft. Das Zuchthaus liegt auf einer Anhöhe zwischen den Vorstädten *Catumby* und *Mata porcos*. Hieher kommen hauptsächlich Sklaven, die sich des Ungehorsams oder sonstiger Vergehungen schuldig machen. Sie werden mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt. Die Widerspenstigsten werden paarweise, oft auch zu 4 oder 5 an eine gemeinschaftliche Kette gelegt, die jedem Einzelnen am Beine befestigt ist.

Wenige Städte haben besser *beleuchtete Strassen* als Rio de Janeiro. Im ganzen Gebiete der Mu-

nicipalität befinden sich in angemessenen Entfernungen von einander grosse vierseitige Lampen, jede mit vier Flammen und einem metallnen Reflector. Sie hangen an starken Dräthen und können zum Behuf der Füllung und Reinigung herunter gelassen werden. Obwohl nur Oel gebrannt wird, entsprechen diese Lampen doch ihrem Zweck vollkommen. Ueberhaupt rühmt der Verf. sehr alle *Polizeianstalten* in Rio.

Unter die bemerkenswerthesten Anstalten gehört das *Impfungs-Institut (Junta Vaccinica)*, welches sich im Erdgeschoss des *Rathhauses (Camara Municipal)* befindet und jeden Donnerstag und Sonnabend offen steht. Jedes in der Stadt geborne Kind, reich oder arm, frei oder nicht, schwarz, weiss oder gelb, muss geimpft werden. Die dazu bestimmten Aerzte sind vom Staate besoldet und die Impfung kostet den Aeltern nichts.

Unweit vom Rathhause befindet sich das *National-Museum*, welches jeden Donnerstag dem Publikum geöffnet ist. Die Sammlungen sind zwar nicht zahlreich, aber von Werth. Das Mineralien-Cabinet ist in den letzten Jahren durch die kostbare Sammlung des verstorbenen ausgezeichneten Gelehrten und Staatsmannes *Joseph Bonifaz de Andrada* vermehrt worden, welche nebst seinen Maschinen- und Münzsammlungen die Erben der Anstalt schenkten. Er war längere Zeit Professor

der Mineralogie an der Universität Coimbra in Portugall, und stand mit den vornehmsten Gelehrten Europas in Verbindung. Auffallend ist dem Fremden, dass die Mineraliensammlung des Museums mehr ausländische als einheimische Mineralien enthält. Derselbe Mangel an andern brasilischen Naturprodukten und Merkwürdigkeiten herrscht auch in den übrigen Abtheilungen des Museums; nur die herrliche Sammlung von Schmucksachen und Geräthschaften der Eingebornen aus den Provinzen *Para* und *Matto Grosso* macht in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Während die Cabinette von *Wien*, *München*, *Paris*, *St. Petersburg*, *London* und *Edinburg* mit herrlichen Exemplaren aus Brasilien bereichert worden sind, kann man sich in der Hauptstadt dieses Landes selbst nur einen sehr unvollständigen Begriff von den Erzeugnissen des brasilischen Mineralien-, Pflanzen- und Thierreiches machen.

Die *Kaiserliche Akademie der Schönen Künste* wurde 1824 durch einen Beschluss der National-Versammlung gegründet. Sie hat einen Direktor und vier Professoren (der Landschaftsmalerei, Baukunst, Skulptur und Zeichenkunst) nebst mehren Adjunkten. Jeder Lernbegierige kann hier eintreten. Es werden jährlich an 70 Schüler, meistens jedoch für die Abtheilung des Zeichnens, eingeschrieben. Im Jahre 1843 zählte sie gegen 100 Schüler.

Die *Kaiserliche Akademie der Heilkunde* befindet sich im alten Jesuiten-Collegium auf dem *Morro do Castello* und wird von 100 bis 150 Studierenden besucht. Die verschiedenen Fächer sind mit tüchtigen Professoren besetzt, von denen viele ihre Studien in Europa gemacht haben. Die Akademie steht in enger Verbindung mit dem Hospital *da Misericordia*.

Die Regierung hat auch eine *Militär-* und eine *Schifffahrts-Akademie* errichtet, in welche jeder junge Brasilier, der das fünfzehnte Jahr erreicht und die nöthigen Vorkenntnisse, namentlich der französischen Sprache, erworben hat, eintreten kann. Die Marine-Akademie befindet sich an Bord eines im Hafen bleibend vor Anker liegenden Kriegsschiffes, so dass die Zöglinge gleich praktisch den Seedienst kennen lernen.

Eine Anstalt, welche in neuester Zeit mehr als jede andere in Brasilien Theilnahme erregt hat, ist das 1837 gegründete *Collegio de Don Pedro II.*, ein Lyceum in grossem Styl, das sich bedeutender Unterstützung und Dotationen von Seiten der Regierung erfreut. Es sind 8 oder 9 Professoren angestellt und der Zudrang von Studierenden ist stets sehr gross.

Ausserdem giebt es in Rio zahlreiche kleinere *Collegios* und *Aulas*, welche den untern Klassen unserer Gymnasien entsprechen, so wie 28 *Volks-*

und *Bürgerschulen*, mit etwa 1000 Schülern. Da diese für die Bevölkerung unzureichend sind, so haben mehre Portugiesen, Franzosen, Engländer und Italiäner Privatschulen errichtet, welche guten Fortgang finden.

Noch ist das *Bischöfliche Seminar St. Joseph* zu erwähnen, welches zur Bildung junger Männer für den Priesterstand bestimmt ist und schon seit 1740 besteht. Es hat einen Rector, Vicerector, mehre Professoren der verschiedenen Wissenschaften, wie auch der französischen und englischen Sprache, und zählt an 70 Studierende.

Die *National-Bibliothek* besteht grösstentheils aus Büchern der Königlichen Bibliothek in Portugall, welche Johann VI. bei seiner Uebersiedlung von Lissabon nach Rio de Janeiro mitbrachte. Sie ist seit dieser Zeit dem Publikum geöffnet und kann täglich von 9 Uhr bis 2 Uhr besucht und benützt werden. Ein geräumiger Lesesaal enthält mehre Tische mit Schreibmaterialien; doch fand *Kidder* nie einen grossen Andrang von Lesern. Auch die in Rio erscheinenden Zeitschriften werden, so wie mehre fremde, täglich hier aufgelegt.

Was den brasilischen *Buchhandel* betrifft, so war und ist dieser sehr unbedeutend. Einige politische Broschüren und unerhebliche Werke ausgenommen, ist in Brasilien nie eine grössere Original-Arbeit von Buchhändlern verlegt worden, und

das wenige Wissenschaftliche haben die Verfasser auf eigene Kosten herausgeben müssen. Bekanntlich ist auch Portugall selbst nie ein Büchermarkt gewesen, und selbst jetzt noch werden in *Paris* weit mehr portugiesische Bücher gedruckt als in *Lissabon*. Eine Zunahme der Leser in Brasilien würde mehr den Pariser als den brasilischen Buchhändlern Vortheil bringen. Die politischen Bewegungen haben die meisten Gelehrten Portugalls zur Auswanderung genöthigt. Viele leben jetzt in Paris und schreiben hier sowohl für Brasilien als für Portugall. Uebrigens ist die portugiesische Literatur in neuerer Zeit sehr herabgekommen. Das reine Lusitanische ist durch Gallicismen entstellt und die Presse wird, zum Nachtheil von Original-Werken, fast nur mit Uebersetzungen, namentlich aus den Feuilletons der Pariser Journale, beschäftigt. Ohnehin ist die französische Sprache in Brasilien nicht nur für jeden, der auf Bildung Anspruch machen will, überhaupt, sondern auch für jeden, der als Regierungsbeamter vorwärts zu kommen strebt oder sich dem höhern Geschäftsleben widmet, ein unerlässliches Erforderniss geworden. Fast jedes aus Frankreich kommende Schiff bringt eine starke Bücherladung mit. Auch Versteigerungen von Büchersammlungen, welche abreisende Fremde oder ins Ausland gehende Brasilier veranstalten, kommen häufig vor. Mit gerechter Betrübniss bemerkt der

Verf., dass Werke unsittlichen oder doch zweideutigen Inhalts stets zu sehr hohen Preisen weggehen.

Die *Tagespresse* in Rio ist sehr fruchtbar. Es erscheinen 4 tägliche Zeitungen, 2 dreiwöchentliche und eine mannichfache Zahl von sechs- bis zehnwöchentlichen und vierteljährigen oder auch in zwanglosen Heften herauskommenden Journalen. Während des Landtages werden die Verhandlungen beider Kammern jeden folgenden Morgen vollständig mitgetheilt. Von Wichtigkeit sind die zahlreichen Handelsnachrichten, welche man in jeder Nummer findet. Die Tagblätter gleichen in Form, Druck und Anordnung so ziemlich den Pariser Zeitungen. Jedes hat im untern Drittel des Bogens ein Feuilleton (*Folhetim*), meistens eine aus dem Französischen übersetzte Novelle enthaltend. Unter den periodischen Schriften verdienen das *Medicinische Journal* und eine dem englischen *Foreign Quarterly Review* nachgebildete Zeitschrift mit Auszeichnung genannt zu werden.

Im Jahre 1838 hat sich in Rio ein Verein von Gelehrten gebildet, zur Gründung eines *Instituto Historico Brazileiro*, welches einen sehr wohlthätigen Einfluss auf die Literatur ausübt. Der Hauptzweck dieser Anstalt ist die Sammlung, Bewahrung und Veröffentlichung von Urkunden aller Art, welche auf die Geschichte und Geographie Brasiliens Be-

ziehung haben. Die Regierung leistet kräftigen Beistand, indem sie die brasilischen Gesandten an den europäischen Höfen zur Untersuchung der Archive etc. auffordert, und die National-Versammlung hat zur Förderung der Arbeiten des Vereins jährlich 2000 Milreis (4600 fl. C. M.) bewilligt. Gleich im ersten Jahre zählte der Verein schon beinahe 400 Mitglieder und hatte mehr als 300 Handschriften gesammelt. Er giebt eine Vierteljahresschrift unter dem Titel *Revista Trimensal do Inst. Hist. Braz.* heraus.

Ausserhalb der Stadt, westlich von der Vorstadt *Botafogo*, liegt der *Botanische Garten*, ein Eigenthum der Regierung, zu dessen Unterhaltung die Kammern jährlich eine bestimmte Summe bewilligen. Die Lage ist nicht glücklich gewählt und der Garten läßt viel zu wünschen übrig. Während man *asiatische* Gewächse, wie Gewürznelken, Zimmet, Pfeffer, Thee etc. einzuführen bemüht gewesen, sucht man vergeblich nach Exemplaren vieler merkwürdigen Pflanzen des Innern von *Brasilien*.

Die Zahl der *kirchlichen Festtage*, welche in Brasilien gefeiert werden, ist noch dieselbe, wie sie Papst Urban VIII. im Jahr 1642 festgesetzt hat. Sie werden in zwei Klassen, *ganze (Dias santos de guarda)* und *halbe Feiertage (Dias santos dispen-*

sados) eingetheilt. Letztere sind solche, an welchen die Kirchengebote zwar den Besuch der Messe vorschreiben, aber dem Volke auch zu arbeiten gestatten; es giebt deren 10 bis 15 im Jahre. Die Zahl der ganzen Feiertage wechselt von 20 bis 25, je nachdem sie auf einen Sonntag oder einen Werktag fallen. Die Feiertage der einzelnen Heiligen werden am Tage vorher auf dem Vorplatze der Kirche des Heiligen durch Raketten-Feuerwerk am Mittag und Glockengeläute am Abend angekündigt. Auch am Feiertage selbst und die ganze Oktave hindurch dauert das Rakettensteigen fort*). Auf die Ausschmückung der Kirche selbst wird grosse Sorgfalt verwendet, besonders was den Reichthum an Wachskerzen betrifft, deren man z. B. in der St. Antonio-Kirche 830, und in der Carmeliter-Kirche 760 zählt. Die Kosten dieser Beleuchtung und der Feuerwerke sollen sich für Rio jährlich auf 150000 fl. Conv. Mze. belaufen. Zuweilen wird entweder in der Kirche selbst oder auf dem Vorplatze eine Schaubühne errichtet und eine Art dramatischer Vorstellung, deren Inhalt aus der Bibel oder der Legende genommen ist, aufgeführt. Auch öffentliche Versteigerungen von verschiedenen Ge-

*) Die Raketten scheinen in Nord-Amerika zum Theil etwas Unbekanntes zu seyn; denn der Verf. hält es für nöthig, sie den Lesern genau zu beschreiben.

genständen, die fromme Wohlthäter der Kirche geschenkt haben, werden bei solchen Feierlichkeiten gehalten *).

Mit dem Aschermittwoch beginnt, wie in allen katholischen Ländern, die Fastenzeit. Die drei vorhergehenden Tage, der s. g. *Intrudo*, vertreten die Stelle des Carnevals und werden fast wie in Italien gefeiert. Man bewirft sich auf den Strassen mit Orangen und eierähnlichen Wachskugeln, welche mit Wasser gefüllt sind. Wenn die Letztern erschöpft sind, wird vom gemeinen Volke auch nach andern Dingen gegriffen und der dabei nicht zu vermeidende Unfug hat zur Folge gehabt, dass das ganze Spiel *(Jogo)* von der Polizei seit einigen Jahren verboten worden ist, obwohl man sich, wie der Verf. sagt, nicht daran kehrt. Am Aschermittwoch beginnt die Fasten mit feierlichen Prozessionen durch die Strassen. Der Verf. beschreibt eine solche Prozession, die unter dem Vortritt der Franziskaner von der Kirche der Misericordia bis zur St. Antonio-Kirche ihren Zug nahm. Zwanzig bis dreissig kostbar geschmückte Heiligenbilder wurden von Männern auf den Schultern getragen. Einige solche Bilder waren in Gruppen

*) Vergl. den Reisebericht eines Teutschen im XXII. Jahrgange (1844) S. LXVIII. u. f.

vereinigt und standen auf grossen Gestellen, die von 4 bis 8 Männern getragen werden mussten. Zu beiden Seiten des Zuges gingen andere Männer mit brennenden Wachskerzen oder Fackeln, und vor jeder Bildergruppe sah man einen Engel *(Anjo)*, unter dem Vortritt eines Geistlichen, welcher den Weg mit Blumen bestreute. Die Engel sind kleine Mädchen von 8 bis 10 Jahren; sie haben grosse Flügel aus Rohrstäben und Reifen bestehend, welche mit bunten Seidenstoffen, Bändern, Flittergold etc. überdeckt werden. Auf dem Kopfe tragen sie eine Art von Krone, unter welcher die langen lockigen Haare über die Wangen und den Hals herabfallen. Militär-Abtheilungen und Musik-Banden begleiten und schliessen die Prozession. Niemand fühlt sich bei solchen Gelegenheiten mehr erbaut als die Neger und die Mulatten, welche überdiess von Zeit zu Zeit durch das Bildniss eines farbigen Heiligen noch besonders geehrt werden.

Eine eigene Prozession an den Quatember-Tagen ist die von *Nosso Senhor dos passos*, eigentlich des kreuztragenden Heilandes. Sie geht den einen Tag von der Misericordia- nach der kaiserlichen Kapelle und am folgenden Tage von da zurück. Das bei dieser Feierlichkeit gebrauchte Gestell mit Heiligenbildern ist so gross und schwer, dass der verstorbene König *Johann VI.* und sein Sohn *Don Pedro* (der nachmalige Kaiser) selbst

die Träger dabei unterstützten. — Die Feier des *Palmensonntags* zeichnet sich in Brasilien dadurch aus, dass hier *echte Palmzweige* zur Verzierung der Heiligenbilder angewendet werden. Die Charwoche wird, namentlich der Charfreitag, wie in andern katholischen Ländern, mit strengen Fasten, Andachten bei dem heiligen Grabe in verschiedenen Kirchen etc., feierlich begangen; auch geht eine nächtliche Begräbniss-Prozession mit dem heiligen Leichnam durch die Strassen. Der Charsamstag wird gemeiniglich der *Judas-Tag* genannt. Nach Beendigung der Auferstehungsfeier des Heilandes, während welcher zahlreiche Raketten in die Lüfte steigen, beginnt die Volkslust mit zahlreichen Judasbildern, welche geprügelt, gehängt oder ersäuft werden, nachdem eine Menge Drachen, Schlangen und Teufel den Verräther auf alle mögliche Weise misshandelt haben. Die Gassenbuben und die Neger haben ihre besondern Judaspuppen, die sie mit einem Strick um den Hals durch die Strassen schleifen etc. Den Anbruch des *Ostermorgens* verkündigen abermals zahlreiche Raketten und Artillerie-Salven von den Forts und Batterien.

Am *Pfingstfeste* ziehen, bevor die Hauptfeierlichkeiten beginnen, Almosen sammelnde Prozessionen durch die Strassen. Die Sammler tragen über den Schultern eine Art von Shawl *(capa)* und schwingen rothe Fahnen, auf welchen das Bild einer

Taube, von einem Heiligenschein umgeben, gestickt ist. Diese Fahnen stecken sie durch die offnen Fenster und Thüren in die Wohnungen der Leute und lassen sie küssen. Hinter ihnen stehen andere Männer mit silbernen Tellern oder seidenen Beuteln, um die zu erwartenden Geschenke in Empfang zu nehmen. Voraus gehen eine Zahl zerlumpter Neger mit Trommeln und Pfeifen, welche das Publikum von der Annäherung der Prozession unterrichten. — Auch an andern Feiertagen finden durch ganz Brasilien solche Sammlungen vor dem Beginn der eigentlichen Ceremonien Statt. Auf den Fahnen befindet sich das Bildniss des Heiligen, dessen Fest gefeiert wird. Auf dem Lande nimmt man statt Geld auch Hühner, Schweine und andere Lebensmittel bereitwillig an.

Die *Fronleichnams*-Prozession unterscheidet sich auf eine merkwürdige Weise von denen der übrigen Festtage. Es wird nämlich nur das Standbild des *heil. Georg*, welcher der Schutzpatron des Reiches ist, zur Schau getragen, und zwar zu Pferde sitzend, in militärischer Kleidung und Waffenrüstung, mit Männern zu beiden Seiten, welche das Bild halten. Der jetzige Kaiser begleitet, wie ehemals sein Vater und Grossvater, die Prozession mit entblösstem Haupte und trägt eine brennende Kerze. Ihm folgen der ganze übrige Hof, die Minister, Ritter etc., so wie die Mitglieder der Na-

tionalversammlung, die Stadtbehörden etc., alle in ihrer Amtstracht und mit den Emblemen ihrer Functionen etc. In den Strassen, durch welche die Prozession zieht, sind die Fenster und Balcons der Häuser mit kostbaren Seidenstoffen, Blumengewinden etc. geschmückt.

Der Verf. machte von Rio aus verschiedene Ausflüge nicht nur nach den nächsten Umgebungen der Stadt und in die Provinz, sondern auch nach den Hauptstädten der andern brasilischen Provinzen. Wir theilen Einiges von seinen Beobachtungen im Nachstehenden mit.

Am 15. Jänner (1839) schiffte er sich an Bord eines Dampfbootes nach *Santos*, dem vornehmsten Hafen der Provinz *San Paulo*, ein. Die kürzeste Entfernung von Rio beträgt 250 Meilen, wird aber durch die Schifffahrt, wegen des Anlegens an mehren Zwischenpunkten, auf 300 Meilen verlängert. Der ganze Weg wurde in 48 Stunden zurückgelegt. *Santos* hat als Seehafen nur Handelswichtigkeit für die Provinz, zeichnet sich aber weder durch seine Lage noch durch seine Bauart aus. Die steinernen, im alten portugiesischen Styl aufgeführten Gebäude bilden schmale Strassen, welche halb gepflastert und höchst unreinlich sind. Der Ort enthält drei Klöster und ein Hospital, das älteste des Reiches. Das ehemalige Jesuiten-Collegium hat zu verschiedenen Zeiten theils als Militärkaserne theils als

Wohnsitz für die Präsidenten der Provinz gedient. Es giebt mehre fremde Handelshäuser in Santos, welche gute Geschäfte machen. Die Amerikaner haben einen Consul. Auch ist Santos der Wohnsitz und Geburtsort der in der neuen Geschichte Brasiliens berühmten Familie *Andrada*, weshalb der Vorschlag gemacht worden, der Stadt den Namen *Bonifacia* zu geben, als Ehrenbezeigung für *Joseph Bonifacio de Andrada*, »den Franklin Brasiliens.«

Am nächsten Morgen nach der Ankunft brach der Verf. nebst mehren andern Reisegefährten nach dem Innern der Provinz auf. »Ich muss im Voraus bemerken« — sagt er — »dass nicht nur Postwagen, sondern auch alle Arten von anderm Fuhrwerk hier zu Lande ganz unbekannte Dinge sind, und zwar grossentheils wegen des schlechten Zustandes der Strassen. Wer nicht zu Fusse gehen will, muss die Reise zu Pferde oder auf Maulthieren machen, welche auch zur Fortschaffung des Gepäckes dienen. Für weite Reisen werden Pferde in der Regel vorgezogen. Es trifft sich aber häufig, dass in *Santos* selbst weder Pferde noch Maulthiere zu haben sind und man daher mehre Meilen weit darnach schicken muss. Die zwar täglich in Santos ansutreffenden Last-Maulthiere sind nur an ihre Packsättel, aber nicht an das Gebiss gewöhnt und taugen daher nur selten zum Reiten. Ich und ein

junger Teutscher waren so glücklich Pferde zu bekommen; das schwere Gepäck liessen wir uns nachschicken. Die übrigen Reisenden zogen es vor, sich an eine nach dem Gebirge aufbrechende Truppe von Maulthier-Treibern anzuschliessen..... Jede solche Truppe steht unter einem eignen Führer (*Tropeiro*). Sie bringen dem Pflanzer im Innern Salz, Mehl und allerlei Kaufmannswaaren, und nehmen als Rückfracht Zucker und andere Erzeugnisse des Landbaues. Sehr häufig gehören die Maulthiere dem einzelnen Pflanzer als Eigenthum, der dann die Reise für seine Rechnung machen lässt.«

Obschon sehr früh aufgebrochen werden sollte, vergingen doch mit dem Aufpacken und andern Zurüstungen mehre Stunden, ehe sich die ganze Reisegesellschaft auf der Landstrasse (*Aterrado*) nach *Cubatao* beisammen fand. »Das Erste« — fährt *Kidder* in seiner Erzählung fort — »was meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, waren die beiden *Tropeiros*, welche zu Fusse neben den Thieren hergingen, um diese besser überwachen zu können, was vorzüglich wegen des Gepäckes nothwendig war. Der erste oder vornehmste *Tropeiro* war ein langer, starker Mann von beiläufig dreissig Jahren. Er hatte äusserst grobe Züge und einen so starken Lippenbart, dass er kaum deutlich sprechen konnte. Arme, Füsse und Beine bis zu den Knien waren nackt. Bald nach Antritt der Reise legte er auch

das Hemd ab und trug nun die lohfarbene Haut seines Oberleibes zur Schau. Sein Kamerad, wahrscheinlich ein jüngerer Bruder, war nicht so lang, aber eben so muskelkräftig, übrigens besser gekleidet. Die pechschwarzen Haare hingen in Locken weit herab und gaben ihm in Verbindung mit den schwarzen, feurigen Augen und der übrigen Gesichtsbildung grosse Aehnlichkeit mit einem nordamerikanischen Indier. Beide Männer waren echte Muster von *Paulistischen Tropeiros*, welche als eine eigne Menschenklasse sehr von den Truppenführern aus der Provinz *Minas* (den s. g. *Mineiros*), wie man sie in Rio de Janeiro sieht, verschieden sind. Sie haben etwas Wildes im Blick, was ihrem Gesichte, zugleich mit einem Gemisch von Verstand und Gutmüthigkeit, einen ganz besondern Ausdruck verleiht. Alle tragen rückwärts im Leibgürtel ein grosses scharfes Messer *(Faca de ponta)*, das ihnen so wesentlich nothwendig ist, wie dem Matrosen das seinige. Sie spalten Holz damit, bessern das Lederzeug der Maulthiere damit aus, gebrauchen es zum Schlachten, Brodschneiden, und im Nothfall auch als Waffe zum Angriff oder zur Vertheidigung. Die Klinge ist ganz eigenthümlich gekrümmt und muss, wenn sie den Namen einer guten verdienen soll, so tüchtig geschmiedet seyn, dass man, ohne sie zu biegen oder zu brechen, ein dickes Stück Kupfer damit durchhauen kann. Der Griff

ist, wie zuweilen auch die Scheide, entweder von Silber oder doch mit Silber beschlagen.«....

Hinter dem Dorfe *Cubatao* ging es aufwärts in die *Serra do Mar* oder die *Ocean Cordillera*. Diese Gebirgskette erstreckt sich längs der Meeresküste über tausend Meilen weit. An manchen Stellen wird ihr Fuss von den Wellen bespült, während sie anderwärts sich mehr oder weniger zurückzieht, so dass ein niedriges und flaches Uferland *(Beira Mar)* gebildet wird. Die Felsart des Gebirges ist im Wesentlichen Granit, welcher bei *Cubatao* mit fruchtbarer Erde und dichter Waldung bedeckt ist, ohne jene kahlen und unfruchtbaren Spitzberge darzubieten, die weiter nördlich dieses Gebirge kenntlich machen. Die Höhe der bedeutendsten Berge in San Paulo ist von frühern Reisenden, namentlich von *Mawe*, der sie zu wenigstens 6000 Fuss angiebt, sehr überschätzt worden. Nach der wirklichen Messung des Cap. *King* beträgt sie nur 2250 Fuss.

Die von *Cubatao* aufwärts führende Strasse ist eine der bestgebauten und kostspieligsten in ganz Brasilien, obschon sie wegen der grossen Steilheit für Wagen jeder Art ganz unbrauchbar ist. Sie hat auf vier Meilen Länge ein solides Pflaster und macht ungefähr 180 Serpentinen-Windungen. Einem Denkmahle mit Inschrift zufolge ist sie im Jahre 1790 auf Befehl der Königinn *Maria* (seit 1777

Wittwe Josephs I.) gebaut worden. Nachmittags wurde in einem *Rancho* an dem Flusse *Rio Pequeno* (dem Kleinen Flusse) Halt gemacht. Unter *Rancho* versteht man in Brasilien ein einfaches Stroh- oder Blätterdach, welches auf Pfosten ruht und unten nach allen Seiten offen ist. Es dient ausschliesslich zur Unterkunft der Reisenden und seine Grösse hangt von der Stärke des Verkehrs auf der Strasse ab. Man findet sie bis zu 60, auch wohl 100 Fuss Länge und entsprechender Breite. Manche haben auch ringsum Wände. Wer zuerst kommt, richtet sich nach Gefallen ein, wählt sich den besten Platz, und hängt, wenn er übernachten will, seine Hangematte an dem Dache auf. Die Maulthiertreiber laden ihre Thiere ab und bilden aus den aufgehäuften Sätteln und Waarenballen ein Viereck, in welchem sie auf dem Boden schlafen. Die Thiere werden die Nacht über an der offnen Aussenseite angebunden, wo sie ihre Weide finden. Jede Truppe hat das nothwendigste Küchengeschirr bei sich, um sich ihre Mahlzeit zu bereiten. Oft auch ziehen es die *Tropeiros* vor, unter freiem Himmel zu übernachten, nämlich an solchen Stellen, wo sich bessere Weide für die Thiere vorfindet. Die Waarenballen und Kisten werden dann gleichfalls aufgestapelt und rings herum, zum Schutze gegen einen plötzlichen Regenguss, damit das Wasser abfliessen könne, ein Graben gemacht.

Der Verf. und sein Gefährte, der Teutsche, mochten weder in einem Rancho noch unter freiem Himmel übernachten, sondern suchten und fanden Unterkunft in einem Bauernhause, welches freilich schon von den eignen Bewohnern stark angefüllt war. Eine Frau von etwa 40 Jahren führte das Regiment. Sie versprach vor Allem für die Pferde zu sorgen und liess von einem Nachbar Körnerfutter holen. Den Reisenden selbst bot sie ihre eigenen Betten an, was diese jedoch ablehnten, indem sie ihr Nachtlager in einem offenen Schuppen beim Hause aufschlugen. Der Ort hiess *Ponta Alta*, »denn in Brasilien« — sagt der Verf. — »ist selten ein Haus oder ein Hof so unbedeutend, dass man ihm nicht einen wohlklingenden Namen gäbe.« Auch hörte hier der Verf. zuerst das eigenthümliche Krähen der *Paulistischen Hähne*, welches sich durch ein ungewöhnlich langes Aushalten des letzten Tones auszeichnet. Der übrige Theil der Strasse führte durch anmuthige, aber schwach bevölkerte, Landstriche. Man sah an vielen Stellen Abtheilungen von Arbeitern, welche die durch die Hufe der zahlreichen Maulthiere stark ausgetretene Strasse ausbesserten. Es befanden sich darunter viele *teutsche Einwanderer*. Die übrigen waren Mulatten und Indier.

Die Stadt *San Paulo* liegt etwas hoch, zwischen zwei kleinen Bächen, auf ziemlich unebenem

Boden. Die Strassen sind schmal und unregelmässig, haben aber gepflasterte Fusspfade (Trottoirs) zu beiden Seiten. Die meisten Häuser sind von Lehm oder Erde, nur wenige von Stein gebaut. Es wird zuerst ein mehre Fuss tiefer Grund gegraben und diese Vertiefung dann mit nassem Lehm oder Erde ausgefüllt, welchen man fest stampft. In dem Masse, als die Wände sich über den Boden erheben, umgiebt man sie nach und nach mit einem doppelten Verschlag von Brettern und fährt so fort, bis die ganze Mauer vollendet ist, worauf sie sowohl von innen als von aussen gehörig abgeputzt, geweisst oder bemalt wird. Dergleichen Mauern sind, besonders bei grössern Gebäuden, ziemlich dick und sehr dauerhaft. Es giebt Häuser, an welchen seit hundert Jahren keine Reparatur vorgekommen ist, was natürlich der Sonnenhitze und dem Mangel an Winterfrost zugeschrieben werden muss. Gegen Regen und Nässe schützt sie ein weit hervorragendes Dach. Die Häuser innerhalb der Stadt haben meistens zwei Stockwerke und einen Balcon, wo sich die Bewohner in den kühlen Abend- oder Morgenstunden versammeln. Das Innere umschliesst gewöhnlich, fast auf orientalische Art, einen geräumigen Hof, in welchen, um frische Luft einzulassen, die offnen Thüren der Schlafzimmer führen, während die Fenster auf der Strassenseite vergittert und geschlossen sind. Das Erdgeschoss

enthält, wie in Rio, meistens Kaufläden, Werkstätte, Stallungen etc. Die Zimmereinrichtung besteht aus einem Sofa und mehren Reihen von Stühlen, welche quer durch das Zimmer von einer Wand bis zur andern aufgestellt sind. — Die Vorstädte und nächsten Umgebungen haben hübsche Häuser mit anmuthigen Gärten. Hier befindet sich auch der *Botanische Garten*, den, obschon er erst 1829 errichtet worden, der Verf. sehr vernachlässigt fand.

Unter den Ausflügen, die in die entferntern Gegenden von San Paulo gemacht wurden, beschreibt *Kidder* den Besuch der alten *Goldgruben* von *Jaraguá*, etwa 3 Legoas von der Stadt, am Fusse des gleichnamigen Berges. Diese Goldwerke, eigentlich Wäschen, waren bekanntlich die ersten in Brasilien entdeckten und lieferten, besonders in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, gute Ausbeute, bis später die noch reichern in der Provinz *Minas Geraes* entdeckt wurden*). Die Werke von *Jaraguá* werden schon längst nicht mehr regelmässig bearbeitet und sind jetzt Privateigenthum einer Wittwe, deren gesammter Landbesitz eine Geviert-Legoa beträgt. »Senhora *Donna Gertrudes*«

*) Umständlicheres über den Goldreichthum Brasiliens enthält, nach *Eschwege*, unser XIII. Jahrgang (1835) S. 98 u. ff.

— erzählt der Verf. — »war nicht bloss Besitzerinn dieses ungeheuern Landgutes (*Fasenda*), sondern auch von noch sechs andern fast eben so grossen, sämmtlich mit der nöthigen Anzahl von Sklaven, Pferden, Maulthieren etc. versehen. Sie selbst wohnte in einem der prachtvollsten Häuser von San Paulo und da es ihr Vergnügen machte, zur Unterhaltung der fremden Gäste aus der Provinz beizutragen, so beehrte sie auch unsere Reisegesellschaft mit einer freundlichen Einladung nach *Jaraguá*, wo sie einige Zeit zu verweilen beschlossen hatte. ..... Die Gesellschaft bestand aus 20 Personen, welche bei der Mahlzeit an einer langen Tafel auf Bänken sassen, die, so wie die Tafel selbst, für beständig im Fusshoden befestigt waren. Es galt der Dame für eine Ehrensache, dass Alles, was aufgetragen wurde, Erzeugniss ihres eignen Gutes seyn musste: Thee, Kaffeh, Zucker, Milch, Reiss, Obst, Gemüse und Fleisch. Nur Wein und Salz hatten die Reise über das Atlantische Meer gemacht.«

Auf der Fazenda wurden, ausser Zuckerrohr, Reiss und Kaffeh, auch Baumwolle und Mandioca gebaut. Rings um das Hauptgebäude standen die Vorrathshäuser, Negerhütten, Maschinenhäuser etc. Den Verf. interessirte vorzüglich die Bereitung des *Mandioca-Mehls*. Die Wurzel der Mandioca- (Manihot- oder Maniok-) Pflanze (*Jatropha Ma-*

nihot L.) ist bekanntlich das vornehmste mehlhaltige Produkt des brasilischen Pflanzenreichs. Sie hat das Eigenthümliche, dass in ihr ein tödtliches Gift mit höchst nahrhaftem Stoff vereinigt ist. Den Indiern war diese Wurzel lange vor der Entdeckung Brasiliens durch die Europäer bekannt. Sie rieben sie zu einem feinen Brei mittelst Austerschalen oder eines raspelähnlichen Instruments, das aus scharfen kleinen Steinen bestand, die in ein Stück Baumrinde eingefügt waren. Der Saft wurde dann ausgepresst und die übrig bleibende feuchte Masse am Feuer ausgetrocknet. Die Portugiesen erfanden zu diesem Behuf eigne Mühlen und Pressen. Gewöhnlich verrichtete man das Auspressen in Kellern oder an andern Orten, wo kein Schaden damit angerichtet werden konnte. Es soll sich bald nachher ein weisses und giftiges Insekt in dem Safte gefunden haben, mit welchem die indischen Weiber ihre Männer und die Sklaven ihre Herren vergifteten, indem sie es unter die Speisen mischten. Auch wurde es zu Pflastern für alte Wunden, zu Umschlägen für Geschwüre etc. angewendet. Der Saft selbst diente zum Putzen eiserner Werkzeuge und Geräthschaften. Uebrigens beschränkt sich die giftige Eigenschaft nur auf die Wurzeln. Die Blätter werden gegessen und selbst der Saft kann durch Kochen so wie durch Gährung mittelst Essig, oder auch durch Eindicken, bis er so süss wie

Honig wird, unschädlich gemacht werden. Die Indier wussten auch ein berauschendes Getränk daraus zu bereiten. Nachdem die klein geschnittenen Wurzeln gekocht und etwas abgekühlt waren, zermalmten sie junge Weiber mit den Zähnen, spuckten sie dann in ein Gefäss mit Wasser und kochten sie abermals, worauf die Masse in grosse irdene Krüge gefüllt und diese wohl verstopft in die Erde gegraben wurden. Nach zwei oder drei Tagen war die Gährung vollendet und die Männer versammelten sich zu einem festlichen Gelag, wo mehre Tage und Nächte lang getrunken wurde, bis alle Krüge geleert waren.

Gegenwärtig dient das Maniok-Mehl nicht bloss zur Nahrung für die Sklaven und das gemeine Volk, sondern man findet es auch überhaupt in allen brasilischen Haushaltungen und verwendet es zu verschiedenen Speisen. Die Pflanze braucht übrigens grosse Pflege und bedarf 12 bis 18 Monate zur vollkommenen Reife. Man pflanzt mehre in dichten Gruppen zusammen, damit die Wurzeln, wozu sie grosse Neigung haben, sich weit ausbreiten können. Um das Mehl zu gewinnen, wird die Wurzel, nachdem sie gekocht worden, von der Rinde entblösst und durch ein von Wasser getriebenes radförmiges Reibeisen zermalmt. Die Masse wird hierauf in Säcke gefällt und unter eine Schraubenpresse gebracht, um sie von der giftigen

Flüssigkeit zu befreien. Nachdem der trockene Rückstand in Mörsern gestampft worden, kommt er in einen Ofen oder auch auf eine von unten geheizte eiserne Platte, wo er fortwährend schnell umgerührt wird, bis er vollkommen trocken ist. Das Mehl hat eine schöne weisse Farbe, obschon es nicht so fein zermalmt werden kann wie das Mehl von Getraide.

Es giebt auch eine, besonders in Rio sehr gemeine, Maniok-Gattung, deren Wurzel nicht giftig ist und wie unsere Kartoffel gekocht und gegessen wird. Man kann zwar kein Mehl daraus bereiten, aber sie gewährt den Vortheil einer schnellern Reife, indem sie schon im achten Monat genossen werden kann.

Während der Anwesenheit des Verf. in *Jaraguá* ging es in dem Hause der *Donna Gertrudes* sehr geräuschvoll zu. Ausser den zahlreichen Gästen, worunter sechs Damen aus der Stadt, Verwandte der Frau vom Hause, gab es einen Schwarm von Kindern, Dienern und Sklaven, welche alle beflissen schienen, so viel Lärm als möglich zu machen. Unter den Herren befanden sich drei Söhne der Besitzerinn des Gutes, ein Doktor der Rechte, ein Professor, ein Geistlicher, einige Naturforscher, die mit dem Verf. von Rio nach San Paulo gekommen waren, und einige englische Kaufleute. »Da ich« — erzählt er — »zufällig der einzige Fremde war, welcher Portugiesisch sprach,

und die Brasilier diese Sprache als ihre Muttersprache betrachten, so lag mir auch allein das Geschäft ob, die Damen zu unterhalten, und es gereicht mir zum wahrhaften Vergnügen, hier zu erklären, dass ich bei weitem jene Verschlossenheit und Zurückhaltung nicht fand, welche nach einigen Schriftstellern die Haupt-Charakterzüge der Brasilierinnen seyn sollen. Die jüngern Glieder der Gesellschaft liessen es freilich oft genug bei einem *Sim Senhor* (Ja, mein Herr) oder *Nao Senhor* (Nein, mein Herr) bewenden, aber desto reichlichern Ersatz für diese Schüchternheit gewährte die Unterhaltungsgabe der *Donna Gertrudes*. Sie gab mir eine vollständige Uebersicht ihres ganzen Hauswesens, zeigte mir persönlich Alles, was mich interessiren konnte, und fand sich sehr geschmeichelt, dass ich von mehren Dingen Zeichnungen nahm. .... So reichlich und verschwenderisch die Tafel besetzt war, so unordentlich ging es bei der Bedienung zu. Fast ein Dutzend Aufwärter liefen hin und her und verrichteten schlecht, was zwei gethan hätten, die mit diesem Geschäft gehörig bekannt gewesen wären. So kostbar, obwohl altmodisch, das Essgeschirr war, so elend waren die Tafel und die Stühle. Tischtücher und Servietten waren von Baumwolle, aber mit Fransen von Cambric eingefasst; kurz überall herrschte der grösste Contrast. Die Mittagstafel fand um 6 Uhr, das

Abendessen um 9 Uhr Statt. Hierauf war eine halbe Stunde der Andacht gewidmet. Eine Menge Sklaven kamen in den Saal und wandten sich, die Hände gefaltet, nach einander an die Gäste mit dem frommen Gruss: *Seja louvado Nosso Senhor Jesus Christo.* Hierauf begaben sie sich in ein Nebengemach, wo sie, nachdem auch der Geistliche sich hin verfügt hatte, ein Lied anstimmten. Auch die Donna und die übrigen Diener des Hauses wohnten dieser Abendandacht bei.... Dergleichen Versammlungen zum gemeinschaftlichen Gebet werden auch des Morgens, vor dem Beginn der Arbeit, gehalten und diese Sitte wird nicht nur auf allen Pflanzungen auf dem Lande, sondern auch in vielen Familien der grössern Städte beobachtet.«....

Auf der Rückreise von *Jaraguá* besuchte der Verf. die *Theepflanzung*, welche der ehemalige portugiesische Oberst *Anastasio* an den Ufern des *Tieté* angelegt hatte. Die ersten Theepflanzen wurden bekanntlich 1810 aus *China* nach *Rio de Janeiro* gebracht, wo die Regierung im Botanischen Garten, späterhin auch auf der königlichen Fazenda *Santa Cruz*, etwa 50 Meilen südwestlich von der Hauptstadt, Versuche mit der Cultur dieses Gewächses anstellen liess. Zu diesem Behuf sorgte der Minister Graf *Linhares* zugleich für die Ansiedelung von einigen Hundert *Chinesen*, und zwar nicht aus der gemischten Bevölkerung des Küstenlandes (um

Macao), sondern aus dem Innern des Reiches, welche mit dem Bau der Theepflanzen und mit der Bereitung des Thees vollkommen vertraut waren. Aber das Unternehmen wollte, entweder weil der brasilische Boden nicht dazu geeignet war oder die sonstigen Mittel zur Theebereitung fehlten, nicht gelingen, und die chinesischen Ansiedler, denen es ohnehin in Brasilien nicht gefiel, verschwanden einer nach dem andern. Auch bei der Regierung erlosch allmählich das Interesse an der Sache, und nur noch einige wenige Pflanzen werden, wie andere exotische Gewächse, im Botanischen Garten zu Rio angetroffen. Dagegen haben verschiedene Paulisten, welchen Samen und Schösslinge von der Regierung unentgeldlich mitgetheilt worden, durch eignen Fleiss den Theebau wieder aufgenommen und ihm eine nicht unbeträchtliche Ausdehnung gegeben. Ihr Erzeugniss kommt zwar noch keineswegs den bessern chinesischen Sorten gleich und es kostet auch mehr, als wenn sie den Thee von *Canton* einführten; aber dennoch geben die Pflanzer die Hoffnung nicht auf, mit der Zeit die Qualität des Thees so verbessern zu können, dass er selbst auf fremden Märkten die Concurrenz mit dem chinesischen nicht zu fürchten haben dürfte. Die Pflanzung des erwähnten Obersten *Anastasio* gehörte unter die besten der Provinz und enthielt Pflanzen jedes Alters, von einem bis zu zehn Jahren. Sie standen in Reihen fünf Fuss

von einander entfernt, und die Blätter konnten jährlich zwei Mal gepflückt werden. Ein grosser Unterschied zeigte sich zwischen Exemplaren der nämlichen Art, wenn sie auf hohem und trocknem, oder auf tiefem und feuchtem Boden standen; die Letztern wuchsen schneller und üppiger, standen aber den Erstern an Güte nach. Der Oberst verkaufte nur so viel Waare, als eigens verlangt wurde, ohne etwas auf die Märkte zu führen. Er hatte daher einen grossen Vorrath aufgestapelt und behauptete, dass der Thee von Jahr zu Jahr an Güte zunehme. Die zinnernen Büchsen, worin er aufbewahrt wurde, waren mit den verschiedenen Jahrzahlen bezeichnet.

Die Provinz San Paulo gränzt in Süden an die Provinzen *Santa Catarina* und *Rio Grande do Sul*. Diese Provinzen sind zwar, mit *San Paulo*, *Matto Grosso*, *Goyaz* und *Pará* verglichen, sehr klein, wurden aber stets als wichtige Bestandtheile des Reiches angesehen. *Santa Catarina* besteht aus der gleichnamigen Insel und einem schmalen Stück Küstenland von etwa 200 Meilen Länge, und hat unter allen Provinzen Brasiliens den kleinsten Flächeninhalt. Am nordwestlichen Ende der Insel liegt die Hauptstadt *Nossa Senhora do Desterro* (gewöhnlich nur *Desterro*), ein kleiner Platz, dessen

Hafen aber, was Sicherheit, Bequemlichkeit und Schönheit betrifft, dem von Rio de Janeiro an die Seite gestellt wird. Die Insel ist gebirgig, gut bewässert und mit dichten Wäldern und trefflichen Viehweiden bedeckt. Das Klima ist gemässigt, so dass die meisten europäischen Baumgattungen und Küchengewächse gedeihen. Wegen der gesunden Luft wird die Insel häufig von Kranken besucht. Unter den längs der Küste in Menge zu findenden Schalthieren zeichnet sich eine Art *Murex* aus, deren Thier eine sehr schöne, carmoisinrothe Farbe giebt. Am meisten aber hat die Insektenwelt die Aufmerksamkeit aller Naturforscher, welche diese Provinz besucht haben, auf sich gezogen. Die hiesigen Schmetterlinge sind die schönsten des Erdbodens. Sie unterscheiden sich, nach *Langsdorfs* Bemerkung, von den zarten und schwächlichen Schnappenflüglern in Europa, die man mit einer Seidenklappe fangen kann, durch ihren kräftigen und raschen Flug und erheben sich hoch in die Lüfte. Auch wenn sie sich auf Blumen und Baumblüthen niederlassen, sind sie stets auf ihrer Hut und lassen sich selten mit den Händen fangen. Nur im Fluge sind sie mittelst eines an einer langen Ruthe befestigten Netzes zu erhaschen. Einige Arten leben in Schwärmen von Hunderten und Tausenden beisammen. Diese halten sich meist in den tiefern Gegenden, an Flüssen und Bächen

auf. Gelingt es einen zu fangen und steckt man ihn mit einer Stecknadel in den Sand, so finden sich ganze Schwärme derselben Art bei ihm ein und man kann sich ihrer dann sehr leicht bemächtigen. — Es ging viele Jahre hindurch das Gerücht, dass die Provinz sehr viel Steinkohlen enthalte; aber aller Forschungen ungeachtet, die die Regierung anstellen liess, sind keine befriedigenden Entdeckungen gemacht worden.

Die Provinz *Rio Grande do Sul* hat gleichfalls ein gesundes Klima und ist reich an werthvollen Naturerzeugnissen. Die blutigen Kämpfe, welche die Regierung in den letzten Jahren mit dem grössten Theile der Einwohner, die sich unter Anführung des Generals *Bento Gonsalves* für unabhängig erklärten, zu bestehen hatte, sind aus öffentlichen Blättern auch in Europa zur Genüge bekannt geworden. Ein wichtiges Ergebniss dieses Bürgerkrieges ist die fast gänzliche Aufhebung der Sklaverei gewesen. Die Aufständischen versprachen den Sklaven der »Legalisten« (wie die Regierungspartei heisst) Freiheit und Waffen, wenn sie ihre Herren verlassen und sich ihnen anschliessen wollten. Andererseits that die Regierung dasselbe in Bezug auf die Sklaven der Empörer und entzog überdiess durch ein eignes Gesetz den Letztern das Recht überhaupt, Sklaven zu halten. Die Berührung, in welcher die Provinz Rio Grande mit den ehemals

spanischen Provinzen in Westen und Süden steht, hat wesentlich zur Verbreitung republikanischer Ideen mitgewirkt; auch haben wechselseitig viele Ein- und Auswanderungen Statt gefunden, so dass der Verf. eine gänzliche Losreissung von Brasilien und die Errichtung eines eignen Staates, wie etwa *Uruguay*, in nicht sehr ferner Zukunft möglich findet. Die Einwohner sind von hohem Wuchse, kräftig, lebhaft, und von lichterer Hautfarbe als die Bewohner der nördlichen Provinzen des Reiches. Beide Geschlechter sind von Kindheit auf ans Reiten zu Pferde gewöhnt und der Gebrauch des *Lasso* und der *Bolas* ist ihnen eben so wenig fremd als den *Gauchos* in den Ebenen der La Plata-Staaten.

Von *Sorocāba*, einer volkreichen Landstadt der Provinz San Paulo, machte *Kidder* einen Ausflug nach dem benachbarten kaiserlichen Eisenwerke (*Fabrica de ferro*) *Ypanema*, welches in einem anmuthigen Thale, am Fusse des Gebirges *Guarassajava* liegt, wo sich sehr ergiebige Eisen-Bergwerke befinden. Ausser den zum Betrieb der Fabrik gehörigen sechs oder acht Gebäuden sieht man ein grosses Haus, worin der Direktor wohnt, und verschiedene kleinere Gebäude für die Arbeiter und ihre Familien, worunter sich, als *Kidder* hier war, 21 Teutsche befanden. Das Mineral hat 90 Prozent

reines Metall und erhält beim Schmelzen einen Zusatz von Grünstein. Man giesst hier hauptsächlich Räder, Walzen etc. für die Zuckermühlen der Provinz. Die Bergwerke wurden im Jahr 1810 durch den damaligen ersten Minister, Grafen *de Linhares*, eröffnet, welcher zu diesem Behuf Bergleute aus *Schweden* verschrieb. Unter seinem Nachfolger, dem Grafen *da Palma*, fanden einige Verbesserungen Statt, welche aber durch den Revolutions-Krieg wieder unterbrochen wurden. Erst unter der Regentschaft des *Don Feijo* fing die Anstalt, welche auch während der kurzen Regierung des Kaisers Don Pedro I. vernachlässigt worden war, an wieder aufzublühen. Der Major *Bloem*, (der jetzige Direktor) wurde nach Europa geschickt, besuchte 60 der vornehmsten Eisenwerke in England und auf dem Festlande, und kehrte mit zahlreichen Plänen und Zeichnungen zurück. Auch hatte er eine beträchtliche Anzahl *teutscher* Berg- und Hüttenleute angeworben. Als er jedoch seine neu entworfenen Pläne ins Werk richten wollte, liess ihn die unterdessen veränderte brasilische Regierung im Stich. Die neue Verwaltung fand kein Interesse an der Sache, sondern sah sie vielmehr missgünstig an, weil das Gelingen des Unternehmens mehr zum Ruhm ihrer Vorgänger als zu ihrem eignen gereicht haben würde. Auch die Teutschen wurden unzufrieden und verliessen grossentheils die Arbeit.

Dessenungeachtet verlor *Bloem* den Muth nicht und es gelang ihm, mit der wenigen Unterstützung, die ihm zu Theil wurde, die Anstalt allmählich so zu heben, dass die Abhängigkeit, in welcher Brasilien bisher von Europa und Nordamerika in Bezug auf seinen Eisenbedarf sich befunden hatte, sich zu vermindern begann. *Bloem* erhielt den Orden des Südlichen Kreuzes. Indessen bemerkt der Verf., dass noch immer Unterstützung aus dem kaiserlichen Schatze nöthig ist, und dass 1843 in den Kammern sogar die Frage aufgeworfen wurde, ob es nicht besser sei, die ganze Anstalt aufzuheben. Er knüpft daran Vergleichungen mit den hundert Mal zahlreichern Eisenfabriken der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, welche bloss von Privatpersonen betrieben werden und seit 1810 mehr als eine Million Mal so viel Eisen geliefert haben als *Ypanema*.

Nach seiner Rückkunft aus der Provinz San Paulo beschloss der Verf. eine Reise in die *nördlich* von Rio de Janeiro gelegenen Provinzen, bis zum *Amazonen-Strom*, zu machen. »Bis 1839« — sagt er — »gab es keine regelmässige und schnelle Verbindung zwischen der Hauptstadt und den entferntern Theilen des Reiches, namentlich gegen den Norden hin. Nur wenige Handelshäuser in *Rio*

hatten Correspondenten in einem oder dem andern Hafen nördlich von *Pernambuco*, und es war gar nichts Seltenes, dass politische Neuigkeiten aus *Maranham* und *Pará* eher über *England* und die *Vereinigten Staaten* nach der Hauptstadt gelangten, als unmittelbar auf dem geraden Wege. Ueberdiess waren die Hindernisse, welche die Passatwinde und die Gegenströmungen beim *Cap St. Roque* in den Weg legten, von der Art, dass sie nur durch die Dampfschifffahrt zu jeder Jahreszeit überwunden werden konnten. Es bildete sich daher (im Jahre 1839) unter dem Schutze der kaiserlichen Regierung eine *Dampfschifffahrts-Gesellschaft* zur Beförderung von Reisenden, Briefen, Depeschen, Kaufmannsgütern und Kriegsbedürfnissen, zwischen den verschiedenen Häfen längs der Küste, von Rio bis zum Amazonen-Flusse. Die Schiffe dieser Gesellschaft, fünf an der Zahl, waren in England gebaut und führten die Namen von den verschiedenen Häfen, wo sie anlegen sollten: der *St. Sebastian*, die *Bahiana*, die *Pernambucana*, die *Maranhense* und die *Paraense*.«

Der Verf. schiffte sich am 1. Juli (1839) auf dem St. Sebastian zunächst nach *Bahia* ein, dessen Capitän, so wie die übrigen Offiziere, Maschinisten und Matrosen, sämmtlich Engländer waren. Die Kajüten-Passagiere bestanden nur aus drei Engländern, einem brasilischen Obersten und dem Ver-

fasser. Am 6. Juli befand man sich in der Nähe der *Abrolhos* (»Mach' die Augen auf«). So heissen vier kleine, niedrige und den Schiffern gefährliche Felsenklippen, unter 18° südl. Br. und etwa 90 Meilen von der Küste entfernt. Es sind eigentlich nur über das Wasser emporragende Kuppen einer Felsenbank, welche sich zwischen 17° und 25° südl. Br., 2 bis 10 Legoas weit von der Küste hinzieht und auch an einigen andern Stellen bemerkbar wird. Ausser dieser Bank giebt es noch ein anderes Felsenriff, welches vom *Cap Frio* bis *Maranham*, ganz nahe an der Küste und fast immer mit dieser parallel sich erstreckt. Fast alle Häfen der Küste, namentlich *Espirito Santo*, *Porto Seguro* und *Ilheos* sind durch Oeffnungen dieses letztern Riffs gebildet.

Bahia ist von *Rio de Janeiro* etwa 800 Meilen entfernt. Auf dieser ganzen Strecke giebt es an der Küste keine grosse Stadt oder einen blühenden Hafen, und auch zu Lande führt keine gerade und betretene Strasse hin und her. Der Naturforscher Prinz *Maximilian* von *Neuwied* ist der einzige bekannte Europäer, welcher bei seiner Bereisung Brasiliens (1815 bis 1818) diesen mit zahllosen Beschwerlichkeiten und vielen Gefahren verbundenen Landweg eingeschlagen hat. Kein Theil Süd-Amerikas von gleicher Grösse und Wichtigkeit hat in den letzten fünfzig Jahren mehr durch Revolutionen gelitten als diese Provinzen. Aber trotz den wieder-

holten Veränderungen der Regierungsform haben der Charakter und die geselligen Zustände der Einwohner nur langsame Fortschritte gemacht. Bis 1839 hatte die ganze Provinz *Espirito Santo* noch keine Druckerpresse. Viele von den frühern Ansiedlern mit grossem Aufwand gebaute Kirchen gingen ihrem Verfall entgegen. Nicht das Mindeste wurde für die Civilisation der Ureinwohner gethan, und es gab bei einer Volksmenge von 43000 Seelen nicht mehr als sieben Elementar-Schulen.

Bahia besteht aus zwei Theilen: der *Untern* und der *Obern Stadt*. Die Untere Stadt ist nur eine schmale, höckerige und ungepflasterte Strasse längs dem Meeresufer und macht auf den eben angekommenen Reisenden keinen vortheilhaften Eindruck. Mitten hindurch läuft ein von Schmutz angefüllter Absugsgraben. Hier befinden sich die vorzüglichsten Handelshäuser mit zahlreichen Speichern (*Trapiches*), so wie von öffentlichen Gebäuden das Arsenal, das Zollhaus (*Alfandega*), wo alle eingeführten Waaren zuerst abgeladen werden müssen, und das *Consulado*, welches die zur Ausfuhr bestimmten Artikel zu passiren haben. Bei der unebenen Oberfläche der Untern Stadt und der Steilheit der Anhöhe, welche zur Obern Stadt führt, sind weder Wagen und Karren noch Schleifen für die Fortschaffung der Lasten anwendbar. Alles muss daher, selbst das Schwerste, von Menschen

getragen werden. Den ganzen Tag sieht man Truppen von vier, sechs, acht oder mehr Negersklaven hin und her gehen, welche an grossen Stangen aufgehängte Fässer und Ballen auf den Schultern transportiren, während andere Abtheilungen an den Ecken der Häuser oder in verschiedenen Winkeln kauern und Stroh flechten, oder zusammengerollt, wie schwarze Schlangen, in der Sonne liegen und schlafen. Gewöhnlich aber steht Einer als Schildwache bereit, die Andern aufzuwecken, wenn Jemand ihre Dienste verlangt. Wie die Kaffehträger in Rio pflegen sie bei der Arbeit zu singen und zu schreien, doch sind im Gange ihre Bewegungen, bei der grössern Hitze des Klimas, weniger lebhaft und kräftig, als die ihrer Kameraden in den südlichern Provinzen. Eine eigne Klasse von Negern beschäftigt sich bloss mit dem Tragen von Fussgängern in einer Art von Tragsesseln oder s. g. *Cadeiras*. Denn auch der Fussgänger findet es sehr beschwerlich, im brennenden Sonnenschein die Anhöhe zur Obern Stadt hinaufzusteigen. An allen Ecken und Plätzen stehen daher lange Reihen von mit Vorhängen versehenen *Cadeiras*, deren Träger jeden Vorübergehenden, mit abgezogenem Hute höflich fragen: »*Quer cadeira, Senhor?*« (Wollen Sie einen Tragsessel, mein Herr?). Sich eine oder zwei eigne *Cadeiras* zu halten, ist für eine wohlhabende Familie in Bahia eben so nothwendig, als

anderwärts das Halten von Kutschen und Pferden. Die Livree der Träger und die Verzierungen der Sänfte bezeichnen den Rang und Stand des Eigenthümers. — Auch die Obere Stadt hat keine bedeutende Ausdehnung und besteht kaum aus mehr als zwei Hauptstrassen, deren Richtung, um auf dem Plateau der Anhöhe zu bleiben, mehrfach gekrümmt ist. Verschiedene Oeffnungen zwischen den einzelnen Gebäuden verstatten malerische Aussichten, einerseits auf das Meer, andererseits rückwärts ins innere Land. Im Ganzen dehnt sich Bahia, d. h. die Obere und Untere Stadt zusammen, auf sechs Meilen, vom *Rio Vermelho* bis zum *Montserate*, aus. Die Bauart der Häuser spricht für das hohe Alter der Stadt, obwohl sie von Aussen angenehm ins Auge fallen. Mat hat grosse Summen auf die Pflasterung der Strassen verwendet, aber mehr um sie vor Beschädigungen durch Regengüsse zu schützen, als sie für Fuhrwerk gangbar zu machen. Stellenweise sieht man in tiefen Lagen steinerne Wasserbehälter und Fliessbrunnen, welche durch die von der Anhöhe herabkommenden Bächelchen gespeist werden. Eine bemerkenswerthe Wasserleitung giebt es nicht.

Unter den zahlreichen Kirchen ist die *Kathedrale*, ein altes Gebäude, die ansehnlichste. Eine Abtheilung derselben enthält die *öffentliche Bibliothek*, welche etwa 10000 Bände stark ist, worunter

sich viele französische Werke befinden. Auch einige schätzbare Handschriften werden hier aufbewahrt. Nahe bei der Kirche sieht man den Erzbischöflichen Palast und das ehemalige Jesuiten-Collegium, welches jetzt als Militär-Spital dient. Letzteres Gebäude ist nebst einer Kirche in der Untern Stadt aus Steinen errichtet worden, die man in Portugall zubereitet und numerirt hatte, so dass sie bei der Ankunft in Brasilien nur zusammengesetzt werden durften.

Merkwürdig war für den Verf. ein Ausflug nach dem *Rio Vermelho*, wo sich das Haupt-Etablissement für den an der Küste von Bahia betriebenen *Walfischfang* befindet. Es war am Tage vorher ein Walfisch eingebracht worden, der so eben zerlegt werden sollte. Ein anderer, den man harpunirt hatte, wurde durch drei abgeschickte Boote hereingeholt. Gewöhnlich ist der Fang eines solchen Seeungeheuers für das gemeine Volk in Bahia, besonders für die Farbigen, ein wichtiges Ereigniss. Viele Hunderte beiderlei Geschlechts laufen herbei, um sich an dem Todeskampf des Thieres zu weiden und sich grosse Portionen von seinem Fleische zu verschaffen, welches sie kochen und essen. Auch in den offnen Strassen der Stadt wird dergleichen gekochtes Walfischfleisch verkauft. Nicht minder mästen sich zahlreiche Schweine an dem Leichnam des Walfisches, und wer beim Ein-

kauf von Schweinfleisch auf dem Markte nicht besonders schwierig in der Auswahl ist, muss sich einen thranigen Beigeschmack desselben gefallen lassen. Die Walfischerei an dieser Küste war in frühern Zeiten eine der ergiebigsten in der Welt und wurde gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts von der Regierung für 30000 Dollars jährlich verpachtet. Gegenwärtig kommen nur gelegentlich einige amerikanische Schiffe um des Walfischfanges willen an die brasilischen Küsten.

In Folge seiner Lage, der Küste von Afrika gegenüber, ist *Bahia* schon seit frühern Zeiten ein wichtiger Platz für den *Sklavenhandel* gewesen. »Die gehässigen Begriffe,« — sagt Kidder — »welche sich jetzt bei allen aufgeklärten Völkern an diesen Handel knüpfen, stehen auffallend in Contrast mit der scheinbaren Philantrohpie, die ursprünglich bei seinem Betrieb Statt fand. Der materielle Nutzen war freilich damals wie jetzt das Erste, was man im Auge hatte. Das Land musste angebaut werden und die Pflanzer brauchten Arbeiter. Aber das Loos der Sklaven war keineswegs so bedauernswürdig als das von Tausenden armer Neger in Afrika, welche in den Kriegen der verschiedenen Stämme zu Gefangenen gemacht und, wenn sie Niemand loskaufte, grausam behandelt wurden. Musste es nicht höchst verdienstlich erscheinen, Schiffe nach Afrika zu schicken, um die armen

heidnischen Gefangenen zu ranzioniren und sie nach einem Lande zu bringen, wo sie durch die Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen werden konnten, bloss gegen die Verpflichtung, ihren Befreiern diesen Dienst durch Arbeit zu vergelten? Eine Depesche des Königs *Joseph* an den Vicekönig von Brasilien, vom Jahr 1756, liegt vor mir, aus welcher hervorgeht, dass die Kammer von Bahia, so wie verschiedene Pflanzer von Tabak und Zuckerrohr in der Provinz, sich in Betreff eines Monopols, das gewisse Kaufleute in dem Geschäft der »Sklaven-Ranzionirung« an sich gerissen, beschwert hätten. Der König erinnert an die väterliche Sorgfalt, mit welcher er diesen Gegenstand schon früher behandelt habe und verordnet neuerdings: 1) dass von jetzt an die Sklaveneinfuhr nicht nur in den bisherigen Häfen, sondern auch in allen (portugiesischen) Seeplätzen von *Afrika*, dies- und jenseits des Vorgebirges der Guten Hoffnung, frei seyn solle, dass aber 2) die Behörden von *Bahia*, *Pernambuco* und *Parahiba* auf angemessene Grösse und Beschaffenheit der Schiffe und gehörige Versorgung derselben mit Lebensmitteln zu sehen hätten; auch sollte 3) so viel als möglich das Zusammentreffen mehrer Schiffe in einem und demselben Hafen verhindert und nur Einem Schiffe auf Einmal der Einkauf von Sklaven gestattet werden. —

So zweckmässig diese Verordnungen zur Milderung der mit dem Sklavenhandel verbundenen Uebel zu seyn schienen, so bewirkten sie doch nur eine hundertfältige Vermehrung derselben. *Bahia* wurde seitdem der Hauptmarkt für den Sklavenhandel.«....

»In neuerer Zeit« — fährt der Verf. fort — »hat dieser Verkehr für den Hafen von *Bahia* beträchtlich abgenommen, namentlich seit der Revolution im Jahre 1837. Eine Hauptursache ist die erneuerte Thätigkeit der englischen Kreuzer gewesen, wie sich dieselbe besonders seit 1838 kund gegeben hat. Die Wirkungen dieser Thätigkeit beschränken sich keinesweges auf die gemachten Prisen, sondern offenbaren sich weit mehr in den Hindernissen, welche sie dem Einschiffen von Sklaven in Afrika selbst in den Weg legt. Es ist nicht so allgemein, als die Sache es verdient, bekannt, dass trotz dem Widerwillen Englands gegen den Sklavenhandel und ungeachtet der kräftigen Bemühungen desselben ihn zu unterdrücken, doch englisches Capital es gewesen ist, welches ihn aufrecht erhalten hat. Nur wenige Sklavenschiffe gab es, die nicht mit englischem Credit ausgerüstet worden wären, und wiederholte grosse Verluste der Theilnehmer brachten den Handel mehr ins Stocken als englische Philanthropie. Indessen haben sich die Folgen davon auch in anderer Weise nach-

theilig für den Handel von Bahia bewiesen, dessen zwei Haupt-Ausfuhrartikel, Rum und Tabak, mit welchen die Einkäufe in Afrika gemacht wurden, jetzt beträchtlich an Absatz verloren haben.«....

(Wir gedenken im künftigen Jahrgange weitere Mittheilungen aus Kidders Reisewerke zu machen.)

X.

ZUR KENNTNISS VON BORNEO.

Nach Brooke, Keppel und Hunt*).

Nach Beendigung des Chinesischen Krieges schickte der brittische Vice-Admiral Sir William Parker das unter dem Befehl des Capitän *Keppel* stehende Schiff *Dido* nach der *Malacca-Strasse*, mit dem Auftrage, den englischen Handel daselbst

*) *The Expedition to Borneo of H. M. S.* (Her Maj. Ship) *Dido for the Suppression of Piracy*; with Extracts from the *Journal of James Brooke*, Esq., of *Sarawak* (now Agent for the British Government in Borneo). By Captain the Hon. *Henry Keppel*, R. N. II. Voll. London, 1846. (Mit 6 Karten und 11 Steintafeln.) – *Sketch of Borneo*, or *Pulo Kalamantan*, by *J. Hunt*, Esq. (Nr. II. des Appendix zum II. Bande des obigen Werks.)

zu schützen und namentlich die in den dortigen Gewässern, zwischen Singapore, Java, Borneo, den Philippinen etc. herrschende Seeräuberei der Malayen zu unterdrücken. Im März 1843 erfuhr Cap. *Keppel*, dass in der Nähe der Küste von Borneo einige malayische Fahrzeuge mehre brittische Handelsschiffe beraubt hatten, und er begab sich sogleich nach *Singapore*, wo er den Agenten *Brooke* kennen lernte, der mit ihm bald darauf an Bord der Dido nach seiner Station *Saravak* zurückkehrte. Wir haben bereits in der Allgemeinen Uebersicht zum XIX. Jahrgange (1841), S. CXII. u. ff., eine kurze Nachricht von *Brooke's* Reise nach Borneo gegeben, ohne damals genaue Kenntniss von dem Zwecke dieser Reise und von der Wichtigkeit derselben für den brittischen Handel in jenen Gewässern zu besitzen. Cap. *Keppels* Werk setzt uns in den Stand, Umständlicheres darüber mitzutheilen.

James Brooke, geb. 1803, ist der zweite Sohn des ehemaligen Civil-Beamten der Ostindischen Compagnie, *Thomas Brooke*. Er erhielt frühzeitig eine Anstellung in der indischen Armee und zeichnete sich im Birmanischen Kriege (1826) durch Tapferkeit aus. Nach dem Frieden verliess er den militärischen Dienst, besuchte Europa und ging dann nach Indien zurück, von wo er 1830, um seiner Gesundheit willen, einen Ausflug nach *China* machte,

Auf dieser Fahrt überzeugte er sich, wie zum grossen Theil noch unbekannt und zugleich von den Europäern vernachlässigt die schönen und wichtigen Inseln des Ostindischen Archipels waren. Namentlich wurde es ihm klar, dass insbesondere *Borneo* und die weiter östlich davon gelegenen Inseln noch ein weites Feld für Unternehmung und Forschung darbieten möchten. Den Malayischen Stämmen, welche den europäischen Handelsschiffen so lange Zeit furchtbar gewesen, die Segnungen der Civilisation zu bringen, die Seeräuberei zu unterdrücken und den Sklavenhandel zu vertilgen, wurden die Gegenstände seines menschenfreundlichen Strebens, welches von dieser Stunde an ausschliesslich denselben gewidmet war. Aber erst im Jahre 1838 gelang es ihm, von *England* aus sein Vorhaben ins Werk zu richten.

Im Besitz eines ansehnlichen Vermögens hatte *Brooke* ein eignes Schiff zu seinem Unternehmen ausgerüstet und war drei Jahre beschäftigt gewesen, die Mannschaft desselben durch verschiedene Fahrten für seine Zwecke einzuüben und sich ihrer Anhänglichkeit und Treue zu versichern. Im Dezember 1838 verliess er mit seinem Schooner »der Royalist« die Küsten von England. Das Schiff gehörte zum Königlichen Jacht-Geschwader (*Royal Yacht Squadron*) und genoss daher in allen auswärtigen Häfen die Rechte eines brittischen Kriegschiffes. Es war

mit 20 Mann besetzt und mit sechs Sechspfündern, einer entsprechenden Anzahl Drehbassen (*Swivels*) und allerlei kleinen Gewehren bewaffnet, mit vier Booten und Lebensmitteln auf vier Monate versehen. Am 1. Juni 1839 landete *Brooke* im Hafen von *Singapore* und am 27. Juli begab er sich von hier nach der nordwestlichen Küste von *Borneo*, wo damals in *Saraw'ak*, am gleichnamigen Flusse, der *Radschah* von *Borneo Proper*, Namens *Muda Hassim*, sich aufhielt. Dieser Häuptling, ein Mann von milderm Charakter und etwas mehr Bildung als die übrigen malayischen Herrscher des Ostindischen Archipels, hatte sich vor einiger Zeit sehr gefällig gegen das brittische Gouvernement in Singapore bezeigt, indem er die Mannschaft eines Schiffes, das an der Mündung des *Saraw'ak* gescheitert war, unter seinen persönlichen Schutz nahm, sie mehre Monate auf seine Kosten unterhielt und dann mit passender Gelegenheit unentgeldlich nach Singapore zurückschickte. *Brooke* empfing vom Gouverneur ein Danksagungsschreiben an den Radscha, belastete seinen »Royalist« mit verschiedenen Waaren und nahm zugleich allerlei Geschenke mit, von welchen er hoffen konnte, dass sie dem Radscha angenehm seyn würden.

Wir können uns auf den Bericht seiner Aufnahme in Borneo, auf die Dienste, welche er, anfangs allein, bloss mit seinem Schiffe, und später

von Cap. *Keppel* unterstützt, dem Radscha gegen die Angriffe verschiedener Seeräuber-Horden leistete, auf seine Anstellung als Gouverneur eines beträchtlichen Distrikts der Provinz Sarawak, so wie auf die Schilderung seiner Unternehmungen zur Civilisirung der ihm unterworfenen *Dyaks* (*Daiaks*), in deren Folge er 1843 zum brittischen Agenten in Borneo ernannt wurde, nicht umständlich einlassen, sondern begnügen uns, von dem, was durch *Brookes* und *Keppels* Beobachtungen und Forschungen, in Verbindung mit den Nachrichten eines frühern englischen Agenten, *Hunt*, für die *geographische Kenntniss* von Borneo gewonnen worden, das Wesentlichste auszuheben.

Die Insel *Borneo* erstreckt sich von 4° 12′ südlicher bis 7° 7′ nördlicher Breite*) und von 108° 45′ bis 119° 25′ östlicher Länge (von Greenwich). Die grösste Ausdehnung von Südwesten nach Nordosten ist beiläufig 900, die von Nordwesten nach Südosten 600, der Umfang 3000 (engl.)

---

*) So heisst es richtig bei *Hunt* (*Sketch of Borneo*, im *Appendix* zum 2. Bande von Keppels Werke, Nr. II. S. XVI.), während *Brooke* (S. 163 dess. Bandes) die nördliche und die südliche Breite mit einander verwechselt. Wahrscheinlich sind beide Angaben nur Druckfehler.

Meilen. Der Flächeninhalt ist nach einem Durchschnitt der bisherigen Angaben 11300 geographische oder teutsche Geviertmeilen. Da die Schätzung von *Neu-Guinea*, zu 13000 geogr. Gev. M., sehr unzuverlässig ist, und *Madagascar* nur 10500 Gev. M. Oberfläche hat, so kann Borneo als die grösste Insel des Erdbodens betrachtet werden.

Bei den Eingebornen und den Malayen führte die Insel ehemals, zum Theil auch noch jetzt, den Namen *Pulo* (Insel) *Kalamantan*, von einer hier einheimischen sauern Frucht. *Borneo* (oder auch *Bruni*) war nur der Name der Hauptstadt eines der drei bekannten Königreiche der Insel. *Magelhaens*, der Borneo im Jahre 1520 besuchte, fand an diesem Theile der Küste eine volkreiche und blühende Stadt, ein höchst fruchtbares Land, einen mächtigen Fürsten und einen glänzenden Hof; er schloss aus dem, was er sah, etwas voreilig, nicht nur dass die ganze Insel diesem Fürsten gehöre, sondern auch dass sie ebenfalls *Borneo* heisse. Dieser Irrthum hat sich seit jener Zeit auf alle europäischen Nationen fortgepflanzt; doch bezeichnen die neuern Karten die genannte Hauptstadt mit dem Namen *Borneo Proper* (das eigentliche Borneo). Die Eingebornen nennen sie *Borneo*, auch *Bruni*, und leiten den letztern Namen von *Brani* (muthig, herzhaft) ab.

Die Bewohner der Insel sind theils Ureinwohner theils Malayen, welche sich hier angesiedelt haben. Auch giebt es chinesische Ansiedler. Die Ureinwohner leben noch in zahlreichen, verschiedene Sprachen redenden Stämmen im Innern der Insel. Einige stehen, wie in *Landa*, *Sonpai*, *Mantan* etc. unter malayischen Sultanen; aber sehr zahlreiche Stämme leben unabhängig unter eignen Häuptlingen. Diese sämmtlichen Ureinwohner unterscheiden sich durch Körperbildung, Sprache, Religion, Sitten und Gebräuche sehr scharf von den mohammedanischen Malayen, welche als Ansiedler nach Borneo gekommen sind. Man nennt die Ureinwohner im Allgemeinen *Dyak*, unterscheidet aber nach den einzelnen Gegenden der Insel, von welcher übrigens das Innere noch grösstentheils unbekannt ist, die *Dayers*, um Pontiana und Sambas, an der Westküste; von den *Biajus*, um Benjarmassing, an der Südküste, den *Moruts*, in Borneo Proper, an der Nordwest-Küste, und den *Orang Idan*, im nördlichsten Theile der Insel. Die frühere Geschichte dieser Ureinwohner ist in dasselbe Dunkel gehüllt wie die der *Monokaboes* von Malaya, der *Rejangs* und *Battas* von Sumatra, oder der *Togals* auf den Philippinen. Bei näherer Bekanntschaft mit ihrer Sprache, ihren Ueberlieferungen etc. dürfte sich wahrscheinlich eine ursprüngliche Verwandtschaft aller Ureinwohner dieser

Ryblétre sc.

EINGEBORENE VON BORNEO.

Oestlichen Inseln herausstellen. Die *Moruts* und *Orang Idan* haben eine lichtere Hautfarbe und regelmässigere Züge als die Malayen, sind auch von kräftigerm Körperbau und gelten für ausgezeichnet tapfer. Die *Dayers* sind von dunklerer Farbe und gleichen überhaupt mehr den Malayen. Im Allgemeinen bemerkt *Hunt* über alle diese Stämme der Ureinwohner: Sie leben in elenden kleinen Hütten. Ihre ganze Bekleidung ist ein leichter Schurz um die Hüften und Lenden, entweder aus Baumrinde oder aus Thierfellen oder aus einem blauen oder weissen Stück Wollenzeug bestehend. Sie essen Reiss oder Wurzeln, übrigens auch allerlei thierische Nahrungsmittel, selbst Schlangen, Eidechsen, Käfer etc. Diese schlechten Speisen verursachen in Verbindung mit ihrer ausserordentlichen Unreinlichkeit verschiedene Hautkrankheiten, mit welchen man die meisten von ihnen behaftet findet. Mehre Stämme bemalen sich mit Farben und bestreichen sich mit Oel, so dass man glaubt, sie seien tättuirt. Vielweiberei ist nicht gestattet. Die Todten werden verbrannt. Ihre Hauptwaffe beim Angriff ist eine Art Blasrohr, mit welchem sie vergiftete Pfeile abschiessen. Dem getödteten Feinde wird der Kopf abgeschnitten und dieser als Siegeszeichen aufbewahrt. Je mehr eine Familie solcher Schädel aufzeigen kann, desto grösser ist ihr Ruhm. Von einer Art Schriftsprache

oder gewissen Charakteren, zur Mittheilung ihrer Gedanken, wie sie z. B. die Battas auf Sumatra haben, ist keine Spur bei den Dyaks entdeckt worden. Von der Meeresküste in die Gebirge des Innern zurückgedrängt, beschäftigen sie sich vornehmlich mit der Jagd und häuslichen Angelegenheiten. Auch bringen sie ihre einheimischen Erzeugnisse, als Kampher, Gold, Diamanten, Vogelnester, Wachs und Vieh nach den Küstenplätzen, um sie hier gegen Salz, chinesisches Porzellan, kupfernes und eisernes Kochgeschirr, kupferne Armbänder, grobes blaues und weisses Tuch, Takak, Arrak, Glaskorallen etc. auszutauschen.

Ueber die Dyaks am Flusse *Lundu* in der Provinz Sarawak, die *Sibnow-Dyaks*, hatte Brooke als Gouverneur dieser Gegend vorzugsweise Gelegenheit, genauere Beobachtungen zu machen. Hier befindet sich, etwa 18 engl. Meilen aufwärts von der Mündung des genannten Flusses, das Dorf *Tungong*, welches gegen die Angriffe der Seeräuber durch eine Umpfählung befestigt ist und wo die gesammte Bevölkerung ein einziges grosses Haus bewohnt. Die Länge desselben beträgt 594 Fuss. Der innere Raum erstreckt sich längs der Vorderseite gegen den Fluss mit einer Breite von 21 Fuss durch das ganze Gebäude, und heisst die »Strasse«. Hinter derselben ist der übrige Raum durch Strohmatten in besondere Abtheilungen für die einzelnen

Familien geschieden, deren *Brooke* 45 zählte, wovon jede einen besondern Eingang aus der »Strasse« hat. Letztere dient den Wittwern und den unverheuratheten jungen Männern zum Aufenthalt, denn nur die Eheleute haben eigene Abtheilungen. An den Wänden stehen grosse Mulden aus hohlen, halbgetheilten Baumstämmen, welche als Schlafstellen dienen. Das ganze Gebäude steht, wie alle Häuser des Landes, besonders am Meere und längs den Flüssen, auf starken Pfosten, 12 Fuss über dem Erdboden und man steigt zu demselben auf einer Art Treppe hinauf, welche aber nichts weiter ist als ein Baumstamm mit eingeschnittenen Kerben. Längs der Vorderseite des Hauses zieht sich eine 50 Fuss breite Terrasse hin, auf welcher sich Schweine, Hunde, Vögel, Affen und allerlei Hausgeflügel bunt durch einander herumtummeln. Auch ist diess der gewöhnliche Platz für die häuslichen Arbeiten der Bewohner, z. B. Mattenflechten, Getraidemahlen etc. Ueber dem untern Wohnraume erhebt sich ein zweites Stockwerk, wo Lebensmittel und andere Vorräthe von Waaren etc. aufbewahrt werden. — Diese Dyaks haben zwar ein wildes Aussehen, sind aber ein friedfertiges und harmloses Völkchen. Die Wohnung des Häuptlings nimmt etwa die Mitte des Gebäudes ein und ist grösser als die übrigen Abtheilungen. Als *Brooke* ihn besuchte, waren am Eingange und auf dem Boden zierliche Matten

ausgebreitet, während von der Decke des Gemachs dreissig Schädel herabhingen. Dieser Häuptling war ein Mann von mittlerm Alter, freundlicher Miene und gefälligem Benehmen. Um ihn her standen seine Söhne und Verwandten, nebst ein paar vornehmen Männern des Stammes und einigen andern Dyaks. Letztere schienen jedoch durch seine Gegenwart nichts weniger als beengt zu seyn und man bemerkte nicht das Mindeste von jener sklavischen Unterwürfigkeit, mit welcher die Malayen vor ihren Fürsten erscheinen.

In Betreff der Schädel, welche als Zierde von der Decke der Wohnung herabhingen, und welche überhaupt in fast allen Häusern der Dyaks zu finden sind, widerspricht *Brooke* der Behauptung mehrer Reisenden, dass die Dyaks oft bloss deshalb Menschen mordeten, um ihrer Schädel habhaft zu werden, und erklärt sie einzig als Kriegstrophäen, in ähnlicher Art, wie die nordamerikanischen Wilden die Skalps oder Schädelhäute der getödteten Feinde aufbewahren. *Brooke* erfuhr bei genauerer Erkundigung, dass ein junger Mann, wenn er heurathen will, nothwendig wenigstens Einen feindlichen Schädel besitzen muss. — Die Männer der Sibnow-Dyaks haben nur Eine Frau und dürfen vor dem siebenzehnten oder achtzehnten Jahre nicht heurathen. Es finden dabei seltsame Gebräuche Statt. Braut und Bräutigam werden in feierlichem

Aufzug durch die ganze Länge des grossen Wohnhauses geführt und dann hängt man dem Bräutigam ein Paar Hühner um den Hals, welche er sieben Mal rings um seinen Kopf schwingen muss. Diese Hühner werden hierauf geschlachtet und, nachdem mit dem Blute die Stirnen des jungen Ehepaares besprengt worden, gekocht und von dem Letztern in ihrem Wohngemach allein verzehrt, während die Gäste die ganze Nacht hindurch schmausen und zechen. — Von einer Gottheit scheinen die Sibnow-Dyaks wenige oder gar keine Begriffe zu haben. Sie beten zwar zu *Biedum*, einem grossen Häuptling, der vor Jahrhunderten über das Land geherrscht haben soll, wissen aber nichts von religiösen Gebräuchen und eben so wenig von Priestern.

Die Männer der Sibnow-Dyaks haben ein offenes, jedoch ziemlich ernstes Benehmen. Aufgeweckter und sehr zu Lachen und Scherz geneigt, fand *Brooke* die Weiber. Aber obwohl er und seine Leute die ersten Europäer waren, welche sie persönlich kennen lernten, so zeigten sie doch keinesweges eine unanständige und lästige Neugier. Beide Geschlechter sind von mehr kleinem als hohem Wuchse, haben kleine und lebhafte Augen, platte Nasen und wohlgeformte, obwohl nicht eben muskulöse Glieder. Wie alle Inselbewohner sind diese Dyaks grosse Freunde des Wassers. *Brooke* sah oft fünfzig und mehr Kähne voll Menschen

beisammen und der Fluss war täglich von zahlreichen Badenden angefüllt. Die ganze Kleidung der Weiber besteht in einem Stück groben Stoffes, den die Sakarran-Dyaks verfertigen, und reicht von den Hüften bis zu den Knieen. Der Oberleib und der Kopf sind ganz unbedeckt. Das lange Haar wird oben in einen Wulst zusammengedreht. Die einzigen Zierrathen beider Geschlechter sind Armringe von feinem Rohr oder auch von Kupfer, auch wohl, aber seltener, Halsbänder von Glasperlen; namentlich haben, was die Letztern betrifft, die kleinen venezianischen den Vorzug vor den grössern englischen. Ohr- und Nasenringe werden nicht getragen. Alle schwere häusliche Arbeit lastet auf den Weibern. Sie stossen den Reiss, tragen Lasten, holen Wasser, fangen Fische und bearbeiten das Feld. Aber obschon es ihnen in dieser Hinsicht wie den Weibern aller andern Wilden geht, so ist ihr Loos doch auch in vielen Stücken erträglicher. Sie werden nicht eingesperrt, essen gemeinschaftlich mit den Männern und stehen überhaupt zu diesen und zu den Kindern fast in demselben Verhältniss wie die europäischen Weiber. Die Kinder gehen ganz nackt. Schon frühzeitig werden ihnen die Zähne spitzig gefeilt, so dass sie wie kleine Haifische aussehen.

Die *Regierungsform* der Sibnow-Dyaks kann *patriarchalisch* genannt werden. Das Ansehen des

Häuptlings ist sehr beschränkt. Er ist zwar der Anführer im Kriege und der Vollstrecker der Gesetze, darf aber nicht nach Willkür Strafen verhängen noch überhaupt despotisch walten. Der Unterschied zwischen dem Häuptlinge der Sibnow-Dyaks und dem Geringsten seines Stammes war mehr ein Unterschied des Reichthums als der Macht. Einige wenige kostbar verzierte Lanzen, die er als Geschenk von den Malayen erhalten hatte, schienen die einzigen Insignien seiner Würde zu seyn. Die Würde eines Häuptlings ist nicht erblich, sondern beruht auf der Wahl; doch konnte *Brooke* nicht erfahren, ob diese Wahl von dem Stamme oder von dem Radscha (von Sarawak, *Muda Hassim*, einem Malayen) ausgeübt wird. Er fragte den ältesten Sohn des Häuptlings, einen lebhaften und verständigen jungen Mann von zwanzig Jahren, ob er seinem Vater nachfolgen würde. Er antwortete, er fürchte nicht *reich* genug dazu zu seyn; doch sagten einige dabei stehende Männer, er würde bestimmt zum Häuptling gewählt werden. *Muda Hassim* sagte, er für seine Person hätte nur durch den Häuptling und dessen Familie Gewalt über die Dyaks, denn der Stamm im Allgemeinen frage nichts nach den Malayen.

Die *Malayen*, welche jetzt im Besitz der Seeküsten von Borneo, so wie aller übrigen östlichen Inseln, sind, sollen bereits im XIV. Jahrhunderte

als Ansiedler aus Malacca etc. hieher gekommen seyn. Sie werden von *Hunt* als das wildeste und grausamste Volk des ganzen Erdbodens geschildert. *Brooke* dagegen hat keineswegs eine so ungünstige Meinung von ihnen. »Gewöhnlich« — sagt er — »verbindet man mit der Vorstellung eines *Malayen* die eines verrätherischen blutdürstigen Schurken. Wahrscheinlich kommt diess daher, dass die europäischen Kaufleute seit der ersten Zeit, wo sie diese Gegenden besuchten, bis jetzt, vorzugsweise nur mit den Radscha's des Landes, ihren Hofleuten und Beamten, zu thun hatten, und nach deren Betragen das ganze Volk beurtheilten. Diese im Purpur gebornen Radschas, unter Sklaven, Hahnenkämpfen etc. auferzogen, zum erblichen Besitz einer unbestrittenen Macht über ihre Unterthanen gelangt und von ihren Umgebungen, gleichviel ob reich oder arm, vornehm oder gering, mit der niedrigsten Unterwerfung verehrt, sind natürlich die Sklaven ihrer Leidenschaften, hochmüthig, habsüchtig, rachsüchtig, schwach und im höchsten Grade für die Aufrechthaltung ihres Ansehens eingenommen. Ihre Hofleute und Beamten sind die sklavischen Vollstrecker ihrer Befehle und stets geneigt, eher Böses als Gutes zu thun. Hiezu denke man sich das Benehmen so manches europäischen Kaufmanns, der, unbekannt mit dem Charakter dieses Volkes, ohne Rücksicht auf ihre Sitten und

Vorurtheile, sich kein Gewissen daraus macht, auch schlechte Mittel anzuwenden, wofern er nur etwas Ansehnliches im Handel gewinnen kann. Er ist hochfahrend, trotzt auf die Kanonen seines Schiffes etc. Der Radscha sieht seine königliche Würde verletzt; böse Rathgeber sind schnell bei der Hand, stellen ihm vor, wie leicht es ist, Rache dafür zu nehmen und Vortheile daraus zu ziehen. Capitän und Mannschaft werden meuchlerisch gemordet und das Schiff sammt Ladung in Beschlag genommen. Wiederholte Auftritte dieser Art erbittern die Europäer, und die Malayen sind, als Volk im Ganzen betrachtet, dadurch in den Ruf der Treulosigkeit und Grausamkeit gekommen.«.... »Wer die Malayen« — fährt *Brooke* fort — »genauer kennen gelernt und, frei vom Einflusse der Radschas, unter ihnen gelebt hat, macht sich eine bessere Vorstellung von ihrem Charakter. Sie sind nichts weniger als treulos und blutdürstig, sondern gutmüthig und gastfrei, einfach in Sitten und Lebensweise, und zeichnen sich durch einen hohen Grad von Familienliebe, besonders durch Zärtlichkeit gegen ihre Kinder aus. Nur wenn ihr Ehrgefühl beleidigt wird, brausen ihre Leidenschaften auf und verleiten sie zu Ausbrüchen der Rache, die sich keineswegs entschuldigen lassen..... Der schlimmste Zug in ihrem Charakter ist allerdings ihr Mangel an Aufrichtigkeit und eine gewisse

Neigung zur Intrigue, welche man bei Hohen und Niedern findet. Sie haben diesen Fehler mit allen andern Asiaten gemein. Am meisten äussert sich derselbe im Verkehr mit den »Ungläubigen«, besonders gegen die *Dyaks*, welche sowohl an Intelligenz als Gesittung den Malayen nachstehen.... Uebrigens leidet es keinen Zweifel, dass der Charakter des Volks durch europäischen Einfluss und durch Errichtung von Missionen sich werde verbessern lassen.«

Noch bemerkt *Brooke* als einen grossen Irrthum, welcher zu so vielen falschen Beurtheilungen der Eingehornen Anlass gegeben, dass die Europäer den Namen *Malayen* auf alle Nationen des Ostindischen Archipels ausgedehnt haben. »Die Franzosen« — sagt er — »die Teutschen, die Engländer, Schotten und Irländer können in ihrem National-Charakter nicht mehr von einander abweichen als die eigentlichen Malayen von den Javanern, den Bugis, den Illanun etc., und doch werden diese alle ohne Unterschied Malayen genannt und ihnen ein gemeinschaftlicher Charakter zugeschrieben. Eben so gut könnte man von einem »Europäischen Charakter« reden.«

Brooke besuchte bald nach seiner Ankunft in Sarawak auch eine Ansiedelung von *Chinesen*, die erst seit kurzer Zeit entstanden war. Sie lag etwa $2^1/_2$ Meilen aufwärts am Flusse Sarawak, und be-

fand sich bereits in einem blühenden Zustande. Es waren 30 Männer, geborne Chinesen, und 5 Weiber, von der Mischlingrasse der Sambas. Der Boden, den sie ausgewählt hatten, war vortrefflich; mehre Acker Feld waren schon mit Reiss, Süsskartoffeln, Mais etc. angebaut. Auch besassen sie einen Vorrath von Vogelnestern, Wachs, Garu-Holz *(Lignum aloës)* und Elfenbein. — Brooke schätzt die Anzahl der Chinesen in Borneo, mit Inbegriff der Mischlingsrassen, auf mehre Tausend und glaubt, da von Jahr zu Jahr neue Einwanderungen Statt finden, dass sie einst das herrschende Volk der Insel seyn werden. Nach Hunt leben vielleicht 60- bis 80000 Chinesen auf Borneo.

So lange man Borneo kennt, bestand die Insel aus drei verschiedenen Königreichen. Das *eigentliche Borneo (Borneo Proper)* begreift den nördlichen Theil der Insel, von *Tanjong Dato (Dattu)* unter 3° 15′ nördl. Br. in Westen, bis zur *Kanukungan-Spitze*, unter 1° 15′ nördl. Br., in Osten an der Makassar-Strasse. Das Königreich *Sukadana* dehnt sich an der Westseite der Insel von *Tanjong Dato* bis *Tanjong Sambar* in Süden aus, und der südliche Theil der Insel, von *Tanjong Sambar* bis östlich wieder zur Spitze *Kanukungan*, bildet das Königreich *Benjarmassing*.

Als Magelhaens 1520 nach Borneo kam, war die ganze Insel in einem höchst blühenden Zu-

stande. Eine ungemein grosse Anzahl von *Chinesen* waren längs den Küsten angesiedelt. Ihre Erzeugnisse und ein ausgebreiteter Handel mit *China* gaben der Stadt Borneo ein ganz anderes Ansehen als sie gegenwärtig besitzt. Sie zählte damals 25000 Häuser; diese waren nach und nach bis zum Jahre 1809 auf 3000 herabgekommen. Indessen hat Borneo in dieser Hinsicht kein schlimmeres Schicksal gehabt als *Malacca*, *Ternate*, *Bantam* etc., und die Staaten des Alterthums, *Tyrus*, *Sidon*, *Carthago* etc. Die Abnahme des Handels war die Ursache ihres Verfalls. In demselben Verhältniss als der Verkehr der Europäer mit *China* zunahm, musste der unmittelbare Handel mittelst der Dschunken abnehmen. Zuerst die *Portugiesen* und später die *Holländer* drückten, als sie Meister zur See geworden, den Malayen ihre Erzeugnisse zu von ihnen selbst festgesetzten Preisen ab und konnten sie also wohlfeiler als die chinesischen Dschunken verkaufen. Damit nicht zufrieden, griffen sie bald weiter um sich. Mittelst ihrer Niederlassungen in den Häfen von Borneo und ihrer strengen Bewachung der Küsten zwangen sie die Eingebornen ihre für den chinesischen Markt berechneten Erzeugnisse nach *Malacca* und *Batavia* zu schicken, wodurch zuletzt der Handel mittelst der chinesischen Fahrzeuge ganz vernichtet wurde.

Der Verlust dieses direkten Handels mit China

machte sich auf verschiedene Weise fühlbar, namentlich dadurch, dass die Einwanderungen der Chinesen, die durch ihre Betriebsamkeit und Geschicklichkeit, sowohl in der Bearbeitung des Bodens, als im Betrieb der Gewerbe, dem Lande so nützlich waren, allmählich aufhörten und auch bald die alten Ansiedler nach und nach die Küsten verliessen, so dass die Radschas, um den Verlust an Einkünften zu ersetzen, die Ländereien verwildern liessen und mit Hilfe der elenden Eingebornen *Seeräuberei* zu treiben anfingen. Als in Folge dessen ein Aufstand sich erhob, war der Radscha von Borneo Proper genöthigt, die benachbarten *Sulus* um Beistand anzurufen, und dem Sultan von *Sulu* dafür den ganzen nördlichen Theil der Insel, von *Kimanis*, unter 5° 30′ nördl. Br., bis *Tapian Durian* in der Makassar-Strasse, abzutreten. Später wurden die Besitzungen des Sultans von den *Spaniern* erobert und dieser selbst gefangen genommen. Als die *Engländer* sich nachher Manilas bemächtigten, setzten sie den Sultan wieder auf seinen Thron, liessen sich aber (1763) das ganze Stück von Borneo, welches ihm früher vom Radscha abgetreten worden, zur Belohnung geben, und dieses wurde damals ein Eigenthum der Ostindischen Compagnie. — Das Königreich *Sukadana* wurde vom Radscha von Bantam der *Holländisch-Ostindischen Compagnie* abgetreten. Ob dieses auch

mit dem Königreiche *Benjarmassing* der Fall gewesen, ist nicht genau bekannt. Die *Portugiesen* hatten sich schon in einer sehr frühen Zeit zu *Benjarmassing* festgesetzt. Auch in *Borneo Proper* sieht man noch zwei Bastionen und die Courtine eines von ihnen errichteten steinernen Forts; so wie sie auch ein solches, jetzt zerstörtes, auf der Insel *Labuan* gebaut hatten. Aus *Sambas*, das sie ebenfalls besassen, wurden sie, wie fast aus allen ihren Niederlassungen in Borneo, 1690 durch die *Holländer* vertrieben. Letztere gaben um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts *Sambas* wieder auf, verstärkten aber gleichzeitig ihre Ansiedelungen in *Benjarmassing* und *Pasir*. Im Jahr 1786 besetzten sie *Pontiana*, mussten es aber, als 1796 der Krieg mit England ausbrach, wieder räumen. Dasselbe geschah mit den Häfen in Benjarmassing, welche sie jedoch an den Sultan verkauften, der sie bald nachher den *Engländern* käuflich überliess.

Wie sehr die Engländer von der Wichtigkeit des Handels von Borneo überzeugt waren, geht nicht bloss aus der grossen Zahl von Schiffen, die die Ostindische Compagnie bis 1760 alljährlich nach den Häfen der Insel abschickte, sondern auch aus den Anstrengungen hervor, welche sie wiederholt machte, sich auf den dortigen Küsten festzusetzen. Dass diese Versuche nicht gelangen, und dass sie nebst allen andern europäischen Seemächten bald

auch von dem Verkehr mit Borneo überhaupt ausgeschlossen wurden, muss hauptsächlich den Holländern zugeschrieben werden, welche die gesammte Ausfuhr des Ostindischen Archipels zu monopolisiren suchten. Die Vertreibung der Engländer von der Insel *Balambangan*, wo die Ostindische Compagnie eine Factorei besass, durch die Seeräuber der Sulu-Inseln im Jahre 1775, geschah ganz bestimmt auf Anstiften der Holländer.

Was die *Naturbeschaffenheit* betrifft, so ist der nördliche und nordwestliche Theil, so wie das Innere der Insel in hohem Grade gebirgig. Namentlich hat der grösste Theil des ehemaligen Königreiches *Borneo Proper* eine sehr hohe und bergige Lage. Der *Kiney Baulu* (St. Peters-Berg), unter 6° nördl. Br., ist vielleicht einer der höchsten bekannten Berge des Erdbodens. Das Land um *Sambas*, *Pontiana* und *Sukadana* wird nur streckenweise von mässigen Hügelreihen durchzogen. Weiter nach Süden und noch mehr gegen Osten, nach der Strasse von Makassar hin, herrscht durchaus Flachland; besonders sind hier die Küsten äusserst feucht und sumpfig.

Schon auf den bis jetzt bekannten unvollkommenen Karten von Borneo sieht man die zahlreichen *Flüsse*, welche diese ungeheure Insel nach allen Richtungen durchziehen. Was sie aber nicht

anzeigen, ist, dass alle Hauptflüsse ihre ursprüngliche Quelle in einem grossen See, in der Nachbarschaft des oben erwähnten Berges *Kiney Baulu* haben. Der grosse Fluss *Benjarmassing* theilt in südlicher Richtung fliessend die südwestliche Hälfte der Insel in zwei Theile und hat eine Länge von 1500 (engl.) Meilen. Sein Steigen und Fallen beträgt, je nach den Jahreszeiten, 12 Fuss; doch hat er an der Mündung bei niedrigem Wasser nur 9 Fuss Tiefe. Seine Ufer sollen mit zahllosen Dörfern besetzt seyn. Der schönste Strom der Insel ist unstreitig der *Borneo*; er hat bei niedrigem Wasserstande an der Mündung 15 Fuss Tiefe, steigt aber auch bis 18 Fuss. Ein Kriegschiff ersten Ranges kann bis weit über die Hauptstadt Borneo hinauffahren. Das Land zu beiden Seiten ist gesund, stark bevölkert, fruchtbar und gut bebaut. In dem ehemaligen Königreiche Sukadana sind fünf Hauptflüsse: der *Sukadana*, der *Lava*, der *Pogore*, der *Pontiana* (Pontianah), und der *Sambas*, sämmtlich wasserreich und 70 bis 80 Meilen weit von der Mündung schiffbar; doch können Schiffe, wegen der schlammigen Beschaffenheit der Mündungen nur bei einem Hochwasser von 15 Fuss einlaufen.—Ein sehr ansehnlicher Fluss ist auch der *Kinabatangan*, im Norden der Insel, wo er sich in das Sulu-Meer ergiesst. Er soll noch tiefer und viel weiter schiffbar seyn als der Benjarmassing.

Er hat mehre Mündungsarme, ist aber nie nautisch aufgenommen worden. Die Flüsse *Kuran*, *Passir*, und eine Menge anderer, welche sämmtlich in die Strasse von Makassar fallen, werden gleichfalls als ansehnliche, für grosse Lastschiffe zugängliche Ströme geschildert. Der Hafen von *Sandakan* ist einer der schönsten des Erdbodens; man hat eine gute Karte davon, so wie auch von dem Hafen *Tambisan*, beim Cap Unsing, welcher zum Schiffbau geeignet ist. Eben so gewähren die Häfen *Pulo Laut*, *Punangan*, *Maludu* und mehre andere an der Makasser-Strasse guten Ankergrund.

Was das *Klima* betrifft, so beginnt die Regenzeit mit dem September und dauert bis Ende April. Sie zeichnet sich durch häufige und starke Niederschläge, heftige Stürme und schwere Gewitter aus. Aber auch in der s. g. Trocknen Jahreszeit, vom April bis zum September, vergeht selten ein Tag ohne einen oder zwei tüchtige Regengüsse. Die Monsuns an der nördlichen Küste kommen mit denen im Chinesischen Meere überein, d. h. sie wehen von Oktober bis April aus Nordosten, in den übrigen Monaten aus Südwesten. Im Süden, um Benjarmassing, sind sie, wie in dem Meere von Java, von Oktober bis April westlich, in den übrigen Monaten östlich. Unter dem Aequator oder in dessen Nähe herrschen das ganze Jahr veränderliche Winde, und an den Küsten wechseln, wie

anderwärts, Land- und Seewinde. Die Insel ist keineswegs so heiss, als man ihrer geographischen Lage nach vermuthen sollte. Die Luft wird durch die häufigen Regen, so wie durch die Land- und Seewinde, und die vielen Binnengewässer fortwährend abgekühlt. Im November wechselt das Thermometer zu *Pontiana* von 78° bis 82° (F. = 20⁴/₉ bis 22²/₉° R.). Während der Regenzeit schwellen die Flüsse an, treten aus ihren Ufern und stürzen sich mit solcher Schnelligkeit ins Meer, dass man ihren Lauf noch 6 bis 7 Meilen weit über die Mündung hinaus verfolgen kann. Durch die Ueberschwemmungen werden die tiefern, flachen Gegenden so befruchtet, dass sie bei der Wiederkehr der Trocknen Jahreszeit mit den herrlichsten Gräsern etc. prangen und zahlreiche Viehheerden aus dem Innern zur Weide herbeilocken.

Dass überhaupt die *Pflanzenwelt* eines Tropenlandes wie Borneo und bei einem solchen Klima eine höchst reiche und mannichfaltige seyn müsse, lässt sich leicht denken. Alle Palmengattungen Asiens, die Kokos-, die Areca-, die Sago-Palme etc., so wie Bambus, Canna, Narda etc. gedeihen hier in üppiger Fülle. Pfeffer wächst überall wild, wird aber auch im Grossen um Benjarmassing und in Borneo Proper angebaut. *Laurus cinnamomum* und *Cassia odoriferata* wachsen im Ueberfluss um Kimanis. Nirgends in der Welt gedeiht der Kam-

pherbaum so vollkommen als in den Bezirken Maladu und Payton, im Norden von Borneo. Auch Baumwolle und Kaffeh, obwohl man keinen Werth darauf legt, werden in allen Theilen der Insel angetroffen; eben so die verschiedenen Gewürzpflanzen, Nelken, Muskat, etc. Die Wälder um Pontiana liefern alle Arten von Bau- und Werkholz, als Kayubulean, Laban, Eben- und Eisenholz, Dammao etc. Nicht minder gross ist die Zahl der Fruchtbäume: Orangen, Citronen, Bananen, Granatäpfel, Durian, Mangustin, Proya, Timon, etc. etc. so wie die Mannichfaltigkeit der Küchengewächse: Reiss (Paddi), Zwiebeln, Knoblauch, Yams, Melonen, Kürbisse, Bohnen und Gurken; auch Rüben, Kohl, Kartoffeln etc. würden überall gedeihen, wenn Europäer sie anbauen wollten.

Minder mannichfaltig ist die *Thierwelt*. Der Elephant soll ausgestorben seyn und überhaupt nur in der Nähe von Cap Unsing gelebt haben, wo jetzt noch Zähne gefunden werden. Auch hat die Insel weder Kameele, noch Pferde oder Esel. Eben so wenig findet man die grössern Arten des Katzengeschlechts, als Löwen, Tiger, Leoparden; auch Bären, Wölfe, Füchse, Schakals und Hunde sind Europäern nie zu Gesicht gekommen. Das merkwürdigste Thier der Insel ist der *Orang Utang* (»Wäldermann«), welcher ausser Borneo nur auf Sumatra vorkommt. *Brooke* erfuhr von den Ein-

gebornen der Nordwestküste, dass es *drei* Arten dieses Thieres auf Borneo giebt; sie heissen *Mias pappan*, *Mias kassar* und *Mias rombi*. Der *Mias pappan* wird so gross wie ein Mensch; die andern beiden Arten sind viel kleiner. *Brooke* erlegte einen noch nicht ausgewachsenen *M. pappan* auf der Jagd, dessen Länge, vom Kopf bis zur Ferse, 4 Fuss 1 Zoll (engl.) betrug; aber in Sarawak brachte ihm ein Dyak die verstümmelte Hand eines solchen Thieres, welche länger, breiter und stärker war als die Hand irgend eines Mannes auf seinem Schiffe; obschon geräuchert und zusammengeschrumpft, waren die Finger doch noch halb so dick als gewöhnliche Menschenfinger. Auch andere Affengattungen sind zahlreich. Ausserdem findet man auf der Insel das Rhinoceros, das Wildschwein, den Hirsch etc., wie auch Büffel, Ziegen etc. Die Flüsse wimmeln von Krokodillen. Schlangen sind häufig im Innern, selten an den Küsten. An lästigen Insekten aller Arten fehlt es natürlich auch nicht.

Das Meer an den Küsten und die Flüsse sind reich an einer Menge der mannichfaltigsten und trefflichsten *Fische*, obwohl die Malayen so wenig Werth darauf legen, dass sie sich selten ins Meer hinaus begeben, um sie zu fangen. Was auf die Märkte und die europäischen Schiffe zum Verkauf

kommt, bringen fast nur die Chinesen. Auch Schildkröten, Austern, allerlei essbare Muscheln und Perlmuscheln werden gefangen.

Weniger bekannt und erforscht ist die Klasse der *Vögel*, obschon es darunter viel Eigenthümliches geben mag. Die Chinesen ziehen viel Enten. Auch giebt es viel Haushühner; nur Truthühner, Gänse und Pfauen sind selten.

Die wichtigsten *Mineralien* sind *Diamanten*, *Gold*, *Zinn* und *Spiessglanz-Erz*. Die Insel ist jedoch, wie überhaupt in naturhistorischer Hinsicht, noch nicht wissenschaftlich untersucht worden und der Reichthum an Mineralien ist wahrscheinlich weit grösser. Die vornehmsten Goldgruben sind in der Gegend von *Sambas*. Hier erhebt sich, etwa 80 Meilen landeinwärts, der Berg *Guning Pandan*, von dem drei Flüsse ausgehen, zwischen welchen das Erdreich nach allen Richtungen von Goldadern durchzogen und in zahlreichen Gruben durch Chinesen bearbeitet wird. Diese Gruben sind vom Radscha gegen eine jährliche Abgabe von 50 Bunkals Gold für jede Grube und überdiess eine Kopfsteuer von 3 Piastern für jeden Chinesen, verpachtet. *Brooke* giebt die jährliche Ausbeute der Minen von Sambas, nur mässig gerechnet, zu 130000 Bunkals an, was, den Bunkal nur zu 20 spanische Piaster angenommen, 2,600000 Piaster (oder 5,200000 fl.)

beträgt. Erfahrne Chinesen versicherten ihn, dass der Goldreichthum der Provinz *Saravak* den von Sambas noch weit übertreffen würde, wenn man hier eben so viel Chinesen wie dort anstellen wollte. Freilich wird von den Chinesen, wie *Hunt* bemerkt, trotz aller Aufsicht sehr viel Gold unterschlagen. Ein grosser Theil Gold wird auch durch Waschen gewonnen.

Etwa drei Tagreisen von *Pontiana* liegt der berühmte Berg *Landa*, welcher nach Golkonda (in Vorder-Indien) die reichste *Diamanten-Grube* des Erdbodens enthält; sie gehört einem malayischen Fürsten und wird, nebst einigen Goldgruben in der Nachbarschaft, hauptsächlich von Dyaks bearbeitet. Bei der Nachlässigkeit, mit welcher die Dyaks das Diamanten-Suchen betreiben, bringen sie selten einen zu Tage, der mehr als drei oder vier Karat Gewicht hätte. Die Diamanten von Landa haben im rohen Zustande eine weisse oder gelbliche Farbe; von jener tintichten *(inky)* Färbung, die manche Golkonda-Diamanten so kostbar macht, ist noch keiner gefunden worden. Dass aber die Landa-Grube auch Exemplare von sehr ansehnlicher Grösse liefert, beweisen die Sammlungen in Batavia. Der König von *Matan* war 1842 im Besitz eines Diamanten von 367 Karat, der nach der hergebrachten Rechnungsart (367 ×

367 × 2) = 269378 Pf. Sterling werth seyn mochte*). Die holländische Regierung von Java soll dem Könige einen noch höhern Preis dafür geboten haben, nämlich 25 Laks ($2^1/_2$ Mill.) Piaster, zwei Schiffsladungen Reiss, 50 Kanonen und 100 Musketen. Er schlug ihn aus. Diamanten von 20 bis 30 Karat besitzen mehre Radschas von Borneo.

Mompava soll sehr reich an *Kupfer* seyn, aber die Gruben werden aus Mangel an Arbeitern und einer kräftigen Regierung nur schwach betrieben. Auf der kleinen Insel *Bongorong*, bei Borneo Proper, giebt es einen Ueberfluss an *Magnet-Eisenstein*. Die Provinz *Saravak* könnte so viel und so treffliches *Zinn* liefern als die bekannten Gruben von Banca, wenn der Bergbau nicht schon seit dem vorigen Jahrhundert vernachlässigt worden wäre. *Brooke* hofft ihn wieder emporzubringen.

---

*) Der Werth der grossen Diamanten, die mehr als 1 Karat wiegen, steigt nach dem Quadrat des Gewichts. Wenn z. B. ein Diamant von 1 Karat 10 fl. kostet, so kostet einer von 2 Karat = 2 × 2 × 10 fl. = 40 fl., einer von 3 Karat = 3 × 3 × 10 fl. 90 fl. u. s. w. (S. den XIII. Jahrgang (1835) unsers Taschenbuches, S. 179; — auch *Okens Lehrbuch der Naturgeschichte*. Leipzig 1813. I. Theil. (Mineralogie) S. 286 und 287) — Im obigen, von *Hunt* angegebenen Falle ist der Preis von 1 Karat zu 2 Pf. St. angenommen.

Spiessglanz- und *Blei-Erz* schickte er schon 1841 nach Singapore.

Die Malayen von Borneo verstehen die Diamanten zu schleifen und zu fassen. Auch in feinen Gold- und Silberarbeiten sind sie ausgezeichnet. In Pontiana wird Schiesspulver verfertigt; eben so giebt es in Borneo Proper Kanonen- und Schrotgiessereien, Dolchfabriken etc. Sie bauen Schiffe (*Prows*) und landesübliche Häuser. Ausserdem sind sie betriebsam im Einsammeln von Vogelnestern und Wachs, in der Perlen- und Tripang-Fischerei etc., so wie als Seeleute im Betrieb von Handelsgeschäften und leider auch der Seeräuberei. Dagegen überlassen sie die Geschäfte des Landbaues und des Fanges essbarer Fische, so wie den Bergbau und die meisten Handwerke, grösstentheils den Chinesen.

Wo sich Gelegenheit zu Wasser-Communicationen darbietet, denkt der Malaye nicht an Strassenbau. Nur im Innern der Insel giebt es nach allen Richtungen zahlreiche Fusswege. Auch um *Mompava* sind, weil der Fluss hier schmal und seicht ist, verschiedene Strassen gebaut worden. Da sie ihre Geschäfte meistens zur See betreiben, so geben sie, wie die Holländer, dem Reisen auf den zahlreichen Flüssen und Kanälen, die das Land durchschneiden, den Vorzug. Ueberdiess gewährt ihnen das Schiff mehr Sicherheit gegen plötzliche

feindliche Angriffe und auch ihre Städte sind aus diesem Grunde überall von Sümpfen und Sumpfgebüsch (Dschungeln) umgeben.

Obwohl die Malayen Mohammedaner sind, so fliessen ihre bürgerlichen Gesetze doch nicht aus dem Koran. Auch haben sie überhaupt keine geschriebenen Gesetze, sondern stehen ganz unter der despotischen Willkür ihres Oberhauptes und seiner ihm blind ergebenen Beamten. Nur der Sultan von *Pontiana* hat sich herabgelassen, einige Gesetze für bestimmte Verbrechen aufzustellen. Mord z. B. wird mit Tod bestraft, ausgenommen wenn der Mörder sich mit den Verwandten des Erschlagenen über eine Geldbusse verständigen kann. Wer Goldstaub verfälscht oder unterschlägt, dem wird der rechte Arm abgehauen. Für den abgehauenen Kopf eines Diebes werden fünf Piaster Belohnung gegeben; wird aber der Dieb lebendig eingebracht, so hängt man ihm bei den Füssen auf und peitscht ihn so lange, als er es, ohne zu sterben, aushalten kann. Kriegsgefangene werden als Sklaven verkauft oder auch, nach Umständen, auf der Stelle getödtet.

Die Staatsverfassung der Malayen ist das Feudal-System unsers europäischen Mittelalters. Das Staatsoberhaupt *(Sultan* oder *Radscha)* erlässt seine Befehle an die *Pangerans* oder Prinzen von Geblüt, die *Datus* oder die Grossen des Reichs von königlicher Abstammung, und an die *Orang*

Kayas oder reichen Vasallen. Alle diese gehorchen dem Könige, wenn dieser stark genug ist, und folgen ihm auf eigne Kosten in den Krieg; findet sich indessen der Vasall mächtig genug, das Joch abzuschütteln, so tritt er als unabhängiger Herrscher auf. Von seinen Sklaven oder sonstigen Unterthanen fordert er denselben Gehorsam wie der König von ihm, muss aber auch nach Umständen auf dieselbe Widerspenstigkeit gefasst seyn. So lange der Vasall oder Unterthan lebt, darf er meistentheils sein Eigenthum ungestört geniessen; aber bei seinem Tode verfällt dieses an den Gebieter, der nach Belieben darüber verfügt.

Ueber die *Seeräuber* des Ostindischen Archipels giebt *Brooke* bemerkenswerthe, grösstentheils neue Nachrichten. Die Seeräuberei ist hier gänzlich verschieden von der Piraterie der Westindischen Inseln und hat bei dem Zustande der verschiedenen kleinen Malayen-Staaten, den Begünstigungen und Schlupfwinkeln, welche die Naturbeschaffenheit der zahllosen Inseln und Eilande darbietet, und dem gänzlichen Mangel an Zwangsmassregeln von Seiten der europäischen Seemächte, einen hohen Grad von Wichtigkeit. Ihre Hauptsitze sind die von den europäischen Niederlassungen am weitesten entfernten Küstengegenden und

Inseln, aus deren Häfen die Piraten hervorbrechen, die einheimischen Handelsfahrzeuge plündern, die Bewohner der Ortschaften an den Flussmündungen fortschleppen, selbst europäische Schiffe, die schlecht bewaffnet oder vielleicht gestrandet sind, anfallen, und so von einem Hafen zum andern herumstreifen, wo sie überall Märkte für ihre Beute an Menschen und Waaren finden.

Die schwachen malayischen Regierungen, wie z. B. die von *Borneo* und *Sulu*, sind wahrscheinlich ohne Ausnahme entweder Theilnehmer an der Seeräuberei oder Opfer derselben, in manchen Fällen auch wohl Beides, indem sie der einen Horde ihren Raub abkaufen, während sie von der andern geplündert werden, oder indem die ohne Schutz gelassenen besser Gesinnten ihrer Unterthanen es nicht wagen, für eigene Rechnung soliden Küstenhandel zu treiben.

Die Piraten der Küste von *Borneo* sind theils solche, welche in grossen, stark bewaffneten Schiffen (*Prows* oder *Prahus*) weite Fahrten unternehmen, wie die *Illanuns*, *Balagnini* u. a., theils leichtere Dyak-Flotten, welche nur kurze Ausflüge und mit ihren kleinen Fahrzeugen mehr plötzliche Ueberfälle als offene Angriffe machen. Eine dritte und wahrscheinlich die ärgste Klasse bilden die halbbürtigen *Araber-Seriffs*, welche sich auf den Gebieten einiger Malayen-Häuptlinge ansässig gemacht

habe und hier Sammelplätze und Märkte für alle herumstreifende Flotten darbieten. Obschon sie gelegentlich auch ihre eignen Leute auf Raub ausschicken, so ziehen sie doch den meisten Gewinn aus dem Verkehr mit fremden Seeräubern, indem sie ihnen Vorschüsse an Lebensmitteln, Waffen und Munition machen und sich dafür sehr theuer mit Sklaven und Waaren bezahlen lassen.

Die *Dyaks* von *Sarebus* und *Sakarran* standen zu der Zeit, als Brooke nach Borneo kam, unter der Botmässigkeit zweier solchen Araber-Seriffs, welche sie auf Seeraub ausschickten und die Beute mit ihnen zur Hälfte theilten. Brooke zählte einst 98 Boote, die zu gleicher Zeit ausliefen, welche, jedes zu 25 Mann gerechnet, eine Besatzung von 2450 Mann enthielten. Der Schlag, welchen Capitän *Keppel* mit seiner *Dido* diesen beiden Raubnestern beibrachte, war so entscheidend, dass das ganze schlechte Geschäft hier aufhören musste. Die beiden Seriffs ergriffen die Flucht; auch die malayische Bevölkerung zerstreute sich und die Dyaks waren so gedemüthigt, dass sie brittischen Schutz anflehten.

»Die nächste Piraten-Horde,« — sagt Brooke — »welche uns aufstösst, ist eine gemischte Gesellschaft von *Illanuns* und *Badjows* (»See-Zigeuner«), welche ihren Sitz in *Tampasuk*, unweit aufwärts von der Mündung eines kleinen Flusses, haben.

Sie sind an Zahl nicht eben furchtbar und verüben ihre Räubereien hauptsächlich auf spanischem Gebiete. Ihr Hauptmarkt aber war noch kürzlich *Bruni* oder *Borneo Proper*. Es möchte nicht schwer seyn, sie zu zerstreuen und die *Dusuns* (Dorfbewohner) vor fernern Angriffen zu schützen.«....

Die *Balagnini* bewohnen eine Gruppe kleiner Inseln in der Nachbarschaft von Sulu und gehören zu dem Stamme der *Badjow* oder s. g. See-Zigeuner, eines Wandervolks, dessen eigentliches Vaterland nie bekannt geworden ist. Sie sind zwar nicht unmittelbar von *Sulu* abhängig, scheinen aber von irgend einem dortigen Radscha begünstigt zu werden und einen Markt bei ihm zu finden. Die *Balagnini* machen ihre Fahrten in grossen *Prahus*, zu deren jedem ein leichtes *Sampan* (Boot) gehört, welches 10 bis 15 Mann fassen kann. Sie haben selten eigentliche Kanonen wie die *Illanuns*, wohl aber ausser ihren andern Waffen, Lanzen und Säbeln etc., dicke *Lelas* (kleine Stücke für ein- bis dreipfündige Kugeln). Auch bedienen sie sich, beim Angriff und auf der Flucht, sehr langer Stangen mit gezähnten eisernen Spitzen, die zum Einhäkeln des Raubes dienen. Mittelst der leichten *Sampans* bemächtigen sie sich aller kleinen Boote, gewöhnlich in der Art, dass nur ein Paar verkleidete Ruderer aufrecht stehen, die übrigen aber auf dem Boden liegen, wodurch es ihnen leicht

wird, nicht nur einzelne Fischer etc. an den Flussmündungen, sondern auch wohl ganze Prahus im offenen Meere zu überrumpeln. Als Chinesen verkleidet haben sie eine Menge Leute dieser Nation aus den Flüssen *Sambas* und *Pontiana* weggeschleppt. Diese *Balagnini* machen sehr weite Fahrten. Sie gehen um ganz *Borneo* herum, bis zur Südspitze von *Celebes*, selbst bis nach den *Molukken* und wahrscheinlich auch bis *Neu-Guinea*; in westlicher Richtung hat man sie oft an der Küste von *Malacca* gesehen. Am gefährlichsten sind sie dem Handel von *Brunei*, dessen wenig kriegerische Bewohner ihnen nur schwachen Widerstand leisten können. Die Zahl derer, welche jährlich als Sklaven in die Gewalt der Seeräuber gerathen, ist sehr beträchtlich; denn in der Regel lauern stets 6 oder 8 Boote bei der Insel *Labuan*, um den Verkehr zu hemmen und die Einwohner der Stadt wegzufangen. Diese pflegen daher den Ostwind »den Piratenwind« zu nennen.

Sehr ungenaue Nachrichten hat man über die Insel *Magindano* (oder *Mindanao*); doch weiss man, dass sie stark bevölkert ist und die Einwohner ein kriegerisches Volk sind, so wie dass aus der Gegend um die *Bay Illanun* die verwegensten Seeräuber des Archipels hervorbrechen. *Brooke* traf eines Tages 18 Boote auf neutralem Gebiete und erfuhr von ihren beiden Häuptlingen, dass sie

schon seit zwei Jahren von Hause abwesend waren. Sie hatten viel Negersklaven (Papuas) aus Neu-Guinea an Bord. — *Brooke* verbreitet sich, was wir übergehen, umständlich über die Mittel, welche den Engländern zu Gebote stehen, die Seeräuberei in diesen Gewässern ganz zu unterdrücken; namentlich hält er die Besitznahme der Insel *Labuan*, vor der Mündung des Flusses Borneo, für nothwendig.

Hunt giebt einige Notizen über die bemerkenswerthesten Städte der Insel Borneo. — *Matan*, an der Westküste, steht unter einem unabhängigen *Radscha*, der sich ehemals, bis die Holländer gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Stadt in Asche legten, *Sultan* von *Sukadana* nannte. Eine Allianz mit dem Sultan von *Pontiana*, der ihm auch Geld vorstreckte, setzte ihn in den Stand, sich wenigstens als *Radscha* von *Matan* zu behaupten. Die Stadt hat etwa 10000 Einwohner. Das Land aber umher gehört, wie *Sukadana*, zu den Besitzungen der *Holländer*. *Sukadana*, ehemals die berühmteste Stadt der Insel Borneo, die Hauptstadt eines Königreichs und ein wichtiger Handelsplatz, liegt, seitdem es die Holländer zerstört haben, ebenfalls in Trümmern und ist auch nicht wieder aufgebaut worden, hauptsächlich auf Veranlassung und im Interesse des mit den Holländern einverstandenen Radscha von *Pontiana*, dem daran gelegen war, den Handel von Sukadana zu unterdrücken.

Zwischen *Matan* und *Pontiana* sind keine Plätze von Wichtigkeit. Der Sultan von *Pontiana*, von arabischer Abstammung und Mohammedaner, ist fast der einzige Herrscher, der noch Macht besitzt und eignen Handel treibt. Die Stadt liegt unter 4° nördlicher Breite. Der gleichnamige Fluss hat zwei Mündungsarme, und 15 Meilen aufwärts von denselben ist an der Vereinigung der Flüsse *Matan* und *Landa* die Stadt erbaut. Der Raum zwischen der Stadt und dem Meere ist längs dem Flusse etwa zu zwei Drittheilen mit Batterien und Palissaden befestigt, welche mehr als 30 Kanonen enthalten. Ausserdem hat der Palast des Sultans eine Batterie von 11 Kanonen; doch dürften alle diese Werke einem ernsthaften Angriff nur schwachen Widerstand leisten. Eine sumpfige Insel nahe am Palast ist besonders mit Palissaden umgeben und enthält die Hauptmoschee. Die Stadt ist, wegen ihrer tiefen Lage, zwischen Sümpfen und Morästen, sehr ungesund. Zur Zeit der Meeresfluth stehen die untern Theile der Gebäude unter Wasser.

Eine *chinesische* Niederlassung von etwa 2000 Seelen liegt am linken Ufer des Matan; am rechten das Kampong der *Bugis* und dicht am Palast das Kampong der Malayen. Die ganze Volksmenge beträgt etwa 17000 Seelen. Dyaks giebt es nicht darunter. Ein Hauptprodukt ist der Reiss. Das Einkommen des Radscha mag 40000 spanische

Piaster betragen. Die Chinesen gelten für arm, aber unter den Bugis besitzen Einzelne grosse Reichthümer. Die Einfuhr besteht in Opium, Eisen, Stahl und Stahlwaaren, Salz, Schiesspulver und allerlei chinesischen Artikeln. Ausgeführt werden Gold (jährlich 3 bis 4 Pikuls, zu 133 1/3 engl. Pfd.), Diamanten, Vogelnester, Wachs, Ebenholz etc., Pfeffer, Sago, Kampher, Cassia etc. Jährlich kommen 5 chinesische Dschunken mit Ladungen bis zu 50000 Piaster an Werth. Die Seemacht des Sultans besteht in 2 kleinen Schiffen, 2 Briggs, und 50 Prows verschiedener Grösse und ist etwa mit 1000 Mann bewaffnet.

Der nächste Hafen ist *Mompava*, etwa 16 Meilen nördlich von Pontiana und der zweite dem Sultan gehörige. Der gleichnamige kleine Fluss macht viele Krümmungen und hat ein starkes Gefälle. Das Land umher ist mit Pontiana verglichen ein wahres Paradies. Die Stadt liegt 8 Meilen aufwärts von der Mündung des Flusses, wohin ein gebahnter Weg führt. Die Einfahrt wird von zwei schlechten Forts, jedes mit 5 oder 6 Einpfündern, vertheidigt. Die Volksmenge beträgt 7000 Köpfe und besteht aus Malayen, Bugis, Dyaks und etwa 2000 Chinesen. Ehemals erstreckte sich das Gebiet von *Mompava* bis 1° nördl. Br., und gehörte einem eignen Radscha, den jedoch die Holländer, nachdem sie sich in Pontiana niedergelassen, absetzten,

indem sie das Land dem Sultan von Pontiana übergaben. Die Handelsartikel sind dieselben wie in Pontiana; doch erlaubt der Sultan keinem fremden Schiffe die Einfahrt; alle müssen nach Pontiana kommen. Der Palast ist gross und rings mit Palissaden umgeben. Von der Stadt führen Strassen nach *Sambas*, *Landa*, *Mintrada* etc. Gebüsche von Kokospalmen bezeichnen die Stätten ehemaliger, schon längst zerstörter Dörfer. In Hinsicht der Bodencultur ist das Land um ein halbes Jahrhundert weiter vorwärts als Pontiana.

Etwa 13 spanische Meilen (Legoas) aufwärts von der Mündung des Landa-Flusses liegt an dessen Vereinigung mit dem *Salako* die Stadt *Landa* mit einem kleinen Fort, eine Legoa abwärts am Flusse. Letzterer ist sehr schmal und hat so viele Krümmungen, dass kein Seeschiff hinauffahren kann. Die Einwohner bestehen in 12000 Dyaks und Malayen und 30000 Chinesen. Vor beiläufig 80 Jahren gaben die Holländer Sambas ganz auf und es herrschten hier nach einander drei Sultane. Der gegenwärtige ist den Holländern wieder zinspflichtig geworden. Erzeugnisse und Handel sind fast dieselben wie in Pontiana; aber das Land ist besser angebaut und hat eine höhere und gesundere Lage.

Die zum Gebiete des Radscha von Borneo Proper gehörige Stadt *Calaca* liegt nördlich (?) von der Landspitze Datu, und ist der vornehmste Sta-

pelplatz südwestlich von der Hauptstadt. Das Land umher liefert viel Getraide, 100 Pikuls schwarze Vogelnester, 200 Pikuls Wachs, etwas Gold, Pfeffer, Kampher etc.; aber die Zinngruben werden vernachlässigt. Andere minder wichtige Städte an den Flussmündungen dieser Küstenstrecke sind *Salat*, *Bakalo*, *Pasir*, *Baram*, etc. Sie bringen dieselben Erzeugnisse in den Handel, liefern sie aber nach der Hauptstadt ab. —

Hunt bemerkt, dass alle die Klippen und Untiefen, welche die Karten längs diesen Küsten anzeigen, z. B. *Volcano*, *Byhore*, *Krenpel*, die *Fünf Comadas* etc. nicht vorhanden sind. Er erklärt die ältere Karte von *A. Dalrymple* für weit richtiger als die neuen.

Die Stadt *Burni* (Borneo), die Hauptstadt von *Borneo Proper*, liegt unter 5° 7′ nördl. Br., 15 Meilen aufwärts vom Meere, an einem der schönsten Flüsse der Welt, mit 3 Faden Tiefe an der Mündung und einem Steigen und Fallen von 15 Fuss. Hier sind Decken für Seeschiffe von 500 bis 600 Tonnen. Die Stadt hat 3000 auf Pfosten gebaute Häuser und zusammen 10000 Einwohner, Malayen, Chinesen, Moruts etc. *Brooke* nennt sie ein aus Hütten bestehendes Venedig. Zur Fluthzeit steht sie ganz unter Wasser, während der Ebbe auf einem Morast. Der Palast des Sultans ist zwar gross, aber sein Aeusseres nicht viel besser als das

der übrigen Häuser. Beide Ufer des Flusses sind mit Pfefferpflanzungen bedeckt, welche ehemals 60000 Pikuls jährlich lieferten. Auch grosse Quantitäten des schönsten Kamphers sind hier zu haben; er kommt stromabwärts aus dem Lande der *Moruts*; ebenso Wachs, etwas Gold, viele Vogelnester, aber von geringer Güte, etwas Sago, Cassia, Betelnüsse, Tripang etc. Die Berge und Fluren um die Stadt zeigen, dass in frühern Zeiten das Land weit stärker bevölkert und viel besser angebaut war.

Die Stadt *Kimanis* liegt unter 5° 8′ nördl. Br., zehn Meilen aufwärts am Flusse dieses Namens und zählt 35000 Einwohner, *Orang Idan*. Ausser Kimanis sind hier noch die Städte *Benome*, *Papal* und *Pangtilat* zu bemerken, welche aber alle ihre Erzeugnisse nach der Hauptstadt Borneo abliefern müssen. Diese sind dieselben wie die bei Borneo angezeigten.

Die Provinz *Kiney Balu* hat mehre gute Hafenplätze: *Putatan*, *Mangatal*, *Innanam*, *Labatuan*, *Mangabong*, *Tampasuk*, der wichtigste Hafen für die Seeräuber, u. a. Das innere Land liegt sehr hoch, ist aber höchst fruchtbar. Der oben erwähnte Berg *Kiney Balu* ist 15 Meilen von Tampasuk entfernt. An seinem Fusse befindet sich ein schöner See von mehren Meilen im Umfang. Seine Ufer sind stark bevölkert und trefflich angebaut. Die

Einwohner dieser Gegend sind fast so hellfarbig wie die Europäer.

Die *Bay Maludu*, nördlich von Borneo, ist 30 Meilen lang und 4 bis 6 breit, und nimmt eine Menge Flüsse auf. Hier wird starke Perlenfischerei getrieben. Die Ufer der Flüsse sind meilenweit mit Wäldern von *Rotang (Calamus rotang)* bedeckt, so dass schon vor 50 Jahren *Dalrymple* versicherte, es könnten davon jährlich für 4000 Tonnen ausgehauen und nach China abgesetzt werden, ohne sie zu erschöpfen. Auch herrliche Fichtenwälder giebt es, die zu grossen Masten taugen und in China theuer bezahlt werden. Auch werden nirgends in der Welt so viel Schildkröten, von der geschätzten Art, die die Malayen *Pakayan* nennen, gefunden als in der Bay *Maludu*. Das Innere des Landes ist reich an Kampher, Wachs, Reiss und Zuckerrohr.

Die Hauptprovinz für den Kampher ist *Paytan*. Hier giebt es ganze, viele Meilen lange Wälder von Kampherbäumen. Die wichtigste Stadt ist *Sugut*. Auch *Labuk* mit der gleichnamigen Stadt erzeugt viel Kampher. Der Hafen *Sandakan* ist eine der schönsten des Erdbodens. Die kleinen Städte längs der Küste, wie *Duyon*, *Lu* etc. sind in den Händen von Beamten des Sultans von *Sulu*, welche dieser bloss in der Absicht eingesetzt hat, die ungeheure Menge von Vogelnestern zu sammeln, an denen die

ganze Gegend so reich ist. Die Sulus sind daher sehr eifersüchtig auf alle fremden Schiffe, die hier einlaufen wollen.

In der Provinz *Mangidora* liegt der grosse Fluss *Kinnabatingan*, welcher sehr weit ins Land hinein schiffbar ist und zahlreiche Ortschaften bewässert, die von Stämmen der *Orang Idan* bewohnt werden. Die Provinz erzeugt über 100 Pikuls Vogelnester, etwas Kampher, Honig und Wachs. An der Küste bei *Tavi Tavi* sind Perlenbänke.

Die Hafenstädte der Provinz *Tirun* sind hauptsächlich von *Bugis* bewohnt; die wichtigsten Häfen, *Kuran* und *Sibucu*, bringen Vogelnester, Sago, Tripang, Rotang, Gold etc. in den Handel. Die Einwohner von *Tapeandurian* werden als sehr wild und grausam geschildert.

Ungefähr dieselben Produkte führen die Häfen *Pasir* und *Coti* aus, welche ehemals dem Radscha von *Benjarmassing* gehörten, jetzt aber, wie Borneo Proper, einem andern unabhängigen Sultan unterthänig sind.

»Bei einem Ueberblick der Weltkarte« — sagt *Hunt* am Schluss seiner Denkschrift — »erweckt es schmerzliche Betrachtungen, ein so grosses Stück der bewohnbaren Erdfläche wie die Insel *Borneo* der Barbarei und Verödung preisgegeben zu sehen; zu erfahren, dass trotz allem ihren Reichthum an

kostbaren Erzeugnissen und den allgemeinen Vorzügen ihrer Naturbeschaffenheit gleichwohl ihre Küsten von den Europäern vernachlässigt worden sind; dass weder die *Holländer* noch die *Portugiesen*, während sie Jahrhunderte lang in diesen Meeresgegenden herrschten, auch nur einen Strahl von Civilisation auf diese, ihren eignen Besitzungen so nahe gelegenen Landstrecken haben fallen lassen; dass die Häfen und Flüsse dieser Insel, statt dem ausgebreiteten Verkehr mit China zum Schirme und Stützpunkte zu dienen, den friedlichen Seefahrer nur mit Verlust und Schrecken bedrohen, und dass die Bevölkerungen dieser Küstenplätze von den Holländern nur die Kunst gelernt zu haben scheinen, sich gegenseitig schneller zu verderben und den Fremden Schaden zuzufügen.«...

XI.

DIE CATALONIER.

Nach Cuynat*).

Die Catalonier sind im Allgemeinen von mittler Grösse, wohl gebaut und starkmuskelig. Ihr Temperament ist gemischt sanguinisch-cholerisch. Das Haupthaar ist entweder schwarz oder hell- oder kastanienbraun. Ihr Benehmen ist höflicher als das ihrer Nachbarn, der Aragonier, die ihnen überhaupt an Gesittung nachstehen. Man wirft ihnen nicht ohne Grund eine gewisse Rauhigkeit des Charakters und Roheit des Ausdrucks vor; aber wenn man dem Ursprunge dieses Fehlers nachgeht und zugleich ihre guten Eigenschaften in die andere Wagschale legt, so wird man sie we-

*) *Nouvelles Annales des Voyages* etc. 1845. Dezbr., S. 389 u. ff.; aus *Compte rendu des travaux de l'Acad. des Sciences etc. de Dijon*, 1843—1844. *La Catalogne en 1824—1827*, ou Topographie physique et historique de la Catalogne etc. par *C. S. Cuynat*.

niger tadelnswürdig finden. Gewohnt, unter der Herrschaft der Könige von *Aragonien* die gesetzgebende Gewalt mit diesen zu theilen, in dem Staatsoberhaupte nur den *Grafen von Barcelona* zu erblicken, keine andern Abgaben zu entrichten, als die sie sich freiwillig auflegten, nur so viel Truppen zu stellen, als ihnen beliebte, hatten die Catalonier ein Gefühl von Unabhängigkeit erworben, das seit jener Zeit nicht erloschen ist und vielleicht früher oder später in einen republikanischen Geist ausarten dürfte. Daraus erklärt sich jener Stolz, jenes hochfahrende Wesen, jener Widerwille gegen Unterwürfigkeit und selbst gegen Unterordnung, der nicht nur die Bewohner der Hauptstadt, sondern auch der ganzen Provinz überhaupt auszeichnet. Die catalonische Sprache ist das treue Abbild dieser Charakterzüge. Sie klingt hart und rauh, vermag aber doch bei allem Mangel an Anmuth und Zartheit die sanftesten und leidenschaftlichsten Empfindungen auszudrücken.

Der Landmann erreicht in gewissen Gegenden eine Grösse von 5 (Pariser) Fuss 4 bis 5 Zoll, und hat, ohne dick zu seyn, einen muskelkräftigen, durch ein beschwerdenvolles Leben abgehärteten Körper. Trotz der sonnenverbrannten, beinahe schwarzen Hautfarbe macht die Gesichtsbildung keinen unangenehmen Eindruck. Der Kopf bildet meistens ein schönes Oval, die Stirn ist breit und

weit vorragend, das Auge tiefliegend und feurig, die Nase ziemlich gross, obwohl nicht gebogen, der Mund wohl geformt und voll schöner Zähne. Weniger ausgesprochen ist die Physiognomie der gemischten Bevölkerung der Städte. Die Dorfbewohner verheurathen sich nur unter sich und bewahren dadurch ihre Eigenthümlichkeiten rein und unverfälscht. — Die Frauenspersonen haben im Allgemeinen einen schlanken Wuchs, ein schönes Gesicht, einen leichten gewandten Gang, lebhafte Augen, und verstehen, sich durch ihre volksthümliche, geschmackvolle Kleidung, in Verbindung mit einer wohlklingenden Stimme und einer natürlichen Anmuth des Benehmens, recht interessant zu machen.

Was die *Barceloner* insbesondere betrifft, so weicht ihr Charakter im Wesentlichen nicht von dem des Landvolks ab; doch hat er in Folge des vielfachen Verkehrs mit Fremden weniger Rauhes. Das gemeine Volk macht zwar zu Zeiten viel Lärm und Geschrei, lässt es aber selten zum Handeln kommen und ist überhaupt nicht bösartig. Aufläufe finden zwar häufig Statt, sowohl bei Tage als bei Nacht, aber in der Regel geht Alles bald wieder ruhig seines Weges. Auch sind, trotz dem barschen Wesen des Volks und dem Zusammenfluss von zahlreichen Fremden, die Strassen von Barcelona in tiefster Nacht vollkommen sicher. Man verdankt diess vorzüglich dem Institute der *Sere-*

sos (Nachtwächter), welche mit Säbeln und Piken bewaffnet und mit Laternen versehen sind.

Lebhaftigkeit und Regsamkeit sind die Grundzüge des Charakters der Catalonier, die sich freilich je nach dem verschiedenen Bildungsgrade der Individuen mehr oder weniger auffallend äussern. Im Ganzen aber sind es lobenswerthe Eigenschaften, die sie fähig gemacht haben, grosse Dinge zu unternehmen. Sie erfochten unter den Grafen von *Barcelona* und den Königen von *Aragonien* mehr als Einen glorreichen Sieg, vertrieben die Sarazenen aus den Balearischen Inseln und eroberten für die Könige von Aragonien die Insel Sardinien. Dieselbe Rührigkeit trieb sie auf das Meer und nach allen Theilen der damals bekannten Welt; sie öffnete ihnen die Laufbahn der Wissenschaften, das weite Feld der Industrie und des Handels. Bei dieser Neigung zu rastloser Thätigkeit, die sich durch kein Hinderniss zurückschrecken lässt, ist es nicht zu verwundern, dass es nicht nur in Spanien, sondern auch in allen Ländern Europas und in allen Colonien der fremden Erdtheile fast keine Stadt und keinen Hafen giebt, wo nicht Catalonier anzutreffen wären. Ihre Tapferkeit im Kriege geht nicht selten bis zur Verwegenheit und Tollkühnheit. Sie sind mit den Aragoniern, Galiciern und Navarresen die besten Soldaten des spanischen Heeres. Die französischen Kriege der Halbinsel liefern dafür

zahlreiche Beweise, sowohl in älterer als neuerer Zeit; namentlich gelang es im Spanischen Erbfolgekriege, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, den vereinigten Armeen der Franzosen und Spanier niemals, festen Boden in Catalonien zu gewinnen.

Nach allem Bisherigen begreift sich's leicht, dass die Catalonier auch ein Volk von heftigen Leidenschaften seyn müssen. Aus Habgier geht ihre Betriebsamkeit, aus Ruhmsucht ihre Verblendung gegen alle Gefahren kühner Unternehmungen und weiter Seereisen hervor. Wenn sie lieben, so lieben sie stark, mit vollem Herzen; aber eben so innig und unauslöschlich ist ihr Hass. Sie haben selten Geistesstärke genug, um eine Beleidigung zu vergessen und ihren Groll zu unterdrücken. Doch darf man darum nicht glauben, dass der Catalonier wild und unbändig sei. In politischer Beziehung ist er unruhig und wühlerisch. Seine Liebe zur Freiheit oder vielmehr zur Unabhängigkeit hat ihn oft zu bewaffneten Aufständen geführt; aber er ist auch der Regierung, die ihn zu gewinnen gewusst, eben so unerschütterlich treu geblieben. Beim Ausbruche der frühern Revolutions-Kriege mit Frankreich machte Catalonien dem Könige von Spanien das Anerbieten, sich ganz allein gegen alle feindlichen Einfälle vertheidigen zu wollen, und zahllose Schaaren von Freiwilligen waren bereit ins Feld zu rücken. Aber dieses Anerbieten ward nicht an-

genommen, weil die Regierung einen Offensiv-Krieg führen wollte und dazu regulärer Truppen bedurfte.

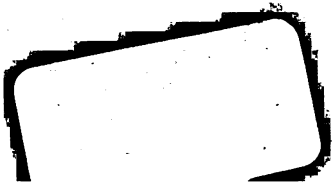
Man wirft den Barcelonern, wie den Catalonier im Allgemeinen, eine grosse Geldgier vor, und dass sie sich den grössten Beschwerden unterziehen, um Reichthümer zu erwerben, die sie dann auch aufs hartnäckigste zu erhalten suchten. Aber sie haben in den unglücklichen Zeiten der französischen Staatsumwälzung auch bewiesen, dass sie der Grossmuth fähig sind. Zahllose Auswanderer jedes Standes, Alters und Geschlechts haben in dieser Provinz, und vorzüglich in Barcelona, Unterstützung und Beistand gefunden.

Alle Catalonier sind in hohem Grade für religiöse Feierlichkeiten, besonders Prozessionen, eingenommen und finden einen nicht minder grossen Geschmack an öffentlichen Lustbarkeiten, so wie an gesellschaftlichen Zusammenkünften, Bällen u. dgl. m.; doch sind sie keine Freunde von Stiergefechten; wenigstens haben diese nie ein Volksvergnügen werden können. Sehr häufig sind die s. g. *Romarias*, oder Wallfahrten an bestimmten Tagen nach gewissen Kapellen, Einsiedeleien etc., an welchen stets grosse Schaaren von Gläubigen Theil nehmen.

Die *Sprache* der Catalonier ist die ehemalige Sprache der südlichen Provinzen von Frankreich, deren Bewohner einst das Land den Mauren ent-

rissen, es bevölkerten und ihre Gesetze, Sitten und Gebräuche daselbst einführten. Ihr Patois hat sich in Frankreich selbst noch in der Gascogne, der Provence und in Languedoc erhalten, obschon es durch Vermischung mit dem modernen Französischen mehr oder weniger Veränderungen erlitten hat. In Catalonien ist dasselbe durch Vermischung mit dem Castilischen der Fall gewesen. Das Catalonische hat dadurch viel an seiner ursprünglichen Annehmlichkeit und Weichheit verloren. Harte Endungen und eine rauhe, übelklingende Aussprache unterscheiden es zu seinem Nachtheil von derselben Mundart, wie sie sich in grösserer Reinheit bis zur Stunde in Valencia zu erhalten gewusst hat. In Hinsicht der Grammatik und der Wortfügung hat das Catalonische viel Aehnlichkeit mit dem heutigen Französischen; selbst eine Menge ganz französischer, nur in den Endungen verschiedener Wörter sind darin anzutreffen. Uebrigens finden je nach den verschiedenen Gegenden und Wohnplätzen des Landes mancherlei Abweichungen Statt. Doch zieht der Catalonier überall, im Gebirge wie im Tieflande, selbst der Städtebewohner, seine Sprache der Castilischen vor, und wo man die Letztere sprechen hört, wird sie durch Aussprache und Vermischung mit catalonischen Wörtern und Redensarten nicht selten ganz unverständlich.

Verbesserungen.

S.	119	Z.	8	von	oben	statt *Eimeer*	lese man	*Eismeer*.
—	170	„	3	„	unten	„ *Arctomy*	„ „	*Arctomys*.
—	193	„	10	„	oben	„ *Sern*	„ „	*Stern*.
—	218	„	8	„	„	„ *Houra*	„ „	*Hours*.
—	XLI	„	4	„	„	„ *1846*	„ „	*1845*.

MAY 15 1935